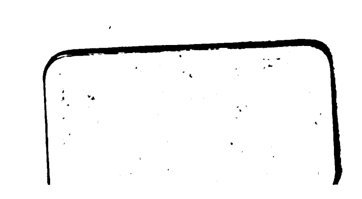
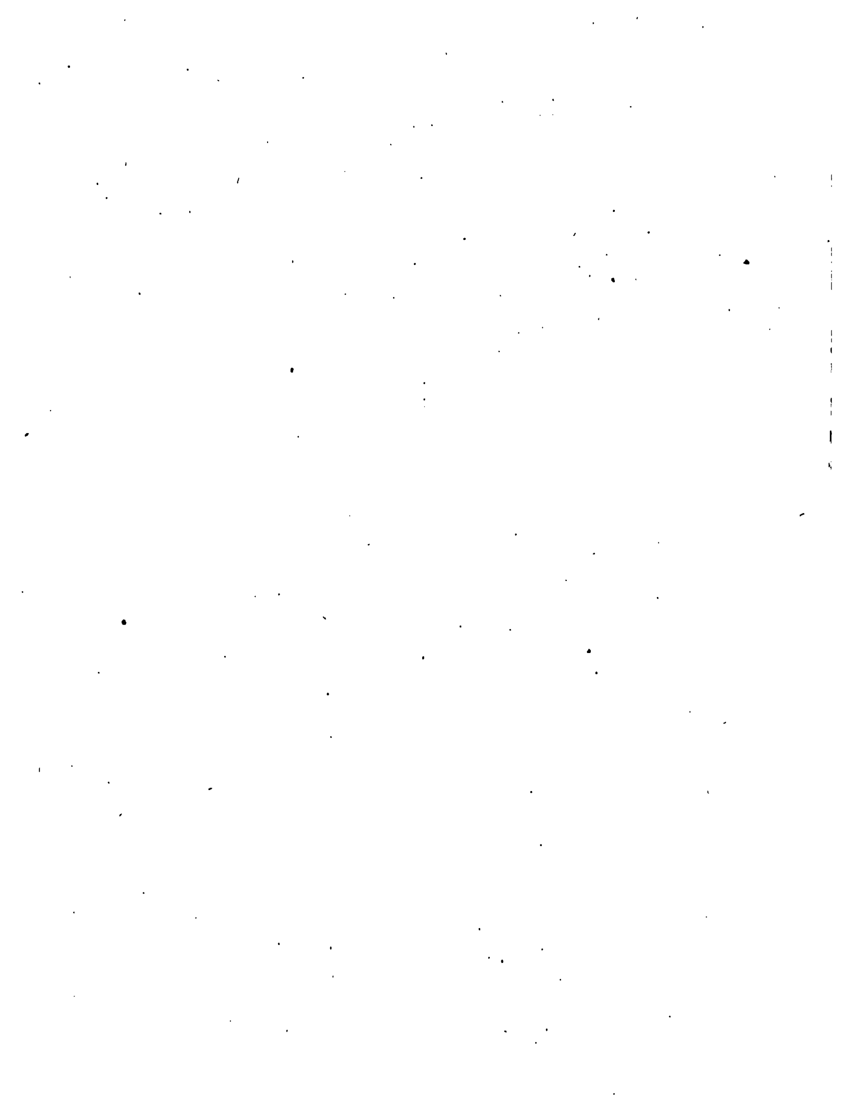



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA







J. F. Castelli's

sämmtliche Werke.

Achtes Bändchen.

Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl.



WIEN.

Druck und Verlag von Ant. Pichler's sel. Witwe.

1844.

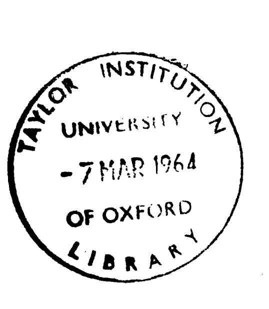
J. F. Castelli's

Erzählungen.

Viertes Bändchen.

Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl.

Wien.
Druck und Verlag von Ant. Pichler's sel. Witwe.
1844.



Die Heilung.

Humoristische Erzählung.

Wenn ich einen Roman schreiben wollte, so würde ich einige Seiten dazu verwenden, meinen Lesern ein physisches und moralisches Bild meiner Familie Riffling zu entwerfen, und dabei würde ich mehr gewinnen als sie, weil mir der Verleger für einen halben Bogen mehr Honorar zahlen müßte; allein da ich darauf eigentlich nicht anstehe, so melde ich Ihnen nur in Kürze Folgendes:

Herr Riffling war Negoziant und hatte sich nun von den Geschäften zurückgezogen. Er hatte sich nämlich durch Fabrizirung von Nudeln, Oblaten und andern für das Glück der Menschheit nicht minder nützlichen Teigen ein Vermögen erworben, welches ihm 12,000 Gulden jährliche Renten abwarf. Das war der geistvollste Zug seines Lebens. Er besaß ein schönes Haus in der Vorstadt, welches er mit seiner Familie bewohnte. Seine Nachbarn sagten von ihm, daß er so unermeßlich reich sei, daß er sein Vermögen selbst nicht wisse. — Er wär groß und mager, trug immer einen sehr langen Stock, der statt des Knopfes einen aus Elfenbein schön geschnittenen Türkenkopf hatte, auf welchen er das Kinn zu stützen pflegte, wenn er saß. Er war immer

vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet, weil, wie er sagte, die schwarze Farbe die ehrwürdigste sei. Seine Einbildungskraft war nicht sehr lebhaft, er sprach wenig und dachte noch weniger. Seine Conversation beschränkte sich darauf, die letzten Worte einer Periode seiner Gattin wörtlich zu wiederholen. Zum Beispiel, Frau Riffling schimpfte über das schlechte Wetter, und schloß ihre lange Dissertation mit den Worten: „Wirklich, ich weiß nicht, was mit der Erde vorgegangen ist, die Jahreszeiten sind ganz ausgewechselt, man kennt sich gar nicht mehr aus;“ so setzte Riffling hinzu: „Ganz ausgewechselt, man kennt sich gar nicht mehr aus.“

So waren seine Worte und seine Handlungen nur immer die Copie, oder vielmehr die Folge jener seiner Frau. Er hatte ein sehr bewegtes Leben geführt bis zu dem Augenblicke, wo er Kapitalist, daher gar nichts wurde, aber von dieser Zeit an lebte er auch nicht mehr, er vegetirte bloß. Er fand es sehr bequem, Jemanden zu haben, der für ihn dachte und handelte, und so war er stets der Schatten und das Echo seiner Frau.

Frau Riffling besaß Alles, was nöthig war, um die Unthätigkeit ihres Mannes auszugleichen. Sie war eine kleine, dicke, man kann sagen, kugelrunde Frau, unruhig, lebhaft, rechthaberisch, sie sprach schnell und kreischend. Die beiden Gatten verließen sich keinen Augenblick. Frau Riffling war sehr froh, immer einen gelehrigen Jaherrn bei sich zu haben, der ihre unzähligen Worte willig annahm. Auch machte es ihr die Gewohnheit nothwendig, ihren linken Arm an ein lebendes Wesen, so wie an ihren rechten einen Ri-

dikül zu hängen; und wenn es ihr geschehen wäre, einmal ohne einen oder den andern auszugehen, so würde ihr sicher etwas gemangelt haben, eben so ihr Mann, wie ihr Ridikül.

Salchen, ihre einzige Tochter, war eines der schönsten Mädchen in der ganzen Vorstadt. Meine Herren Kollegen, die Novellenschreiber, machen gewöhnlich ihre Heldinnen zu den schönsten in der ganzen Welt; und ich glaube einen großen Beweis meiner Mäßigung zu geben, indem ich mich nur auf eine Vorstadt beschränke.

Sei es nun, wie es wolle, so war das, was an ihr gefiel, nicht so sehr die Schönheit ihres Gesichtes, als das Pikante ihrer Züge, und das Anmuthige ihrer Bewegungen. Sie besaß das wahre: Je ne sais quoi. Ihre Erziehung war eben nicht vernachlässigt, aber auch nicht mit Sorgfalt betrieben worden. Sie hatte so viele Begriffe von der Geographie, daß sie eben wußte, daß es außer Österreich und Wien auch noch mehre Länder und Städte gebe, sie machte nur drei orthographische Fehler in sechs Worten, sie konnte gut und schlecht tanzen, sticken, zeichnen, singen, Guitarre spielen und kochen. — Die letzte Eigenschaft hob ihre Mutter immer am ausgezeichnetsten hervor, und stützte vorzüglich hierauf ihre Behauptung: daß ihre Tochter eine vortreffliche Hausfrau werde. Salchen liebte es zwar nicht, sich zum Herde zu stellen, und wenn Gäste zu Tische waren, so mußte Mama sich in der Küche herumtummeln; aber wenn die Chocolade-Crême dann auf die Tafel kam, so ließ die Mutter doch die Ehre ihrer Tochter, und es hieß immer: „Kosten Sie doch von der Chocolade-Crême, die hat mein Salchen gemacht.“ — „Ja,“ sagte Riffling, „ko-

sten Sie, die hat mein Salchen gemacht.“ — Man kostete und lobte. Aber Salchen war wenig empfänglich für Lobeserhebungen. Sie erröthete nicht einmal, wie es viele Mädchen von meiner Bekanntschaft gethan haben würden, denn die schöne Stirne Salchens verstand es noch gar nicht, zu erröthen, weder aus Schande, noch aus Schamhaftigkeit. Die Schamhaftigkeit fängt erst an, wenn die Unschuld aufhört, und die Schande kömmt, wenn die Schamhaftigkeit davongegangen ist.

Salchen war äußerst lustig, ja, man kann sagen närrisch. Lachen war ihr einziger Fehler, oder vielmehr ihre kostbarste Eigenschaft. Nichts auf Erden ist reizender als die Fröhlichkeit eines jungen Mädchens. „Lache, lache, liebes Kind! die Thränen kommen immer noch zu früh.“

Salchen war also sehr lustig, dabei aber auch launenhaft. Sie lachte über Alles, auch über Nichts. Ja, es ergriff sie manchmal eine Lustigkeit, ohne daß sie eine Ursache wußte. Sie brauchte sich nur in Zug zu setzen, dann lachte sie, um sich lachen zu sehen, und das ganze Stunden lang. Die Lustigkeit ergriff dann auch Frau Riffling, welche lachte, weil sie ihre Tochter lachen sah. Herr Riffling lachte nothwendiger Weise, weil seine Frau lachte, und die Domestiken lachten aus gehörigem Respekte mit.

Was meinen Lesern aber außer dem noch einen deutlicheren Begriff von Salchens Charakter geben wird, ist, daß sie ungeachtet ihrer sechzehn Jahre noch eine Puppe hatte. Ja, eine Puppe fast von der Größe eines Menschen, welche sich niedersetzen konnte, die Arme erhob und den Kopf bewegte. Es war wirklich eine ausgezeichnete Arbeit, und

Frau Riffling sagte: „Mein Himmel! wie man doch heut zu Tage arbeitet! es wird am Ende noch so weit kommen, daß man wirkliche Personen macht. Der Puppe fehlt doch gar nichts als die Sprache.“ — „Ja gar nichts, als die Sprache,“ sprach Riffling nach.

Es ist unnöthig zu sagen, daß sich für das schöne und reiche Salchen Bewerber genug fanden. Wenn das Gleichniß nicht zu verbraucht wäre, so würde ich Salchen mit einer Rose vergleichen, die von Schmetterlingen umschwärmt wurde, aber so mag sich der Leser selbst ein besseres Gleichniß suchen.

Das Heer der Anbeter bestand aus jungen Commis, Praktikanten, Studenten, — Leuten, die verliebte Blicke auf alle Frauenzimmer werfen, verheirathet oder nicht, von vierzehn bis fünfzig Jahren, die Jeder eine Liebeserklärung machen, Jeder auf einem Balle die Hand drücken, Jeder unter dem Tische einen sanften Fußtritt appliziren, aus Ambition oder Gewohnheit, hoffend, wenigstens einen glücklichen Erfolg bei zwölf Versuchen zu gewinnen. Die meisten fühlten für die junge, reiche Erbin eine Leidenschaft von 50,000 Gulden. Es waren Junggesellen, die fühlten, es wäre Zeit, dem einsamen Leben ein Ende zu machen, weil sie sonst ein zweisames nicht mehr zu führen im Stande seyn würden, und die daher fünf oder sechs Ehewerbungen auf einmal anknüpfen, so wie man in der Lotterie mehre Lose nimmt, um wenigstens eine größere Hoffnung auf einen Gewinn zu haben.

Der liebenswürdigste unter allen diesen Jägern, welche das Riffling'sche Haus belagerten, war Eugen Schönhein, ein Mann von dreißig Jahren, dessen Gesicht noch

recht frisch aus der hohen, schwarzen Kravatte hervorleuchtete, und dessen dunkelkastanienbraune Haare in einem sehr genialen Wurf die halbe hohe Stirne sehen ließen.

Schönhein bewies die größte Aufmerksamkeit für Salchen, erzählte ihr Dinge, über die sie sich auflachen wollte, und ließ sich sogar herab, ihr Andeutungen über die Toilette ihrer Puppe zu geben. Übrigens kein Wort von Liebe. Ich weiß zwar nicht, ob er nicht daran dachte, sich Salchen's Liebe zu gewinnen, den Anschein aber vermied er.

Schönhein war übrigens nicht sein wahrer Name, es war ein Titel, den er von seinem kleinen Landgütchen angenommen hatte. Er hatte auch die Gewohnheit, in seinem linken obersten Knopfloch immer eine rothe Blume, am liebsten eine Nelke zu tragen, welche er in das Knopfloch so hinein zu zwängen wußte, daß sie von weitem wie ein rothes Ordensband aussah.

Frau Riffling war dem Manne nicht sehr geneigt. Sie ließ sich oft vernehmen: „Ich weiß nicht, mir gefällt der Monsieur Schönhein nicht so recht. Ich kann nicht läugnen, er ist sehr liebenswürdig, und weiß sich zu benehmen, auch weiß er Einen immer lachen zu machen, aber er hat so etwas Verstecktes, und ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ja! Verstecktes! und nicht über den Weg,“ wiederholte Herr Riffling.

Es verging kaum eine Woche, daß sich die Zahl der Anbeter im Riffling'schen Hause vermehrte. Da war eine Madame Brösel, eine Jugendfreundin der Frau Riffling, welche sich damit befaßte, die neuen Rekruten anzu-

werben und einzuführen. Diese Frau, die schon fünfmal Witwe war, und daher für sich selbst auf keine neue Heirath mehr denken konnte, dachte desto mehr für Andere. War es das Bedürfniß, sich zu beschäftigen, oder eine kleine boshafte Rachelust, Frau Brösel hatte die Wuth alle Leute verheirathen zu wollen. Wahrhaftig, es gibt Leute, welche zum Unglücke ihrer Nebenmenschen geschaffen zu seyn scheinen.

Alle Bewerbungen waren bisher unter dem Vorwande zurückgewiesen worden, daß Salchen noch zu jung, noch zu viel Kind sei, als daß man schon darauf bedacht seyn könnte, sie zur eigenen Frau zu machen; auch hatte man noch nicht bemerkt, daß sie an dem Einen oder dem Andern ihrer Anbeter ein vorzügliches Interesse nahm, sie lachte über die Liebesblicke, Seufzer, Briefchen und Schmeicheleien Aller gleich.

Als Salchen übrigens ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, sagte Frau Riffling eines Tages zu ihrem Gatten: „Ich glaube mein Schatz, daß es endlich doch an der Zeit ist, unser Salchen unter die Haube zu bringen. Was denkst du davon?„

„Ja, ja, es ist Zeit, Salchen unter die Haube zu bringen,“ antwortete Riffling.

Die Wahl war bald gemacht, sie fiel auf den zuletzt Gekommenen. — Dies war der einstmalige Banquier des Herrn Riffling, Herr Mehlbach, ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, nicht gar groß, aber dick und fett, etwas röthlich im Gesichte, und mit einem sehr kurzen Halse. Einer von den Menschen, die wenigstens den

Trost haben, vorauszusehen, an welcher Krankheit sie sterben werden; der Schlag ist ihnen unausbleiblich, es kommt nur darauf an, wann. Übrigens sind solche Leute demungeachtet meistens sehr lustig, sprechen etwas heiser, lachen sehr stark, besonders über das, was sie selbst sagen, und legen gewöhnlich die Hände auf den Rücken, oder stecken sie in die Taschen, indem sie die Rockschöße bewegen. Außer dem sind sie gerade so gescheidt, daß man sie eben nicht dumm nennen kann, und so war auch Herr Mehlbach.

Salchen willigte ohne Widerrede, aber auch ohne Vergnügen darein, dieses Mannes Gattin zu werden. Ihr Herz war noch ganz frei, und nur die Liebe zu ihrer großen Puppe füllte es ganz aus. Sie fand sogar, daß Mehlbach — wie sie sich ausdrückte, — ein sehr spaßiges Stück Mannsbild sei, und sie lachte ihm in's Gesicht, als er ihr für ihre Einwilligung dankte, ihr Händchen nahm, und es mit einem Seufzer küßte. — In diesem Augenblicke gab es auch im ganzen Hause ein allgemeines Gelächter von der Art, wie ich früher gemeldet habe.

Mehlbach war übrigens etwas betroffen über diese wenig gefühlvolle Art, womit seine Zukünftige seine Flamme beantwortete. Er biß sich in die Lippen, steckte die Hände in die Taschen seines Rockes, und bewegte die beiden Schöße unruhig gegen vorne zu, verzog dabei auch den Mund, als ob er Enzian gegessen, — aber Salchen lachte nur um so mehr.

„Lieber Herr Mehlbach," sagte Frau Riffling, welche seine Verstimmung bemerkte, „nehmen Sie das dem Kinde nicht ernsthaft, es ist keine Bosheit dahinter. — Es unterhält sie Alles, und sie lacht über Alles."

„Ja, sie lacht über Alles," wiederholte Herr Riffling.

„Nun, desto besser," antwortete Mehlbach, indem er sich die Hände rieb, „ich liebe nichts mehr als einen guten Humor. Eine fröhliche Frau paßt eben recht zu mir. Wir Banquiers sind eben nicht sehr lustig, wir haben keine Zeit dazu, und bedürfen daher einer Lebensgefährtin, die es für Zweie ist, und Salchen ist ein Mädchen, das mir gewiß meine Tage durch Scherz und Lachen erheitern wird.

„Mich freut es," erwiederte Frau Riffling, „daß Sie diese kostbare Eigenschaft meines Kindes gehörig zu schätzen wissen, das ist ein wahrer Schatz, und ich bitte Sie, sich das Glück unseres Kindes ja angelegen seyn zu lassen, und zu sorgen, daß Salchen ihre Heiterkeit nie verliere, denn das wäre ein wahrer Mord."

„Ja, ein wahrer Mord!" ließ sich Riffling als Echo vernehmen.

Sobald es bekannt wurde, daß Salchen Braut sei flogen alle übrigen Bewerber davon. Auch der artige Schönhein mit seiner Nelke im Knopfloch verschwand, und es verlautete, er habe eine Reise nach Italien gemacht, um seine Gesundheit herzustellen.

Die Hochzeit wurde auf gewöhnliche Art gefeiert. Es gab nichts Bemerkenswerthes dabei, als die Kleidung des Herrn Riffling, welcher an diesem Tage noch schwärzer war, als gewöhnlich.

Als der Augenblick der Trennung erschien, bekam Frau Riffling einen Nervenanfall, und fing bitterlich zu weinen an. Herr Riffling dehnte diesmal die Nachahmung nicht einmal bis zu einem Seufzer aus, und strengte sich

an, Folgendes aus eigener Eingebung zu sprechen: „Nu, nu, nu! Es ist schon genug — Adieu, Herr Schwiegersohn!“ Und Mehlbach faßte das kleine Händchen seiner Frau, und zog sie aus den Armen ihrer Mutter, die ihn ein Ungeheuer nannte, und dann halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl sank.

Die Neuvermählten stiegen in den Wagen, der sie erwartete, und begaben sich nach ihrer Wohnung, nur die große Puppe begleitete sie; denn von dieser wollte sich Salchen nicht trennen.

Mehlbach machte freilich ein verdrießliches Gesicht, als er bemerkte, daß Salchen für seine zärtlichen Ergießungen eben so unempfindlich war, als diese Puppe, welche sie mit aller möglichen Mühe auf dem Rücksitze des Wagens aufrecht zu erhalten trachtete, allein er dachte, das wird sich schon geben, spiele immerhin mit deiner Puppe, du wirst sie bald für ein anderes Spielwerk wegwerfen, und dieses Spielwerk werde ich seyn.

Diese Vorhersagung traf auch in wenigen Wochen schon zum Theile ein. Salchen nahm manchmal noch ihre Puppe aber sie hielt nicht mehr so lange interessante Conversationen mit ihr, sie kleidete sie nicht mehr aus und an, sie zankte sie nicht einmal mehr aus; sie nahm die Puppe eines Tages, schlug sie ganz unbarmherzig, und zerriß sogar ihr schönes Kleid, das sie ihr zur Hochzeit angezogen hatte, und endlich nahm sie die arme Puppe gar und warf sie hinter ein altes Moeble, wo sie kein Mensch mehr suchte, und wo sie, glaub' ich, noch liegt.

Dies war das Ende der unglücklichen Puppe. Als

Mehlbach sie nirgend mehr ansichtig wurde, sagte er lächelnd, indem er seine Lieblingsgeberde machte, und seine beiden Rockschöße in Bewegung setzte: „Ja, ja, so ist's, ich habe über meine unwürdige Nebenbuhlerin gesiegt.“ Er schlich auf den Zehenspitzen hinter seine Gattin und raubte ihr dann einen Kuß, den sie empfing, ohne auch nur das Köpfchen gegen ihn zu drehen, vermuthlich, weil sie in andere Betrachtungen versunken war.

„Ich bin's, mein Mäuschen,“ redete sie Mehlbach an, um ihre Gedanken etwas zu zerstreuen, „genire dich gar nicht, ich wollte nur ein kleines freundliches Späßchen mit dir machen. Aber du bist ja ganz nachdenkend, was ist dir denn?“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen? Mir ist gar nichts,“ antwortete Salchen schnell. —

„Nichts? — nichts? — und Sie? wir sind jetzt schon vierzehn Tage verheirathet und du kannst dir das fremde Sie noch immer nicht abgewöhnen — Du sollst du sagen, du und mein liebes Männchen, das schickt sich besser.“

So gingen die ersten Wochen, sonst die Honigwochen der Ehe, hin. Salchen war immer nachdenkend, fast unruhig, sie lächelte nur mit Mühe über die Komplimente, welche ihr zärtlicher Gatte machte.

Übrigens war ihre Stimmung von seltener Art, es war eigentlich nicht Traurigkeit, es war auch nicht jenes sanfte Schmachten, jene Verwirrung, jene himmlische Schamröthe, der letzte Wiederschein der Mädchenhaftigkeit, es war etwas anderes, es war ein Bischen Melancholie, ja Verwunderung.

Wie? fühlte sie vielleicht, da sie sich ohne Liebe verheirathet hatte, jetzt erst die ganze Leere ihres Herzens? — Armer Mehlbach, armer Pygmalion! gelang es dir nicht als du diese schöne Statue belebtest, sie für dich zu beleben.

Ich weiß nicht, ob du, mein lieber Leser, von diesem ganzen pathetischen Aufruf etwas verstehst, ich verstehe auch nichts davon, und wir Beide wollen uns damit trösten, daß Vater, Mutter, Gemahl und Arzt eben so wenig verstanden, was in Salchens Innern vorging.

Selbst die sonst so kluge Madame Riffling machte nur einen Scherz aus dem Trübsinne ihrer Tochter, und als Salchen ihr Köpfchen an dem Busen ihrer Mutter verbarg, um zwei Thränen zu verstecken, welche an ihren Wimpern wie Thautropfen an einem Blumenblatt hingen, gab sie ihr ein zärtliches Kläpschen auf die Wange und sprach: „Meine Tochter! sei doch nicht so kindisch, das Heirathen kostet ja den Kopf nicht, wir haben's Alle erdulden müssen.“

„Wir haben's Alle erdulden müssen,“ setzte Herr Riffling dazu, und machte mit stolzer Miene einen Fächer aus seinen beiden Schößen, so daß er aussah wie ein Pfau, der ein Rad schlägt.

Indessen nahm Salchens Trübsinn von Tag zu Tag zu. Was konnte sie wünschen, Gold? Sie hatte alle Kisten und Kasten voll. — Huldigung? Lieber Himmel, die Frauen verstehen unter diesem Worte fade Liebeserklärungen, Geständnisse ohne Leidenschaft, übertriebene Komplimente, Liebesblicke von einem Canapé zum andern, wo derselbe Mensch zwanzig Schönheiten an demselben Tage wiederholt, die er oft ganz ohne alle Hoffnung von sich schleudert. Und wenn

eine Frau links, rechts, von allen Seiten Galanterien solcher Art empfängt, so heißt es, ihr wird gehuldigt. Ich mache ihr mein Kompliment, wenn sie derlei glücklich machen kann.

Man muß sagen, Salchen empfing mehr dumme Komplimente, als ein großer Herr Vivats auf seiner Reise. Allein dennoch war sie betrübt. Auch genoß sie eine ziemliche Freiheit. Mehlbach war eben nicht eifersüchtig, aber wohl etwas Schlimmeres — er war mißtrauisch. Es ist, glaubt mir, ein großer Unterschied zwischen Mißtrauen und Eifersucht. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr das begreift, aber ich will es Euch auch nicht erklären; denn, wenn Ihr es begreift, so habe ich nicht nöthig, es zu erklären, und begreift Ihr's nicht, so verdient Ihr nicht, daß ich es Euch erkläre. Ich beschränke mich darauf, Euch zu sagen, daß das Mißtrauen nie von Nutzen ist, wenn nicht etwa für Jene, welche der Gegenstand desselben sind. Denn die Furcht, welche sie haben, macht sie vorsichtig und geschickt, ja noch mehr, sie flößt ihnen einen unwiderstehlichen Hang ein, zu betrügen. Wir sind schon so, daß es uns eine wahre Lebensfreude gewährt, diejenigen zu hintergehen, welche uns mißtrauen. Bei der Eifersucht ist es anders, sie stellt sich gewöhnlich erst nach dem Betruge ein, während das Mißtrauen ihm vorhergeht und ihn oft herausfordert.

Mehlbach's Geschäfte riefen ihn oft auswärts, oder hielten ihn lange bei seinem Schreibtische. Da war nun sein Weibchen ganz frei und ungehindert, und ein ganzer Postwagen hätte alle seine Briefe mit aller Sicherheit in ihrem Gemache ableeren können. Allein ich schwöre Euch, es kam auch nicht ein einziger Brief, nicht einmal sechs Wochen nach der Hochzeit.

Wohlan denn! Was konnte diese Frau, reich, angebetet und frei, so sehr betrüben? Sie, die von Natur aus so fröhlich und lachlustig war? welches Leiden ermattete ihre Augen, sonst so lebhaft, — bleichte ihre Wangen, sonst so frisch und rosenroth?

Mehlbach glaubte die Ursache zu ahnen. Er ließ seinen Arzt kommen, einen jungen Mann, ganz nach der Mode, der in Nervenzuständen schon sein Glück gemacht hatte. Der Charlatanismus dieses Mannes bestand nicht darin, daß er seine Kunst selbst rühmte, sondern darin, daß er sie so viel möglich verkleinerte. „Die Ärzte," sagte er oft, „wissen gar nichts, und die ganze Medizin ist nur eine große Betrügerei. (Welcher Meinung ich, unter uns gesagt, auch bin, wenn mir anders nichts fehlt.) Jene, welche etwas zu verstehen meinen, sind gerade die Unwissendsten. Ich will mich nicht für besser ausgeben, als ich bin. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht mehr weiß als die übrigen. Mein einziges Verdienst, wenn ich anders eines habe, besteht darin, daß ich nichts gegen die Natur thue."

Diese falsche Bescheidenheit, diese Affektation von Unwissenheit, gab dem Manne ein Ansehen von Treuherzigkeit und tiefen Kenntnissen, und seine Praxis war sehr groß.

Als der Arzt eintrat, machte Mehlbach wie gewöhnlich einen Fächer aus seinen beiden Rockschößen, sagte ihm verschmitzt einige Worte in die Ohren mit einer so zufriedenen Miene wie ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, dann führte er ihn zu seiner Frau.

Der Doktor Albert Seltern sprach sehr artig über Musik, Theater und Literatur. Er ereiferte sich über Meyer-

beer und Bellini, lobte das letzte neue Stück Bauernfeld's, wußte einige witzige Einfälle von Saphir auswendig, dann stand er wieder auf und nahm, ohne auch nur an den Zweck seines Hierseins zu denken, wieder Abschied.

Mehlbach fand es daher für nothwendig, ihn daran zu erinnern, und fragte: „Nun, Herr Doktor! wie finden Sie meine Frau, und was sollen wir brauchen?“

Nun erst fühlte der Arzt auf eine sehr graziöse Art den Puls und sagte: „Es ist nichts, gar nichts. Hübsch warm halten, — viel Zerstreuung, etwas Lindenblüthen mit Oranzenzucker, und das Übrige wird die Natur thun. Übrigens werde ich heute noch die Ehre haben, eine zweite Visite zu machen.“

Nachdem der Doktor fortgegangen war, konnte Frau Riffling, welche dabei gegenwärtig war, ihre Indignation nicht zurückhalten: „Schöne Consultationen! und diesen Menschen nennen Sie einen Arzt, Herr Schwiegersohn? Ein Mann, der von Musik und Komödie spricht, und nicht einmal die Zunge des Kranken besieht; ein Mensch, der sagt: Es ist nichts, gar nichts, und der kein anderes Mittel hat als die Natur walten zu lassen, als wenn man einen Arzt brauchte, wenn man sich damit begnügen wollte. Nein, Herr Schwiegersohn, der Mensch kurirt mein Kind nicht, und ich bestehe darauf, daß Sie ihm seine Visite bezahlen, und ihn gleich wieder fortschicken. Ich sehe wohl, daß Ihnen die Gesundheit Ihrer armen Frau gar nicht am Herzen liegt, und ich hätte das nie von Ihnen geglaubt.“

„Nein, wir hätten das nicht geglaubt,“ widerholte Herr Riffling, aber — o Wunder! er setzte diesmal auch noch

ein Mehres hinzu. „Seht,“ sagte er, „ich will eben nicht behaupten, daß der Mann seine Wissenschaft nicht gelernt hat, wie ein Anderer, aber sein Kostüm! o Himmel, sein Kostüm! Was mich betrifft, so weiß ich, was ich von einem Gelehrten, der sich so wenig achtet, daß er sich öffentlich im blauen Fracke, seidener Weste, gelben Handschuhen und Stiefeln zeigt, zu halten habe. Da ist der Herr Doktor Aderklau ein anderer Mann, du kennst ihn ja, Schatz, er hat dich in deiner letzten Krankheit behandelt. Schwarz, ganz schwarz wie ein Rabe, von den Füßen bis zum Kopf. So ein Anzug thut schon die Hälfte bei einem Kranken.“

„Gewiß,“ setzte Frau Riffling hinzu, die ganz außerordentlich erstaunt über die Beredsamkeit ihres Mannes war. „Diesen Mann müssen Sie rufen lassen, Schwiegersohn!“

„Wir können es ja später versuchen,“ erwiederte Mehlbach, „für's Erste wollen wir abwarten, was der meinige bewirken wird, ich habe die Hoffnung, daß wir nicht nöthig haben werden, zu einem Andern unsre Zuflucht zu nehmen.“

Das arme Salchen mußte nun drei Decken über sich legen, sich in Lindenblüthenthee baden, es half Alles nichts. Die üble Laune blieb immer dieselbe. Der modische Herr Doktor hatte auch Zerstreuung vorgeschrieben. Mehlbach gab also Gesellschaften, Concerte, Tanz. Er führte seine Frau auf Bälle und ins Theater. Seit einem Monat brachte jeder Tag eine neue Unterhaltung. Salchen hatte auch das Vergnügen, manchmal in Gesellschaften alte Bekannte zu finden. So begab es sich, daß eines Tages im Schauspiele, wo Salchen nicht einmal über das komische Spiel Scholz's

den Mund verzog, Mehlbach auf der Gallerie Schönhein erblickte, und laut ausrief: „Seht doch, da ist der Sausewind Schönhein.“

“Ei,“ erwiederte Frau Riffling, „der kann's nicht seyn. Man hat mich ja erst vor wenigen Tagen versichert, daß er sich auf Reisen, und sehr weit von hier befinde, ich glaube gar in Italien.“

„Nun, wenn er wirklich auf Reisen war, so muß er wieder zurückgekommen seyn,“ versetzte Mehlbach, „denn er ist's, er ist's wahrhaftig.“

„Sie können doch recht haben,“ versetzte Frau Riffling welche jetzt ihr Auge mit dem Glase bewaffnet hatte, „denn ich sehe jetzt ganz deutlich die rothe Nelke im Knopfloche.“

„Also ist er doch wieder da,“ sagte Mehlbach, „und recht gut sieht er aus, da doch die ganze Welt sagte, er sei mager geworden wie ein Skelett, wie ein Phantom, wie ein chinesischer Schatten. Seine Miene scheint mir wohl selbst nicht mehr so heiter wie ehedem, aber für ein Opfer einer großen Leidenschaft sieht er noch recht passabel aus.“

„Wie meinen Sie das, Herr Schwiegersohn?“

„Wissen Sie denn nicht, er soll in ein junges Mädchen verliebt gewesen seyn, und dieses soll einen Andern geheirathet haben, bevor er sich noch erklärt hatte. Darum hat er auch eine Reise unternommen. Warten Sie, ich will ihn rufen, er soll uns Alles selbst erzählen.“ Mit diesen Worten machte Mehlbach mit Händen und Kopf Komplimente gegen Schönhein, als er bemerkte, daß sich dessen Lorgnette gegen ihn wendete, und gab ihm ein Zeichen, zu ihnen in die Loge zu kommen.

Schönhein stand auch sogleich auf, um der Einladung Folge zu leisten, aber ein Umstand verhinderte das Zusammentreffen.

Wirklich hatten die vielen Vergnügungen, der Tanz, das Wachen bis an den Morgen, dieses mehr verwirrende als unterhaltende Leben, auf Salchen die gewünschte Wirkung nicht nur nicht hervorgebracht, sondern sie noch in eine größere Abspannung versenkt. Die Einsamkeit wäre ihr vielleicht zuträglicher gewesen. Ihre Gesundheit war ernsthaft verstört, sie hatte oft Krämpfe und einen kleinen trockenen Husten.

Nun gerade diesen Abend und in dem Augenblick, als ihr Mann Schönhein ein Zeichen gab, zu ihnen in die Loge zu kommen, fühlte sie sich plötzlich, ich weiß nicht warum, übler als gewöhnlich, und verlangte fort zu gehen. Man verließ alsogleich die Loge, welche Schönhein, als er eintrat, zu seinem größten Erstaunen leer fand.

„Nun hab' ich Unrecht gehabt? fragte auf dem Wege Madame Riffling, „als ich sagte, Ihr Doktor sei ein Ignorant? War das vernünftig, einer leidenden Person Opern, Bälle und Concerte anzuordnen, die einen Gesunden krank machen könnten? Allein noch, will's Gott, ist nicht Alles verloren, und morgen schicke ich Ihnen unsern Arzt, einen braven Mann, der die Zunge besieht, und dem ich es verdanke, daß ich noch hier bei Ihnen im Wagen sitze.“

Wirklich erhielt schon am Morgen Salchen den Besuch des neuen Arztes. Der Zufall wollte, daß er gerade mit dem andern zusammentraf. Aber befürchtet nichts, meine Leser. Vor vierzig Jahren hätten sich die beiden Nebenbuhler

noch am Krankenbette mit Faustschlägen traktirt. In unsern aufgeklärten Zeiten wissen sie besser zu leben. Unsere beiden Doktoren grüßten sich sehr höflich, boten sich sogar eine Prise, und sprachen Worte ohne Sinn mit einander, welche wohl ein Bischen Verlegenheit, aber keinen Neid verriethen, wie z. B. Herr College! — vielmals Entschuldigung — aber — sehr erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen. — Im Gegentheil, darum hab' ich zu bitten u. s. w.

Es war ein wahrer Kampf der Großmuth, womit Jeder dem Andern den Patienten überlassen wollte, welches allenfalls beweisen kann, daß die Krankheiten jetzt so häufig geworden sind, daß sie gar keinen Werth mehr haben.

Endlich sah Doktor Seltern auf seine Uhr. „Ach, lieber Himmel, ich verplaudere mich ganz, ich soll bei der Gräfin Hallstein seyn, um diese Stunde bekömmt sie ihre Nervenanfälle; zum Glück geht meine Uhr etwas zu früh. Übrigens, gnädige Frau, kann ich Sie in keinen bessern Händen zurück lassen. — Ich muß jetzt fort. — Ich bitte, derangiren Sie sich nicht, bleiben Sie — habe die Ehre mich allerseits gehorsamst zu empfehlen,“ und er ging.

Doktor Aderklau war ein Mann von sechzig Jahren, ein Mann von der alten Façon. Schwarzer Rock mit breiten Schößen, schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe, Schnallenschuhe, Manschetten und Jabot. Er ließ sich vom Kopf bis auf die Mitte des Rückens pudern, was Herr Riffling besonders ehrwürdig fand, und was er dem Doktor gewiß nachgemacht haben würde, um sich ein eben so ehrwürdiges Ansehen zu verschaffen, wenn es sein Weib gelitten hätte, da es ihr alle Sessel verdarb.

Doktor Aderklau verachtete im Allgemeinen alle modernen Krankheiten, alle jene, deren Ursprung nicht wenigstens bis zu jenem Zeitpunkte emporstieg, wo er studirt hatte, oder die nicht schon ihre bestimmte Benennung, ihre Geschichte, ihre in's Auge springenden Symptome und ihre festgesetzte Heilart hatten. Er liebte nur die durch Gewohnheit und Erfahrung, — ich möchte sagen, sanctionirten Krankheiten. Salchens Zustand stand ihm nicht so recht zu Gesichte.

„Also, mein Herr Doktor," sprach Madame Riffling, „fragen Sie, untersuchen Sie, und sagen Sie uns dann, was dem armen Kinde fehlt. Vor allem aber suchen Sie ihr ja ihre Heiterkeit und jene frische Farbe zu verschaffen, weßwegen wir sie nur immer das kleine Marschanzkeräpfelchen hießen. Was mich betrifft, so scheint mir doch — Gott verzeihe mir die Sünde, aber der heilige Ehestand thut ihr nicht gut."

Der Doktor fragte Salchen genau aus, befühlte ihren Puls, ließ sich ihre Zunge zeigen, und sprach dann, indem er fast nach jedem Wort eine Prise Tabak nahm: „Gut, gut! — Ja, ja, es ist ganz so, wie ich es mir dachte, ich weiß zwar noch nicht genau — denn der Magen ist gut — und die Brust ganz gesund."

„Ach, das wußte ich wohl," fiel Frau Riffling ein, an dem Körper kann nichts fehlen, den ich selbst genährt habe; wie die Mütter, so die Töchter."

Der Doktor machte eine bejahende Geberde und fuhr fort: „Das Unwohlsein der gnädigen Frau kann aus sieben und dreißig verschiedenen Ursachen entstehen. Die Aufgabe ist nun, die wahre herauszufinden."

Wirklich mußte es sich das arme Salchen gefallen lassen, nach und nach auf ganz verschiedene Art behandelt zu werden. Sie wurde gebadet, geschröpft, und hatte schon eine Quantität Arzeneiengläser und Pulverschächtelchen auf ihren Komoden stehen. Sie ließ Alles über sich ergehen; denn der fatalste Charakter ihres Krankheitszustandes war eine gänzliche Gleichgiltigkeit. Manchmal lächelte sie sogar wehmüthig, wenn man ihr eine neue Arznei reichte, und sprach: „Ihr wollt es, und ich nehme es, aber es nützt zu nichts. Wenn die Blume zu welken anfängt, hilft kein Begießen mehr, sie muß sterben."

Ach! es war leider wahr. Täglich verschlimmerte sich Salchen's Zustand, und jeden Abend beugte die Blume mehr ihren Stengel.

Aber ich höre Euch fragen, liebe Leser: „Was war denn die Ursache ihres Übels?" — Allein ich habe es Euch ja schon gesagt, daß Niemand diese Ursache wußte, und auch ich nicht, der Euch die Wahrheit gewiß nicht verbergen würde, wenn er sie wüßte, und selbst ihre Mutter nicht, die aufgebracht gegen die ganze medicinische Fakultät war, und gegen dieselbe nicht wenig schimpfte.

Nur des Arztes Hoffnung wuchs in eben dem Grade, als jene der Übrigen schwand. „Nur noch ein wenig Geduld," sagte er, „ich habe, dem Himmel sei Dank, bereits erkannt, daß von den 37 Ursachen, welche die Krankheit der Frau haben kann, die ersten 29 nicht die wahren seien. Es bleiben uns also nur mehr 8 übrig, unter welchen sich die wahre befinden muß, denn die Krankheit kann doch nicht ohne alle Ursache seyn, das wäre eine absurde Krankheit."

Endlich rief er nach einigen Tagen stolz aus: „Jetzt, meine Freunde, haben wir's! — Gott sei Dank, die letzte der 37 Ursachen hat sich bewährt, die Frau hat — Kummer!

„Kummer?“ schrien Alle, „Kummer? und warum?“

„Ja, das ist eben das, was ich nicht weiß. Ich bin kein Arzt der Seele, sondern ein Arzt des Körpers. Aber es ist ohne Zweifel, der Kummer bringt diese Veränderung hervor.“ —

Mehlbach zuckte die Achseln, aber dieses Wort Kummer ergriff desto mehr Madame Riffling, und sie schrie: „Ja, der Doktor hat Recht, und ich ahne auch, welchen Kummer sie hat.“ Mit diesen Worten eilte sie in das Kabinet ihrer Tochter, setzte sich neben den Lehnstuhl, auf welchem Salchen saß und ruhte, ergriff ihre Hand, küßte sie auf die Stirne, und sprach mit dem gemüthlichsten Tone zu ihr: „Nun weiß ich, mein Hühnchen, was dir fehlt, du hast Kummer.“

„Ich, liebe Mutter?“

„Ja, ja, du. O! ich habe das schon lange bemerkt — Salchen, sei aufrichtig, schütte dein ganzes Herz gegen mich aus.“

„Ich habe nichts auszuschütten.“

„Doch, doch. Ein junges Weibchen so plötzlich vom Fleische fallen, das ist nicht natürlich, besonders mit einer so vortrefflichen Leibeskonstitution, wie ich sie dir gegeben habe. Ach, ich habe es wohl gedacht, daß dich das Ungeheuer, dein Mann, nicht glücklich machen werde.“

„Aber liebe Mutter, mein Mann ist brav, gut, großmüthig.“

„Nun ja, das kann Alles seyn, aber das ist noch nicht genug zum Glücke in der Ehe. Sage mir, liebt er dich?“

„O ja, er sagt es wenigstens.“

„Sagt es, sagt es! — ta ta ta! sie sagen's Alle. Aber sei nur aufrichtig, mein Mäuschen, gegen eine Mutter muß man nichts verbergen. Hast du dich in gar nichts über ihn zu beklagen?“

„Nein, Mutter.“

„Macht er dich ganz glücklich?“

„Ja.“

„Aber warum bist du dann so leidend?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht? ich aber weiß es, er, er, dein Mann macht dir Kummer.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß dies nicht der Fall ist.“

„Du suchst den Tiger umsonst zu vertheidigen, es ist zwar schön von dir, aber ich weiß, was ich weiß, ich muß wachen über dich, ich, deine gute Mutter. — Armes Kind!“ setzte sie noch hinzu, indem sie Salchen noch eine Weile betrachtete, ohne etwas zu sprechen, dann küßte sie sie noch einmal, indem ihr eine schwere Thräne auf der Wimper zitterte, und suchte dann wieder ihren Mann auf.

Die beiden Alten, nachdem sie sich mit einander besprochen hatten, begaben sich zu Mehlbach und forderten eine geheime Unterredung, der nicht wenig über die feierliche Miene seiner Schwiegermutter erschrak.

„Mein Herr,“ nahm Frau Riffling das Wort, „wir sind gezwungen, Ihnen eine Sache vorzustellen, die unser

elterliches Herz in die größte Betrübniß setzt, aber endlich zur Sprache kommen muß.“

„Endlich zur Sprache kommen muß,“ wiederholte Riffling.

„Aber was ist es denn?“ fragte Mehlbach erstaunt.

„Ja, spielen Sie den Unwissenden,“ fuhr Frau Riffling fort, „aber erfahren Sie, daß wir Alles wissen.“

„Ja, Alles wissen,“ setzte Riffling hinzu.

„Aber um des Himmels Willen, was wissen Sie?“ fragte Mehlbach.

„Was wir wissen? daß Sie unser einziges Kind unglücklich machen. — Ach! so weit mußte es kommen! Sie, die blühte wie eine Rose, — die stets lustig und guter Dinge war, der nie gefehlt hatte, was einem im Auge hätte weh thun können, die keinen Leichdorn und kein Nagelwürzchen kannte — sehen Sie sie jetzt an — Sie müssen bis in das Weiße Ihrer Augen über eine solche Barbarei erröthen. Aber wir sind nicht gesonnen, es zu dulden, daß das arme Kind gänzlich ein Opfer werde, wir werden es nicht zugeben, daß Sie sie so frühe in's Grab bringen.“

„Nein, mein Herr,“ wiederholte Riffling, „wir werden das Opfer nicht zugeben, und das Grab hernach auch nicht.“

Und auf solche Art wurde dem verduzten Mehlbach über eine Stunde lang der Text gelesen. Umsonst suchte er sich zu vertheidigen, man überhäufte ihn mit Vorwürfen, man legte ihm zur Last, er sei ein Spieler, ein Trinker, ein Geizhals, ein Verschwender, ein Springinsfeld, ein Phleg-

matiker, was weiß ich, was alles? so zwar, daß Mehlbach am Ende auch die Geduld verging, und er seinen Schwiegereltern die Thüre wies, die ihm sogar noch mit Scheidung drohten. —

Als Herr und Frau Riffling fort waren, zerbrach Mehlbach im Zorne einen Tisch und zwei Stühle, und würde vielleicht zum Fenster hinausgesprungen seyn, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich einen Schaden zu thun.

Der Arzt hatte Salchen die Eselmilch verordnet; „denn," sagte er, „für Seelenleiden ist nichts Besseres als Eselmilch, besonders wenn man sie auf dem Lande genießt."

Mehlbach beeilte sich daher, seine Frau auf's Land zu bringen, auch darüber erfreut, daß er doch einige Meilen zwischen sie und ihre Eltern gebracht hatte.

Mehlbach's Landhaus war eines der schönsten in Dornbach, an einen Hügel gelehnt, und von einem sehr großen Garten umgeben. Auch gehörten schöne Wiesen und Weingärten dazu. Man sah von diesem Hause, welches etwas erhaben stand, mehre andere artige Landhäuser, und unter andern auch jenes Schönhein's, welches gerade gegenüber lag, und, wie ich glaube, diesen Augenblick unbewohnt war, denn die Jalousien waren bis auf ein einziges fest geschlossen.

Hoch leben alle Esel und ihre Milch! Kaum war Salchen acht Tage auf dem Lande und hatte Eselmilch getrunken, als sich ihre Gesundheit schon allmälig besserte, ihre frische Farbe stellte sich ein, und ihre Traurigkeit nahm ab. Sie gähnte nur mehr sehr wenig, wenn die Börse ihrem Manne gestattete, sie auf dem Lande zu besuchen.

„O Natur! Natur!“ rief Mehlbach, „du bist groß, du bist allmächtig! Aber warum, liebes Weibchen, gehst du nicht öfters spazieren? Mein Garten ist so groß. Warum bleibst du fast immer da in dem kleinen Lusthäuschen?“

„Ich finde es sehr angenehm.“

„Du hast recht, aber nur für ein Stündchen, du bringst aber fast den ganzen Tag darin zu, was thust du denn?“

„Ich? — ich zeichne und male.“

„Ach, das ist recht, und welche Gattung der Malerei hast du denn gewählt? Figuren, Landschaft, Architektur oder Blumen? Ich wäre recht begierig eines deiner Werke zu sehen. Komm! führe mich hinein.“

„Nein, noch nicht, ich bin noch nicht fest genug, ich müßte mich nur schämen,“ und dann setzte sie mit jenem lieblichen Schmollen, welches Frauen so schön steht, hinzu: „das Lusthäuschen ist mein, du hast es mir geschenkt, und ich will nicht, daß Jemand hineingehe.“

„Aber ich — ich bin ja doch Niemand für dich.“

„Nein, nein, auch du nicht. Ich will allein seyn, ich liebe die Einsamkeit, sie thut mir gut, und ich verbiete es dir, hörst du? jemals den Fuß in mein Lusthäuschen zu setzen. Wenn nicht geschieht, was ich will, so werde ich mich ärgern, und auf's Neue krank werden.“

Und mit diesen Worten gab sie ihrem Mann ein Tätschchen auf die Wangen, hielt ihm ihren Hals zum Kusse hin, und als sie bemerkte, daß er lange Arme machte, sie zu umfassen, hüpfte sie, wie ein Reh, davon.

Mehlbach aber freute sich nicht wenig über das Besserbefinden seiner Frau, und noch mehr, daß er ihren Eltern

beweisen könne, daß er kein Tyrann, kein Blaubart sei. Er sann sich ein Plänchen aus, und setzte es sogleich in's Werk. Er begab sich nach der Stadt zurück, machte seine Börsegeschäfte in Eile ab, holte seine Schwiegereltern ab und führte sie mit sich nach Dornbach.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er, dort ankommend, einen der Bedienten.

„Ich weiß es nicht, Euer Gnaden, aber ich vermuthe, die gnädige Frau wird in ihrem Lusthäuschen im Garten seyn. Sie vermuthete Sie wohl nicht so früh.“

„Schon wieder im Lusthäuschen? Die Frau wird sich noch die Augen verderben, vor lauter Zeichnen und Malen. Geh und sag ihr, daß ich sie erwarte.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Euer Gnaden, aber die gnädige Frau hat ausdrücklich verboten, sie unter was immer für einer Ursache zu stören, wenn sie sich bei ihrer Arbeit befindet.“

„Nun — Frauencaprice! Mag hingehen.“ —

„So wollen wir sie denn selbst aufsuchen,“ und er nahm seine Schwiegermutter unter dem Arm, Herr Riffling folgte, und sie gingen durch die nächste Allee zum Lusthäuschen, dessen Thür sich eben öffnete, und an welcher Salchen erschien. Sie staunte, schien wohl etwas betroffen, hier Besuch zu erhalten, ja sie erblaßte sogar, schlug heftig die Thür hinter sich zu, und stand wie eine Statue von Stein.

„Erschrecke doch nicht,“ rief ihr Mehlbach zu, „ich bringe ja gute Bekannte. Ich hoffe, du wirst ihnen deine Arbeiten zeigen.“ Und Mehlbach schickte sich an, die Thür des Lusthäuschens zu öffnen.

„Nein, nein!“ schrie Salchen, „nicht hineingehen, ich befehle es, ich bitte dich darum.“

Allein es war vergebens. Mehlbach bestand darauf; er öffnete die Thür und trat hinein.

Salchen fühlte sich unwohl. „Ach Mutter!“ rief sie mit fast versagender Stimme, und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Mehlbach aber ließ seine Augen begierig im Lusthäuschen umherschweifen, er sah aber nichts als ganz gewöhnliche Möbel, einiges Papier, Zeichengeräthe und Farben, und endlich daneben auf dem Tische eine sehr schöne, feurige rothe Nelke, die Salchen vermuthlich hingelegt hatte, um sie abzuzeichnen, und die nur einen Mangel hatte, nämlich, daß sie ein wenig zu kurz abgepflückt war. „Also ist das Räthsel gelöst,“ rief Mehlbach vergnügt, „Blumen zeichnet sie, Blumen! Desto besser. Eine reine unschuldige Leidenschaft.“

Salchen befand sich etwas unwohl, aber man spritzte sie nur mit kaltem Wasser an, und sie schlug die Augen auf. Ihr erster Blick suchte mit sichtbarer Unruhe ihren Gatten, als sie ihn aber voll Verzweiflung vor ihr knien sah, als sie fühlte, wie er ihr die Hände küßte, und als sie endlich gar bemerkte, daß er die rothe Nelke im Knopfloch stecken hatte, da ging etwas in ihr vor, was sich Niemand erklären konnte, ein tiefer, freier Athemzug entwand sich der gepreßten Brust, als ob man ein Gewicht von hundert Zentnern von ihr genommen hätte, und mit einem Male plötzlich brach sie in ein so schallendes Gelächter aus, wie man es von ihr seit ihrer Verehligung nicht mehr gehört hatte.

Alle schrien nun auf einmal zusammen: „Sie hat gelacht! sie ist gerettet!“ Und die Freude wurde nun eben so excentrisch, als es früher der Schmerz war, man lachte mit ihr, man dankte dem Himmel, man umarmte sich.

„Hab' ich's Euch nicht gesagt,“ schrie Mehlbach, „sie ist genesen; denn der gegenwärtige kleine Rückfall hat gewiß nichts zu bedeuten, der ist die natürliche Folge der Überraschung, welche wir ihr gemacht haben. — Habt Ihr gehört, sie hat gelacht und ich war's doch gewiß nicht, der dies Lachen hervorbrachte.“

„Herr Schwiegersohn!“ sagte Frau Riffling, indem sie Mehlbach die Hand reichte, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie ein braver Mann sind, Sie haben sich gebessert, und sind zu Ihrer Pflicht zurückgekehrt. Wir verzeihen Ihnen und wünschen Ihnen Glück.“

„Ja, verzeihen und wünschen Glück,“ wiederholte Riffling.

„Danke, danke!“ erwiederte Mehlbach, „allein ich bin mir keiner Schuld bewußt, daher lehne ich die Verzeihung höflich ab und nehme nur den Glückwunsch an. Was mich betrifft, so glaube ich, es war weder die Eselsmilch, noch eine Veränderung von meiner Seite, welche diese Wunderkur hervorbrachte, sondern es war die Natur, die Einsamkeit, es war die Liebe zur Kunst, die Liebe zu den Blumen. O, es bedarf oft so wenig, um den Frauen ihre Heiterkeit wieder zu verschaffen.“

Und Salchen winkte ihrem Manne freundlich bejahend zu.

Die Eroberung von Ivre.

Skizze aus dem italienischen Feldzuge.

Während des Feldzuges im Jahre 1800 mußte die französische Armee jene große Kette der Alpen überschreiten, welche sich vom St. Bernhard bis nach Nizza und Montenotte erstreckt, und hatte dabei mit unendlichen Hindernissen zu kämpfen. So geschah es auch, daß sich, durch seine Lage zwischen zwei Hügeln begünstigt, das kleine Städtchen Ivre, wenige Meilen von Mailand entfernt, nur von 4000 muthigen Österreichern und 25 Kanonen besetzt, drei Tage gegen eine französische Armee von 30,000 Mann hielt, welche noch dazu durch die drei muthigsten und jüngsten Generäle, Massena, Lannes und Bernadotte, befehligt wurde.

Ergrimmt darüber, durch dieses nur schwach befestigte Nest in seinem Marsche aufgehalten zu werden, und ungeduldig, sich einer Position zu bemächtigen, welche ihm seine Operationen gegen Mailand erleichtern mußte, gab der General en chef am 25. Mai 1800 der Division Lannes die Ordre, Ivre mit allen Kräften anzugreifen und zu nehmen. Ein Bataillon der 22. Halb-Brigade, angeführt von dem General Cochet, erstürmte zuerst die Festungsmauer und nahm sie mit dem Bajonette. Die 15 Kano-

nen, welche den Eingang vertheidigten, wurden gegen die Stadt gerichtet, und öffneten der republikanischen Armee einen gefahrvollen, aber offenen Weg. Nach drei Stunden des hartnäckigsten Kampfes und heldenmüthigsten Widerstandes, in welchem endlich die sich verzweifelnd Wehrenden in allen Straßen hingestreckt lagen und auf allen Punkten zurückgedrängt wurden, flüchtete sich ein Häuflein Soldaten und Einwohner zu dem Hause des General-Adjutanten H*, fest entschlossen, daselbst ihr Leben theuer zu verkaufen. In einem Augenblicke war dieses Haus eines braven alten Soldaten zu einem Festungswerke umgestaltet, man machte Schießscharten, führte Barrikaden auf, und improvisirte auf der Stelle ein Vertheidigungssystem.

Lannes, welcher der Zweite in Ivre eingedrungen war (General Cochet war der Erste), sandte einen Offizier mit zwei Bataillonen ab, die Soldaten aus ihrer Position zu vertreiben. Dieser Offizier, der Major L*, in der ganzen Armee durch seine Tollkühnheit und Grausamkeit bekannt, bahnte sich über die Leichname von vierzig tapfern Soldaten den Weg in das Haus des General-Adjutanten H*. Dieser außerordentliche Krieger, nachdem er seine ganze kleine Garnison an seiner Seite fallen gesehen, bemächtigte sich einer Hacke und wehrte sich noch allein verzweiflungsvoll und mit einer übermenschlichen Kraft gegen die Franzosen. Als der Major sich an der Thür des Gemaches mit dem Säbel in der Hand zeigte, führte General H* einen so gewaltigen Streich mit der Hacke nach seinem Kopfe, daß er den republikanischen Offizier gewiß getödtet haben würde, wenn dieser nicht sehr geschickt und sehr schnell den Streich mit seinem

Säbel ausparirt hätte; allein dies war auch die letzte Kraftanstrengung des Braven, er fiel, und in einem Augenblicke war das Gemach von den Franzosen angefüllt.

Schon trat der Major L* vor, um dem halb Todten noch mit seinem Säbel den letzten Rest zu geben, als eine junge sehr schöne Frau aus einem Nebengemache stürzte; sie fiel vor dem Major auf ihre Knie, und blaß, mit zerstreuten Haaren, flehend, fast wahnsinnig, schrie sie mit einer Stimme, worin sich all ihr Schrecken, all ihre Verzweiflung, all ihre ehelige Liebe malte: „Gnade! Gnade! Tödten Sie ihn nicht, er ist mein Gatte, der Vater meines Kindes!“

Der republikanische Offizier blickte ohne Zorn und ohne Mitleid die schöne Flehende an, stieß sie dann barsch von sich und bohrte seinen Säbel tief in die Brust des Ohnmächtigen.

Mit einem Schrei des Entsetzens sah Madame H* diese Gräuelscene, rief dann mit herzzerreißender Stimme ihr Kind, welches sich unter das Bette der Mutter verkrochen hatte, und indem sie den zitternden Knaben am Arme vorführte, sprach sie zum Major: „Elender! morde nun auch den Sohn!“

In diesem Augenblicke ließ sich lebhafter Beifallszuruf von außen vernehmen, und ein französischer General, von einer Gruppe republikanischer Offiziere umgeben, erschien an der Schwelle des bluttriefenden Gemaches. Es war eine seltsame Wirkung, welche sein Erscheinen hervorbrachte. Der Major erblaßte, indem er das Haupt entblößte, Madame H* aber stürzte zu seinen Füßen und rief: „Mein Herr, rächen Sie mich!“

Der General hob sie gütig auf und erkundigte sich, was hier vorgefallen sei. Alle, die Zeugen gewesen waren, klagten den Major an. Dazu der entstellte Leichnam, die verzweifelnde Frau, das Kind mit der Engelsmiene, das bei seinem Vater kniete und weinend seinen Namen rief — der General sah hier klar die Schuld und den Schuldigen; sein Auge schoß einen durchdringenden Strahl auf den Major, welcher zitternd, und Worte der Entschuldigung stammelnd vor ihm stand. Den Handschuh zornig in seiner Hand zerknitternd, redete der General ihn an: „Mein Herr, einen Waffenlosen, den Mann und Vater zweier Wesen, die für ihn um Gnade flehen, kann nur ein Elender morden!"

„Aber Herr General," stammelt der Major.

„Schweigen Sie," fiel ihm der General heftig in's Wort. „Ich nehme keine Entschuldigung an, Sie sind unwürdig der Republik zu dienen. Geben Sie mir Ihren Degen, Ihre Epaulettes und Ihr Ehrenkreuz. Von diesem Augenblick an, hören Sie auf, ein Mitglied der französischen Armee zu seyn."

Der Major warf seinen Kopf stolz empor. „General!" rief er mit etwas bewegter, aber fester Stimme, „hier ist mein Degen und Kreuz, aber ich fordere ein Kriegsgericht."

„Das soll Ihnen werden, und zwar schon morgen." Dann wandte sich der General zu dem Leichnam, entblößte sein Haupt vor demselben und sprach zu seinen Offizieren: „Meine Herren, lassen Sie uns dem unglücklichen Tapfern die letzte Ehre erweisen!"

Den ganzen Rest dieses fürchterlichen Tages brachte Madame H* in Thränen zu. Sie folgte der Bahre dessen,

der ihr Alles war. Die Feinde trugen ihn mit allen militärischen Ehren zu Grabe; dann sank sie in einen Zustand der dumpfen Niedergeschlagenheit. Sie erinnerte sich an nichts mehr, als an ihren ungeheuern Verlust. Sie war daher auch nicht erschrocken, als am andern Morgen schon sehr früh ein Adjutant zu ihr in's Zimmer trat, und sie ersuchte, ihm in das **Hôtel de ville**, in welchem der General sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zu folgen. Sie nahm ihren Sohn an dem Arm, und ging mit dem Offizier.

Daselbst angelangt, wurde sie sogleich in den Rathsaal geführt. Dort fand sie die größten Feldherren ihrer Zeit: Murat, Duroc, Lannes, Desaix, Dumas, Massena, Hoche, Cochet, Bernadotte. Alle umgaben den General, welcher, die Arme in einander geschlagen, schweigend im Rathssaale auf und nieder ging.

Bei dem Eintritte der Witwe wendete sich der General gegen sie, bot ihr einen Stuhl, blickte ihr Kind theilnehmend an und setzte dann seinen Spaziergang weiter fort. Madame H* fing an, sich etwas zu ängstigen. — Die plötzliche Vorforderung, die sonderbare Aufnahme, dieses allgemeine Schweigen beklemmte sie. Sie fand keine Worte, die Herren zu fragen, was sie zu fürchten oder zu hoffen habe. Plötzlich hörte sie eine Trommel rühren. Eine Musketen-Decharge folgte dem Trommelschlage. Der General blieb stehen, faßte Madame H* am Arme, führte sie zu einem Fenster und indem er auf einen durch Kugeln dahin gestreckten Leichnam, noch von dem Militär-Kommando umgeben, hinwies, sprach er: „Sehen Sie, Madame, dort liegt ein französischer Offizier, welchen seine Kameraden so eben er-

schossen haben, weil er in einer eroberten Stadt einen waffenlosen Feind ermordete. Sie können, wenn Sie wollen, Ivre verlassen. General Desaix, dem ich auftrage, Sie zu eskortiren, wird Sie sicher hingeleiten, wohin Sie wollen. Adieu Madame. Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß Sie ein Beispiel der Gerechtigkeit der französischen Armee gesehen haben."

Dieser General, damals noch erster Consul, war Napoleon Bonaparte.

Zanubio und Teana.

Eine italienische Novelle.

Wißt Ihr, was Liebe ist? — Kennt Ihr das Gefühl, welches uns den Verstand raubt, und alle unsere Sinne nur an einen Gegenstand fesselt? — Man hat sich selbst verloren, und wähnt doch, erst jetzt sich selbst gefunden zu haben, Vermögen, Eltern, Vaterland, Leben, Ehre; — was sind sie uns in jenem Augenblicke, wo wir einen Händedruck, oder auch nur ein Lächeln des geliebten Gegenstandes damit erkaufen können? — Wer so empfand, der werfe einen Stein auf das unglückliche Paar, dessen Geschichte ich nun erzählen will. — Doch nein — Teana mag selbst sprechen.

Zanubio war ein junger Maler in Mantua. Er hatte sein Atelier in dem Hause dem unsrigen gerade gegenüber. Täglich konnte ich ihn sehen, wenn ich an meinem Fenster stand, wie er an seiner Staffelei stand und malte, und ich gestehe freimüthig, ich ließ keinen günstigen Augenblick vorübergehen, in dem ich den jungen schlanken Mann mit seinem feurigen Augenpaar sehen konnte. — Auch er schien mich zu bemerken, und oft und immer öfter gleiteten seine Blicke neben dem Gemälde weg, und nach mir

hinüber. Ein Mal schien es mir sogar, als ob er seufzte, als ob er seine Hand auf sein Herz legte, und seine Blicke gegen Himmel flehten, seine Wünsche zu erhören. Da trat ich erröthend vom Fenster zurück, und den ganzen Tag fragte ich mich: Was mögen das wohl für Wünsche seyn, um deren Erfüllung er flehte? — Und sieh da! am Abend hatte sie meine Eitelkeit schon zu meinen Gunsten gedeutet. —

Am andern Tage wiederholte er diese Mimik aufs Neue, und sieh da, unwillkürlich fing auch ich an zu seufzen, wandte meine Blicke ebenfalls gegen Himmel, und legte die Hand auf mein Herz, welches mir aus dem Busen herauszuklopfen drohte. Er sah es, und schien darüber außer sich vor Entzücken.

Noch diesen Morgen erhielt ich einen Brief von ihm worin er mich bat, heute in der Kirche zu erscheinen, wo er mich treffen würde. Ich fand diese Bitte sehr kühn, aber ging doch in die Messe, und — ich glaube fast — niemals so geschwind, als gerade dieses Mal.

An einer Säule erblickt' ich ihn hinter mir, und — verzeih mir Gott! — ich hielt von diesem Augenblicke an das Gebetbuch umgekehrt in der Hand. Als die Messe geendet war, verloren sich allmälig die Leute, nur wir Beide waren die Letzten, denn wir wußten wahrlich nicht, daß vor uns keine Kerzen mehr strahlten, die Strahlen aus seinen Augen machten diese zu Schanden, und blendeten mir alle Sinne. — Endlich nahte er sich mir, ergriff meine Hand mit seiner Linken, hob die Rechte gegen den Altar empor, und sprach mit einem langen Händedruck in

der höchsten Begeisterung: „Hier im Tempel Gottes, an seinem Altare, schwöre ich dir, dich zu lieben bis in den Tod!“ Ich war nicht bei mir selbst, und antwortete eben so feierlich: „und ich schwöre ewig dein zu seyn!“

Noch ein Händedruck, in welchem sich unsere Seelen ergossen hatten, und wir entfernten uns durch zwei verschiedene Ausgänge der Kirche.

Meine Mutter war gestorben; mein Vater, einer der ältesten Senatoren, lebte sehr freundschaftlich mit einer entfernten Verwandten, der Signora Pola, der Witwe eines reichen Kaufmanns. Der Sohn dieser Frau, Lorenzo genannt, besuchte oft unser Haus, und war zugleich Zanubio's vertrautester Freund; sie hatten mit einander in Bologna studiert. Diesen beschlossen wir in unser Interesse zu ziehen, und durch ihn glaubten wir uns öfter sehen zu können.

„Lorenzo!“ — redete Zanubio seinen Freund an, — „du besuchest Teana oft, liebst du sie?“ „Seltsame Frage,“ — versetzte Lorenzo — „ich finde das Mädchen recht artig. — Ihre schwarzen Lockenhaare beschatten herrlich den schneeigen Busen, und ihre Augen scheint Amor sich zum Spiegel gewählt zu haben; ihre Rosenlippen laden zum Kusse ein!“ — „O beschreibe nicht etwas, was keiner Beschreibung fähig ist,“ erwiederte Zanubio schnell, „und antworte mir auf meine Frage: „Liebst du Teana?“ — „Ungestümer Frager!“ war Lorenzo's Antwort „ich habe noch gar nicht daran gedacht, meine Neigung zu fixiren.“ „So bin ich ruhig,“ versetzte Zanubio, „du liebst sie also nicht. Ich aber lebe nur in ihr! — Bist du mein

Freund, so wirst du suchen mir Zutritt in ihrem Hause zu verschaffen.“ — „Das will ich recht gerne,“ schloß Lorenzo das Gespräch, „komm nur, komm, du sollst mich sogleich dahin begleiten.“ — Lorenzo brachte seinen Freund zu uns. O wie klopfte mir das Herz, wie hochroth glühten meine Wangen, als ich ihn in unserem Zimmer erblickte. Lorenzo verwendete sich für uns mit allem Eifer der zärtlichsten Freundschaft. Er hielt Zanubio bei meinem Vater eine glänzende Lobrede. — „Mein Freund,“ sprach er, „ist zwar noch jung, aber dennoch ein vollendeter Künstler. Das herrliche Altarblatt in der Kapelle des herzoglichen Pallastes ist sein Werk. Sein Fleiß, seine Redlichkeit und seine Sitten sind eben so ausgezeichnet als seine Talente. — Sie dürfen meinen Worten glauben, Signor! — Wir waren Jugendfreunde, und ich habe Gelegenheit gehabt und benützt, ihn ganz kennen zu lernen.“ —

Mit Kälte hörte mein Vater diese Lobeserhebungen an, und als uns die beiden Freunde verlassen hatten, sprach er zu mir: „Wohin denkt doch Lorenzo, daß er einen fremden Jüngling in unser Haus einführt, da es doch klar ist, daß er selbst dich liebt? — Gewiß, er wünscht dich zur Gattin, und bald wirst du mit ihm die glücklichste deines Geschlechtes seyn. Lorenzo ist jung, artig, er hat eine gute Erziehung genossen, und erbt einst von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen; ja diese Verbindung würde das Glück meiner alten Tage machen, und ich wünsche, daß du ernstlich daran denken mögest.“

Ich hörte diese letzten Worte nur halb, denn mein Innerstes war ganz empört; ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten, darum entfernte ich mich schnell und schweigend. Auf meinem Zimmer wiederholte ich mir die Worte meines Vaters, und — auch meinen Schwur: Zanubio treu zu bleiben bis in den Tod! —

Zanubio besuchte uns immer öfter, blieb immer länger, und bald bemerkte mein Vater unsere wechselseitige Zuneigung; doch jenen hohen Grad der Liebe, mit welchem ich an dem Jüngling hing, konnte er nicht muthmaßen. Meine Liebe kannte keine Grenzen, — seine Sorgen, seine Freuden waren die meinigen, ich kannte keinen andern Gedanken, als ihn, ich sah nur ihn, ich lebte nur in ihm. Jeden seiner Schritte, jede seiner Bewegungen verfolgte ich. Wenn er von uns ging, so war ich erst dann ruhig, wenn ich wußte, wohin er ging; ja, ich zählte die Minuten, die er nothwendig hatte, um von unserm Zimmer bis in das seinige zu kommen, stellte mich an mein Fenster, und wenn er auch nur um eine Minute später eintrat, so war ich schon besorgt. — Wenn ich sah, daß ihn Jemand besuchte, den ich nicht kannte, so schlug mir das Herz; bald war mir's, als säh' ich, wie ihm der Fremde ein Briefchen von einer fremden Dame in die Hand drückte, bald glaubte ich in seinen Geberden zu lesen, er habe eine unangenehme Nachricht erhalten; kurz ich kannte keinen ruhigen Augenblick, bis er mir Nachricht von der Ursache eines solchen Besuches gab, und wenn er länger, als ich wünschte, zögerte, so machte ich ihm bittere Vorwürfe.

„Hast du kein Vertrauen zu mir?“ sprach er oft in solchen Augenblicken; „glaubst du, ich könnte dich betrügen? — Sei ruhig Liebe! und laß mich frei handeln. Ich denke und thue nichts, als was zu unserm Glücke beiträgt.“ — „Frei willst du handeln,“ antwortete ich dann weinend, „du willst nicht, daß ich mich um dich bekümmere! — O großer Gott! ist das die Liebe, welche ich mir träumte?“ —

So machte ich ihm aus Eifersucht immer Vorwürfe, welche wahrlich nicht dazu gemacht waren, seine Liebe zu mir zu entflammen. Er ging nach solchen Auftritten immer ruhiger von mir, als er gekommen war, und in dieser Ruhe, welche mir Kälte schien, glaubte ich klar den Beweis seiner Untreue zu finden. Ich verhehlte ihm diese Muthmaßungen nicht, grollte neuerdings, und er lächelte. — Dieses Lächeln drang mir durch die empörte Seele; ich hielt es für Hohnlachen. „Kannst du bei meinen Thränen lachen, Treuloser?“ schrie ich, — und je mehr ich schrie, desto ruhiger wurde Zanubio, und schien mich nur zu bemitleiden. —

Diese traurige Lage, dieses Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht konnte ich nicht länger ertragen. Ich beschloß seine Liebe zu mir auf eine Probe zu stellen. Tausend Projekte durchkreuzten meinen Kopf, endlich wählte ich eines, welches mir das vorzüglichste und gewisseste schien. Ich schloß mich an Lorenzo, sprach öfter und geheimnißvoller mit ihm, stellte mich an, als ob ich erschrecke, wenn Zanubio uns überraschte, ging mit ihm spazieren, verlor mich da absichtlich in den dichtesten Partien des Gartens seiner Mutter, kurz, ich that Alles, um Zanubio's Eifersucht zu erregen;

allein vergebens, — er machte mir auch nicht einen Vorwurf. Ich stellte ihn darüber zur Rede, wie er dies alles so gleichgiltig ansehen könne? allein er antwortete mir: „Wie könnte ich glauben, daß du je einen Andern lieben könntest, als mich? — Könnte ich dich ungetreu halten, ich würde nicht leben!“ — Selbst diese Worte schienen mir kalt und herzlos, und ich beschloß das Äußerste zu versuchen. Mein Vater bemerkte diese Veränderung meines Betragens gegen Lorenzo mit der größten Freude, er hoffte nun, daß sein Lieblingswunsch, mich mit Lorenzo vermählt zu sehen, in Erfüllung gehen werde. Er sprach dem jungen Manne zu, mich mit aller möglichen Zärtlichkeit zu behandeln, und wenn ihm dieser antwortete, er sei versichert, daß mein Herz schon für einen andern Mann brenne, und daß er es nicht wage, mir seine Hand anzubieten, so rieth ihm jener Geduld an, und versicherte ihn, es werde sich Alles geben. Er selbst aber ließ keine Gelegenheit unbenützt Zanubio bemerkbar zu machen, daß es für ihn keine Hoffnung gebe meine Hand zu erhalten; allein dieser hielt sich meiner Liebe so gewiß, daß ihn auch die erniedrigendsten Reden meines Vaters nichts weniger als fürchten ließen.

Ich selbst unterließ nichts, den Geliebten aus seiner sorglosen Ruhe zu wecken, ich versagte ihm auch die kleinste Liebkosung, schrieb seine Zärtlichkeit mehr einer vorübergehenden Begierde als einer festen Liebe zu, und suchte auf diese Art ihn immer mehr zu entflammen. Ja ich ging so weit, daß ich sogar ein Briefchen an Lorenzo schrieb, worin ich ihm meldete: daß ich ihm nicht abgeneigt, allein daß die Gegenwart Zanubio's mir ein immerwährender Stachel

sei, und daß ich erst dann ganz die Seinige seyn wolle, wenn wir Gelegenheit gefunden hätten den Mann zu entfernen, dessen Vorwürfe ich zu erwarten hätte.

Ich übergab dies-Billet einer alten Magd mit dem Befehle, sie möchte es noch diesen Abend zu Zanubio tragen, und ihm sagen, sie habe es von mir erhalten, um es an Lorenzo zu übergeben. Dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Fünfzehn Tage besuchte Zanubio unser Haus nicht, und schon fürchtete ich ihn durch diese Unvorsichtigkeit auf ewig von mir entfernt zu haben, ich bereitete mich schon dazu vor, wie ich ihn voll Liebe empfangen, in seine Arme sinken und ihm gestehen wollte, daß dieses Alles nur List von mir war, als er am sechzehnten Tage mit eben jener ruhigen Kälte in unserem Hause erschien, wie vorher. Ich bemerkte nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen und dieser Gleichmuth schreckte mich auf's Neue zurück ihm Alles zu entdecken. Er war zuvorkommend höflich gegen mich und Lorenzo, nur etwas zerstreut kam er mir vor.

„Ist's möglich," sagte ich zu mir selbst, „daß ich ihm so ganz gleichgiltig geworden bin?" und ein Strom von Thränen ergoß sich über meine Wangen. Die ganze Nacht saß ich weinend an meinem Bette, und kein Schlummer erquickte meine Kräfte und ließ mich auf einige Augenblicke meinen Gram vergessen. Des andern Morgens erschien Zanubio wieder. Ich führte ihn bei Seite und sprach zu ihm: „Zanubio, liebst du mich noch? „Eben so sehr als du mich," antwortete er mir. „O dann betest du mich an," versetzte ich, und drückte ihn heftig in meine Arme. — Bei diesen Wor-

ten warf er einen Blick des Unwillens und der Verachtung auf mich und wandte sich aus meinen Armen. — „Wir können hier nicht ungestört sprechen,“ sagte er endlich düster, „wir können uns unsere geheimsten Gedanken nicht vertrauen ohne befürchten zu müssen, belauscht zu werden. Komm, wir wollen uns von aller Welt entfernen, und an dem Ufer des Sees unsere Herzen gegen einander ausschütten. „Ich willigte ein, denn ich hoffte, das würde der Augenblick zur wechselseitigen Aufklärung und Versöhnung seyn. Ich täuschte die Wachsamkeit meines Vaters, und folgte Zanubio. —

Wir gingen durch die Stadt, längs dem Ufer des Mincio hin, der hier einen See bildet, und dessen Wellen sich an dem Gestade zu unsern Füßen brachen, und kamen bis zu einem kleinen Wäldchen. Dort sahen wir einen Nachen mit Stricken an einem Baume befestigt. Zanubio sprang hinein und bat mich ihm zu folgen. „Komm Geliebte, komm,“ sprach er mit heftigem Drängen, „komm, wir wollen ein wenig auf dem See herumfahren.“

Als ich den Fuß in den Nachen setzte, ergriff mich ein unwillkührliches Beben, ein Zurückschaudern, dessen Ursache ich mir nicht erklären konnte; doch überwand ich mein Gefühl und trat hinein. Er nahm das Ruder, sah noch ein Mal zurück und ruderte dann nach der Mitte des Sees.

Als wir so weit entfernt waren, daß wir die Thürme des Städtchens aus den Augen verloren hatten, sagte er mit dem Tone der kältesten Verzweiflung zu mir: „Weißt du, wohin wir fahren? — Zum Tode!“

Ich wußte nach dieser Anrede eigentlich nicht ob und was ich zu befürchten hätte, dennoch sträubten sich die Haare

auf meinem Haupte empor. „Zum Tode?“ antwortete ich ihm. „Heiliger Gott, willst du mich morden?“ — „Nein,“ erwiederte er, „wir wollen, wir müssen beide sterben. Ich kann nicht leben ohne dich, du kannst nicht leben, da du mich schändlich betrogen hast. Sieh diesen Brief.“ Bei diesen Worten übergab er mir das Billet, welches ich an Lorenzo geschrieben hatte.

„Mein Geliebter!“ schrie ich, indem ich mich an seinen Hals warf, „das Alles was nur eine List von mir, ich habe nie aufgehört dich zu lieben, ich liebe dich noch eben so zärtlich als damals, da ich dir in der Kirche den Eid ewiger Treue schwur.“ — „Ich war vorbereitet auf diese Sprache,“ erwiederte Zanubio mit einem bittern Lächeln, „allein unser Schicksal steht fest, fest seit gestern Abend. Reue ist hier überflüssig, hier bedarfst du nur des Muthes. Sieh da diesen Boden des Nachens, sieh dieses Fallbret darin an; dieses allein ist noch zwischen uns und der Ewigkeit. Ich drücke an dieser Feder, und uns beide verschlingen die unersättlichen Wellen, und so verbindet dich wenigstens der Sensenmann auf ewig mit mir. Rufe dir jenen Eid ins Gedächtniß zurück, welchen du mir im Tempel Gottes schwurst. Ich habe ihn bis zu diesem Augenblick mit dem meinigen in meinem Herzen getragen. Ich schwöre dir, sprachst du feierlich, indem du deine Hand zum Bilde des Gekreuzigten emporhobst, und mit der andern die meinige drücktest, ich schwöre dir ewig treu zu seyn. Ich will dich jetzt von einem Meineide retten.“

„Diesen Schwur wiederhole ich dir noch ein Mal jetzt

unter dem blauen Himmelszelte," rief ich, "und eben so rein und unschuldig wie damals." — "Hast du denn so viel Furcht vor dem Tode," versetzte Zanubio mit gräßlichem Lächeln, "daß du selbst an der Pforte der Ewigkeit zur Lügnerin wirst? Ich fordere jetzt keinen Schwur mehr von dir." — "Frage meinen Vater, frage Lorenzo selbst," schrie ich in der höchsten Angst. — "Dein Vater sagte mir noch gestern," antwortete der Grausame, "daß du dich wider eine Verbindung mit Lorenzo nicht länger mehr sträubtest, — und Lorenzo kann ich nicht mehr fragen, er ist nicht mehr unter den Lebendigen." "Lorenzo todt!" rief ich, "Barbar! — du ihn gemordet?" — und fiel bewußtlos auf den Boden des Schiffes. "Ja!" grinste mir Zanubio mit fürchterlicher Stimme zu, "auch der Treulose fand den Tod in den Wellen, wie du ihn selbst finden wirst." Bei diesen Worten drückte er an der Feder und das Fallbret öffnete sich. Das Wasser drang hervor, und ich sprang über den Nachen in den See, weil ich im Freien eher noch Rettung sah, als unter dem Schiffe. Zanubio stürzte sich mir nach, umfing mich mit beiden Armen und donnerte mir zu: "Einzig geliebtes Weib! nun sind wir nicht mehr zu retten, wir sterben mit einander." Diese Worte waren die letzten, welche ich hörte, eine Welle verschlang uns, und ich verlor meine Besinnung. —

Einige Schiffer, welche nicht weit von uns fuhren, retteten mich. — Nach einigen Minuten kam ich ins Leben zurück. — Ich sah um mich — "Zanubio!" rief ich, wo ist "Zanubio?" — Die Schiffer deuteten schweigend auf die

Wellen. — Da wollt' ich mich dem Treuen nachstürzen, allein ich wurde zurückgehalten und zu meinem Vater gebracht.

Die Geschichte war bald in Mantua bekannt; ich wählte den Schleier, und alle Thränen, die seit jenem Tage meine Augen unaufhörlich näßen, waren nicht im Stande meine Reue weg zu waschen.

Für Euch, Ihr Mädchen, habe ich meine traurige Geschichte aufgezeichnet, die Ihr an der Treue eines Mannes gleich verzweifelt, wenn er nicht schwärmt, sondern handelt.

Die Pantoffeln des Sultans.

Orientalische Erzählung.

Ein Sultan erblickte von der Terrasse seines Pallastes ein Weib von seltener Schönheit. Der Anblick ihrer Reize bezauberte ihn so sehr, daß er einen Sklaven zu sich rief und ihn befragte, ob er jenes Meisterstück der Schöpfung nicht kenne. „Ist es möglich,“ sprach der Sklave, „daß dir o Herr! die schöne Schemsemissa, das Weib deines Wessirs Feiruz unbekannt geblieben sei? Sie gilt mit Recht für das schönste Weib der Stadt, so am Leibe wie am Geiste.“

Diese Worte entflammten den Sultan noch mehr und er beschloß, dies Wunderweib näher kennen zu lernen. Hier galt es vor allem, den Mann zu entfernen; denn ein Ehemann im Orient ist immer ein unbequemer Eifersüchtiger. Der Sultan ließ Feiruz zu sich rufen, übergab ihm ein Papier und sprach: „Eile, Wessir, die Befehle zu vollziehen, welche dieses Blatt in sich schließt, und lege mir sogleich nach vollbrachtem Geschäfte Rechenschaft darüber ab.“ Feiruz begab sich sogleich nach Hause, nahm seine Waffen und entfernte sich damit so eilig, daß er auf seinem Sofa den geschriebenen Befehl des Sultans liegen ließ.

Kaum hatte der Sultan Feiruz's Entfernung vernommen, als er nach dessen Pallaste eilte. Ein Verschnittener öffnete ihm und führte ihn mit vielen Bücklingen (denn er kannte den Sultan) in das Gemach der Herrin. Wie groß war das Erstaunen Schemsemissa's, als sie den Herrscher vor sich sah. Zitternd wagte sie kaum die Augen aufzuschlagen und kein Wort brachte sie hervor. — Bald aber fand sie ihre ganze Entschlossenheit wieder, und den Plan des Sultans wohl ahnend, wollte sie ihm keine Zeit gönnen, sich zu erklären; sie sprach ihn daher mit arabischen Versen an, deren Inhalt folgender war:

So tief wird sich kein edler Leu erniedern,
Daß er des Wolfes Überrest' aufzehrt,
Verschmähen wird es auch der Thiere König,
Den Durst in einem Flusse sich zu löschen,
Den mit unreiner Schnauz' der Hund besudelt *).

Diese Verse, deren Sinn der Sultan wohl verstand, zeigten ihm, daß er hier nichts zu hoffen habe; er entfernte sich ganz verstört und vergaß in der Verwirrung einen seiner Pantoffel.

Indessen war der Wessir, als er bemerkte, daß er den geschriebenen Befehl des Sultans zu Hause vergessen habe, wieder zurückgekehrt, um ihn zu holen. Er fand bei

---

*) Der Hund wird bei den Mohamedanern für unrein gehalten, und wer einen Hund berührt, darf sein Gebet nicht verrichten, ohne sich vorher gewaschen zu haben.

seiner Zurückkunft jenen Pantoffel, den er wohl kannte und der ihm den Plan des Herrn und den Grund seiner Entfernung wohl muthmaßen ließ. Von Ehrgeiz und Eifersucht bestürmt, suchte er ein Mittel, sich von seinem Weibe zu trennen, ohne seine Würde zu verlieren. Vor Allem stattete er dem Sultane Bericht über das Geschäft ab, welches er ihm auvertraut hatte; dann kehrte er nach Hause zurück und verkündete seinem Weibe, daß ihr der Sultan ein Geschenk mit einem prächtigen Pallaste gemacht habe und daß er, um ihr völlige Freiheit in Einrichtung desselben zu lassen, es nothwendig fände, daß sie mehre Tage bei ihrem Vater zubringe. Er gab ihr 100 Goldstücke und sandte sie zu diesem.

Schemsemissa, welche sich keinen Vorwurf zu machen hatte, war weit entfernt, die wahre Ursache zu errathen; sie gehorchte ohne Besorgniß. Als indessen mehre Tage vergingen, ohne das Feiruz erschien, wurde sie traurig und entdeckte ihren Brüdern ihre Angst. Diese gingen sogleich zu Feiruz und redeten ihn also an: „Wir verlangen von dir, daß du dich gegen uns erklärst, welche Gründe dich bewogen, dein Weib, unsere Schwester zu verlassen. Wenn sie schuldig ist, so wollen wir selbst in ihrem Blute den Schimpf abwaschen, den sie dir angethan.“

Der Wessir, ohne sich in eine nähere Erklärung einzulassen, antwortete ihnen, er habe ihrer Schwester die Summe von 100 Goldstücken, welche im Heirathsvertrage bestimmt ist, herausgezahlt und sie habe keine weitere Forderung an ihn zu machen. —

Die Brüder, über die kurze Antwort des Wessirs erzürnt, wandten sich an das Gericht. Der Landesgebrauch forderte, daß der Sultan selbst bei jeder öffentlichen Rechtspflege den Vorsitz führte, damit die Kadi's nicht nach Willkühr urtheilen können.

Die Brüder Schemsemissa's redeten also zu dem Richter: „Herr wir haben dem Wessir Feiruz einen herrlichen Garten vermiethet; dieser Garten war ein irdisches Paradies; denn als wir ihm denselben übergaben, war er von hohen Mauern umgeben und mit den fruchttragendsten Bäumen und den herrlichsten Blumen bepflanzt. Feiruz hat die Mauern umgerissen, die schönsten Blumen abgepflückt, die besten Früchte verzehrt, und nun will er, alles Schmuckes beraubt, uns diesen Garten wieder zurückstellen; müssen wir dieses dulden?

Der Kadi befahl dem Wessir zu sprechen.

„Herr!“ sagte Feiruz, „wider meinen Willen geschieht es, daß ich diesem herrlichen Orte, der mir so theuer war, entsagen muß. Ich fand, als ich eines Tages in Einer der Alleen spazieren ging, die Fußstapfen eines Löwentrittes. Furcht bemächtigte sich meiner, und ich will lieber den ganzen Garten diesem schrecklichen Könige der Thiere überlassen, als mich seinem Zorne aussetzen.“

Da nahm der Sultan selbst das Wort und sprach zu Feiruz.

„Kehre zurück in deinen Garten, Feiruz! du hast nichts zu fürchten. Wahr ist es, ein Löwe trat in deinen Garten, aber er konnte keine Frucht erlangen und verwirrt

und sich schämend verließ er denselben wieder. Es gibt keinen schönern Garten als diesen, aber auch keinen, der besser vor allen Unfällen bewacht wäre.

Diese Worte, welche räthselhaft für alle diejenigen waren, die sie nicht betrafen, gaben Feiruz seine Ruhe zurück. Er nahm sein Weib wieder zu sich und liebte sie von nun an noch mehr, da ihre Tugend sich in einer so gefahrvollen Probe bewährt gezeigt hatte.

Die Verwandten.

Ein Mährchen.

Der persische Schah Abu-Kosru ging eines Abends mit seinem Großwessir Dulkan durch die Straßen Ispahans spazieren. Schon brach die Mitternacht herein und der Schah beklagte sich darüber, daß ihm noch kein einziges Abenteuer aufgestoßen sei. In demselben Augenblicke hörte er seufzen und schluchzen, er näherte sich dem Orte, woher die klagende Stimme erscholl, und sah einen Jüngling vor dem kleinen Laden eines Schusters sitzen.

„Warum weinst du?“ mit diesen Worten redete ihn der Schah an. — Der Jüngling antwortete: „Was kümmern dich meine Freude oder meine Thränen, mein Vergnügen oder meine Noth? wenn du auch der Schah in eigener Person wärest, du könntest mir doch das nicht geben, was mir zu meinem Glücke mangelt.“

Der Schah lächelte und erwiederte: „Wer weiß? — — Vielleicht bin ich doch mächtiger als du glaubst, vielleicht hat der große Prophet selbst mich gesandt, um dich zu trösten und dir Hilfe zu leisten.“

„Ach! wenn du ein Abgesandter des Propheten bist,“ erwiederte der Jüngling, „so mußt du ja ohnedies wissen,

was mir fehlt, ohne daß ich es dir zu sagen brauche; du mußt wissen, daß ich die schöne Agli liebe, daß sie die Tochter eines Schusters ist, der so arm ist, wie ich, und daß man sie mir darum nicht zum Weibe geben will, weil sie Vater, Mutter, Brüder, Vettern und Basen hat, indessen ich keinen einzigen Verwandten aufweisen kann. Ja, ja, Herr, sieh mich nur großmächtig an, es ist doch so, wie ich dir sage, ich bin auf die Welt gekommen, ich weiß nicht wie, ich bin geboren, ich weiß nicht wo, und ich bin der Sohn, ich weiß nicht wessen. Ein armer Schuster fand mich eines Abends an seiner Thürschwelle liegen, wohin mich vermuthlich meine Mutter gelegt hatte; er erzog mich, lehrte mich sein Handwerk, und überließ mir, als er starb, seine Werkstätte. Sechs Monden sind es nun schon, daß ich meine Eltern auszuforschen suche, allein meine Mühe ist vergebens. Und überdies sollte ich auch noch Brüder, Oheime oder doch wenigstens Vettern haben; denn die ganze Welt hat ja deren."

Die Naivetät des guten Kadib (so hieß der Jüngling) gefiel dem Schah, und er ermunterte ihn mit den Worten: „Sei ruhig, Brüder und Oheime werden zwar ein wenig schwer zu finden seyn, aber Vettern werde ich dir auf jeden Fall verschaffen."

Vergnügt über dieses Versprechen folgte der Jüngling dem Schah, der ihn in seinen Pallast führte und mit reichen Gewändern bekleiden ließ.

Nachdem Alles dieses geschehen war, sprach der Schah zu Dulkan: „Ich verstoße dich nun auf acht Tage, und verweise dich auf eines meiner schönsten Landhäuser, und dich Kadib ernenne ich zu meinem ersten Wessir; suche diese

wichtige Stelle mit Klugheit und Treue zu verwalten.“ — „Ich werde mein Möglichstes thun,“ antwortete Kadib, indem er sein Angesicht gegen die Erde beugte. „Als mich mein Ziehvater, der arme Schuster, Schuhe machen lehrte, so konnte ich auch kaum eine Nadel einfädeln, aber er sagte zu mir: Muth mein Sohn, mit etwas gutem Willen und Fleiß lernt der Mensch jedes Handwerk.“

Am andern Morgen sprach man schon am ganzen Hofe davon, daß Dulkan in Ungnade gefallen sei. Von allen Seiten beschuldigte man ihn, aus allen Theilen des Reiches erhoben sich Klagen gegen ihn. Alle Höflinge, jene, welchen er übel begegnet war, noch mehr aber jene, denen er Gutes gethan hatte, wünschten dem Schah zu diesem Ausspruche der Gerechtigkeit Glück.

Abu-Kosru lächelte über die Begierde, womit diese Elenden einen Tugendhaften verläumdeten, von dem sie nun nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, und sprach zu sich selbst: O Menschen, wie verächtlich seid ihr, und ihr verlanget noch, daß euch die Fürsten dieser Erde für etwas Großes gelten lassen sollen? Nein, der euch am meisten verachtet, der kennt euch am besten, und der euch in den Staub tritt, hat sich keine Vorwürfe zu machen.

Dieses Selbstgespräch ist nun zwar eben nicht sehr philanthropisch; allein wir wollen einen Despoten des Orients einer bösen Meinung wegen, die er von den Menschen hat, nicht verdammen, er beurtheilt sie ja nur nach Jenen, die ihn umgeben.

Bald war der neue Wessir rings von Freunden umgeben; alles, was er sprach, wurde als tiefe Weisheit geprie-

sen, alles was er that, wurde bewundert, alles, was ihm nicht gefiel, wurde verabscheuet. Er war mit Schmeichlern mit Bittenden so umrungen, daß er sich gar nicht zu helfen wußte, welchen er zuerst hören sollte. Am Abende seiner Ernennung zum Wessir noch erhielt er einen Brief von einem der reichsten Einwohner Ispahans, welcher sich seinen Verwandten nannte, und ihn bat, in dieser Eigenschaft ihm eine der ersten Stadthalterschaften des Reiches zuzuwenden.

Ah sieh da! rief Kadib, da ist ja schon ein Verwandter! — Der Schah hält Wort. — Er ließ den Bittsteller zu sich kommen, und sprach zu ihm: „Ich will die Gunst des Schah in Anspruch nehmen, um meine Familie so hoch zu erheben, als es immer möglich ist. — Du sagst, daß du mein Verwandter seist, und das ist sehr gut für mich und dich, allein du mußt mir auch beweisen, daß du es bist; denn ich höre von dir und unserer Verwandtschaft zum ersten Mal in meinem Leben reden.

Alsogleich bewies der gute Mann, daß er einen Urgroßvater gehabt habe, welcher Kadib hieß, und sehr viel Verstand und Tugenden besaß. — „War er reich und mächtig? spielte er eine große Rolle im Staate?“ — fragte Kadib. „Eine sehr große Rolle,“ antwortete der Bittsteller,“ er war dazu sehr reich und außerordentlich geachtet, so wie alle Glieder unserer Familie es stets waren und auch immer seyn werden.“ — „Ach ja freilich!“ entgegnete Kadib. „Wie viel Kinder hinterließ er?“ — „Zwei Herr!“ — „Haben diese sich verheirathet?“ — „Ja, sie hatten ebenfalls zwei Kinder, die sich wieder verheiratheten, und von denen abermals Jeder zwei Kinder hatte, unter denen

sich ganz gewiß dein erhabener Vater befand.« — »Herr! ich zweifle gar nicht daran und ich sehe, daß du meine ganze Genealogie genau kennst. Nur habe ich über das, was du mir sagst, noch eine einzige kleine Bemerkung zu machen. Ich hätte doch auch etwas von der Erbschaft dieses reichen Großvaters bekommen sollen, und dennoch habe ich keine Drachme gesehen. Sage mir, wie hoch konnte sich das Vermögen unsers Großvaters belaufen?« — »Mindestens auf tausend Beutel.« — »Wohl, so verlang ich die Hälfte davon!« — »Herr!« — »Nur unter dieser Bedingung erkenne ich dich als meinen Verwandten.« — »Ich schwöre Herr!« — »Fünfhundert Beutel, oder wir werden niemals Vettern.« — »Aber ich kann diese Summe nicht geben.« — »Kleinigkeit, allein ich will sie nun einmal haben; ich bin nur mit dem Glücke meiner Familie beschäftigt, es ist also auch billig, daß mir meine Familie wenigstens das gibt, was sie mir schuldig ist.«

Der Amtswerber ging und kam schon am andern Morgen mit den 500 Beuteln wieder. Kadib fiel ihm um den Hals, nannte ihn wohl hundert Mal lieber Vetter! und versprach ihm, daß längstens binnen acht Tagen die Statthalterschaft von Khorassan ihm zugesprochen seyn sollte. — »Ja,« rief er aus, »ich schwöre beim Mahomet, du bist bis dahin Statthalter, oder ich will meine Stelle als Großwessir verlieren.«

Der Herr Vetter, entzückt über dieses Versprechen, eilte, um der ganzen Welt sein Glück mitzutheilen. Er sagte kein Wort von den 500 Beuteln, welche er gegeben hatte, und pries nur überall die Freundlichkeit, womit der

Wessir seine Verwandten aufnimmt, und so fand sich bald ein ganzer Haufe von Vettern und Verwandten in Kadib's Pallaste ein.

Zu dem zweiten Verwandten, welcher sich ihm vorstellte, sagte Kadib: „Es ist gar kein Zweifel, wir sind Verwandte und noch dazu recht nahe Verwandte, ich erinnere mich sogar recht gut gehört zu haben, daß unsere beiden Großväter einen fürchterlichen Prozeß mit einander führten, weißt du nichts davon?“ — „Ja, Herr, ich glaube mich zu besinnen.“ — „Dein Großvater hatte unrecht, allein da er viel reicher war, als der meinige, so gewann er vor dem Kadi den Prozeß, und mein Großvater wurde dadurch in Noth gestürzt; ich will diesen Rechtsfall noch einmal vornehmen lassen, und da ich nun reicher und mächtiger bin als du, so kann's wohl geschehen, daß ich jetzt mir eine kleine Rache nehme, wenn es dir nicht gefällt, die ganze Ungerechtigkeit durch ein kleines Opfer gut zu machen. Der Prozeß kostete meinem Großvater 400 Beutel, ich will diese Summe mit dir theilen, gib mir 200 Beutel, ich will weder von den Gerichtskosten noch von den Zinsen etwas sprechen.“

Zu dem dritten sprach Kadib: „Allerdings bist du mein Verwandter, deine Ansprüche sind unzweifelhaft, du mußt ja wissen, daß mein Vater dem deinigen 10,000 Tomans übergab; denn er vertraute sehr diesem Manne, der als der redlichste im ganzen Reiche bekannt war.“ — „Ja Herr! das war mein Vater.“ — „Nun gut, du weißt aber vielleicht nicht, was mit dieser Summe geschehen ist?“ — „Herr! ich glaube.“ — „Da ist nichts zu glauben, ich weiß gewiß,

daß weder mein Vater noch ich mehr eine Drachme davon zurück bekamen, du mußt sie also geerbt haben und wirst sie mir auf der Stelle zurück ersetzen, wenn du anders den guten Ruf unserer Familie erhalten willst, welchen nie der kleinste Makel befleckte.“

Alle diese Worte begleitete Kadib mit den schönsten Versprechungen, und gab allen seinen Verwandten den heiligsten Schwur, daß sie binnen acht Tagen die ersten und bedeutendsten Ämter im Staate erhalten sollten, oder daß er seine Würde verlieren wolle; und auf diese Art sah sich Kadib bald im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens.

Er ließ sodann Agli's Vater kommen, um sich bei ihm ein Paar Pantoffel zu bestellen. Als der alte Rustaf vernahm, daß er die Ehre haben sollte, für den Schah zu arbeiten, fiel er fast in Ohnmacht vor Freuden. Nachdem er seine schönsten Kleider angezogen und einen ganz neuen Turban aufgesetzt hatte, trat er in dessen Pallast. Er ward in ein Gemach geführt, in welchem Kadib, umgeben von hundert reichgekleideten Personen, auf einer Ottomane lag und Tabak rauchte. Rustaf zitterte wie ein Espenblatt, schon an der Thür des Saales warf er sich auf seine Knie, und rutschte so vor bis zu den Füßen des Wessirs, den er sich gar nicht anzusehen getraute, und der ihm nur nachlässig, ohne ein Wort zu sprechen, den Fuß hinhielt. Als er ihm das Maß genommen hatte, sprach Kadib mit verstellter Stimme: „Du hast eine Tochter?“ — „Ja Prächtigster der Prächtigsten!“ — „Sie ist schön?“ — „Zu deinen Diensten Herr!“ — „Sie liebt, wie man mir sagt, einen Jüngling, Namens Kadib?“ — „Leider ja.“ —

„Wer ist dieser Kadib?“ — „Ein Taugenichts Herr, ein Müßiggänger, der in seinem Leben kein guter Schuster werden wird.“ — „Ich war doch schon Willens mir von ihm ein Paar Pantoffel verfertigen zu lassen.“ — „Ach! großmächtigster Herr Wessir, da würden deine armen großmächtigsten Füßchen Ach und Weh geschrien haben.“ — „Hat der Kadib, von dem du so viel Übles sprichst, auch noch andere Fehler?“ — „Mehr Fehler, Herr, als du Haare auf deinem Haupte hast; allein wenn er auch ohne Fehler wäre, ich könnte ihm meine Tochter doch nicht geben.“ — „Warum nicht? — „Er ist ein Mensch ohne Vermögen, ohne Verwandte sogar.“ — „Ohne Verwandte?“ schrie Kadib, „hebe die Augen auf und blicke um dich, du wirst die Verwandten Kadib's sehen.“

Der alte Rustaf ließ seine Blicke im Saale herumschweifen und glaubte, da er so viele reichgekleidete Herren sah, der Wessir habe ihn zum Besten, da aber seine Augen auch auf diesen zu fallen sich erkühnten, und er in ihm Kadib erkannte, da fiel er auf sein Gesicht zur Erde und schrie: „Allah! Allah! ich bin des Todes!“

„Nein Rustaf,“ erwiederte Kadib lächelnd, „du bist nicht des Todes, du sollst erst recht zu leben anfangen. Bist du mit dieser Anzahl von Verwandten zufrieden, so geh, hole mir deine Tochter, ich will sie zu meinem Weibe nehmen!“ —

Immer noch lag Rustaf auf seinen Knien, er wollte sprechen, allein die Zunge versagte ihm den Dienst. Endlich erhob er sich, lief wie närrisch zur Thüre des Pallastes hinaus und konnte nur mit Mühe seiner Tochter erzählen, was

sich zugetragen hatte. Ich will das Erstaunen und die Freude der schönen Ageli nicht beschreiben; sie, die Tochter eines armen Schusters, sollte nun die Frau des Mannes werden, den sie liebt, und der noch dazu Großwessir ist. Wer die Freuden der Liebe nicht kennt, wird doch wohl jene der befriedigten Eitelkeit kennen.

Die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert. Der Trauungsceremonie folgte ein glänzendes Mahl, wozu alle Verwandten Kadib's gebeten waren. Braut und Bräutigam wurden von diesen mit Schmeicheleien überhäuft, ja vergöttert. Man wünschte Kadib Glück zu dem Beinamen der Große. Selbst Rustaf wurde nicht vergessen, die schmeichelnde Dichtkunst fand auch Mittel ihn zu den Wolken zu erheben.

Während sich diese merkwürdige und zahlreiche Familie den Ausbrüchen der höchsten Freude überließ, meldete man einen Abgesandten des Schah. Alle Verwandten zweifelten nicht, daß dieser dem Wessir irgend ein prächtiges Geschenk überbringen werde. Ihre Neugierde stieg auf's Höchste. Der Abgesandte wurde eingeführt, er trat mit ernsthafter Miene vor, zog eine Rolle aus seinem Busen und las:

„Im Namen des Beherrschers von Persien, des großen Schah Abu-Kosru.“ —

Bei diesen Worten beugten sich alle Gäste tief zur Erde, und der Abgesandte fuhr fort:

„Mir Abu-Kosru, Berherrscher von Persien, hat es gefallen, Kadib zu meinem Großwessir zu ernennen und den Dulkan von dieser Stelle zu entfernen. Heute aber gefällt es mir, Dulkan wieder zurückzurufen und Kadib

mit seiner ganzen Familie zu verbannen. Er übergebe also gleich eine Stelle, für welche er nicht geschaffen ist, und kehre in das Dunkel zurück, aus welchem ich ihn zum Lichte hervorzog.“

Der Abgesandte schwieg, und alles mit ihm. — Alle Hoffnungen der Verwandten waren mit einem Male zerschmettert, alle die schönen und guten Ämter für sie verloren, auf welche sie schon so sicher gerechnet hatten. Die Ungnade des Schah, welche auf Kadib fiel, zog auch seine ganze Familie mit in's Unglück, und in weniger als einigen Augenblicken stand der Saal leer bis auf Kadib, welcher lachte, den alten Rustaf, welcher zitterte, und die schöne Ageli, welche weinte. Kadib nahm zuerst das Wort und sprach: Ich sehe euch ganz starr vor Staunen, meine lieben Freunde. So eben war mein Pallast mit Verwandten besäet, welche mein Lob posaunten, mich bis zum Himmel hoben, mich mehr liebten, als sich selbst, und nun bleibt mir auch nicht Einer. Das Glück gab sie mir, darum nahm sie mir das Unglück. Ich war ein Wessir aus Zufall und hatte daher auch nur zufällige Verwandte, doch Dank sei es dem Zufall und meiner Geschicklichkeit, diese Verwandten halfen mir zu andern, die mich über meinen Verlust trösten, die zahlreich sind und mich in der Noth nicht verlassen werden. Ihr fragt, wo diese guten Verwandten sind, von denen ich rede? In meinem Schranke sind sie, in meinem Schranke. Ich besitze wenigstens 600,000 Tomans und diese Verwandten sind solider als alle übrigen.“

Wie stiftet man Heirathen?

Gemälde aus dem Leben.

I.

Ich kenne eine Frau, welche die Sucht hat, Heirathen zu stiften. Ich sage Sucht; denn geschähe es aus irgend einem Interesse, so könnt' ich den Eifer begreifen, womit sie derlei Geschäfte betreibt, aber sie zieht nicht den geringsten Nutzen davon, sie tanzt nicht, sie trägt keine berghohen Bescheidessen nach Hause. Was für Vergnügen kann sie also bei Hochzeiten haben? Hört sie vielleicht gern später die Klagen und Vorwürfe derjenigen, die sie verbunden hat? was wohl viel öfter der Fall seyn muß, als daß sie einen Dank der Glücklichen einerntet. Es gibt auf dieser Welt Bizarrerien, die man sich nicht erklären kann.

Diese Frau hat immer eine große Anzahl von Mädchen zu versorgen, junge, reife (man sagt niemals alte), liebenswürdige, sanfte, geistreiche, sehr selten aber reiche, denn die letzteren können wählen, ohne daß sich dabei Jemand ins Mittel zu schlagen braucht. Aber wenn die Partien, welche Frau von B* den Männern vorschlägt, auch mit äußern Glücksgütern nicht gesegnet sind, so sind sie doch immer reich an guten Eigenschaften.

Unglücklicher Weise für alle armen Mädchen leben wir im goldenen Zeitalter, das heißt in einer Zeit wo das Gold für das Höchste angesehen wird, für die wahre bewegende Kraft, und — ich glaube — es war immer so. Die Männer in den älteren Zeiten waren nicht mehr werth als wir, die Geschichte erzählt uns, was schon Alles des Goldes wegen geschehen ist, und die Worte des Königs Friedrich: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld," passen auf alles Übrige, auch auf heirathmäßige Mädchen.

Man wird mir antworten: man kenne viele Mädchen, welche gar kein Vermögen besitzen, und doch einen Mann bekommen haben.

Ich gebe das zu; jede Regel hat ihre Ausnahmen und das, was ich hier erzählen will, ist eben eine solche Ausnahme; aber was für Sorge und Mühe hat man bei einer solchen Vereinigung, und wie oft werden dadurch Wesen an einander geknüpft, welche gar keine Neigung zu einander fühlen, ja einander sogar mißfallen.

Doch lassen wir alle Nebenbemerkungen und gehen wir zur Geschichte selbst über.

Frau von B* spricht nie mit mir, ohne daß sie zu mir sagt: „Sie böser Mann, Sie kann ich leider nicht mehr verheirathen, bei Ihnen ist Hopfen und Malz verloren, Sie bleiben schon ein Hagestolz; aber ich bitte Sie, suchen Sie mir doch eine gute Partie für meine liebe M a r i e; sie ist ein so gutes Mädchen, sanft, liebenswürdig, zuvorkommend, ein Charakter, wie man ihn selten trifft, nie Launen, nie zänkisch, immer zufrieden, selbst wenn sie Zahnschmerzen hat. Ach wie glücklich wird ein Mann mit dieser werden!"

„Besitzt sie ein Heirathsgut?“

„Leider nein! ach wenn sie dieses hätte, so wäre sie gewiß schon vor zehn Jahren unter die Haube gebracht worden.“

„Vor zehn Jahren? Wie alt ist denn Ihre Marie?“

„Zwischen sieben= und achtundzwanzig Jahren, und die Unschuld selbst, dafür kann ich bürgen.“

„Wenn ich mich nicht irre, so habe ich sie ja schon mit Ihnen gehen gesehen. Sie ist beträchtlich häßlich.“

„Ach pfui! — was reden Sie da? Sie ist eben nicht schön, das ist wahr, besonders haben ihr die Pocken stark zugesetzt, und sie hat seitdem ein Auge, welches immer thränt, aber wenn sie lächelt, sieht man das gar nicht. Ich versichere Sie, sie ist gar nicht unangenehm, gar nicht zurückstoßend, ja ihr Lächeln ist sogar angenehm.“

„Ach ja, sehr angenehm, denn es läßt vorne unter platten Lippen ein Paar tüchtige Zähne sehen.“

„Ach, Sie vergrößern Alles! — Sie hat vorne ein Paar längere Zähne, welche auch ein bischen gelb sind, das ist wahr, aber sie sind nicht verwahrlost, nicht abschreckend.“

„Aber das Mädchen ist auch so mager.“

„Ich muß gestehen, sie hat gerade keine schöne Formen, aber sie ist ein votreffliches Kind, sehr arbeitsam, sehr ökonomisch, versteht das Hauswesen aus dem Grunde zu führen.“

„Das kann wohl seyn, das geht den Magen an, aber das Herz?“

„Mein Gott, lieber Freund, wie reden Sie denn? aus welchem Lande kommen Sie denn? Hat denn das Herz immer bei Heirathen etwas zu thun — heirathet man denn nur aus Liebe?“

„Wenn das nicht ist, so heirathet man wegen Geld.“

„Keineswegs! Man heirathet um nicht allein zu seyn, um eine Gesellschafterin, eine Pflegerin zu haben, um zu heirathen.“

„Ja, ich begreife, um, wenn man nach Hause kommt, die Pantoffeln und den Stiefelknecht bereit zu finden.“

Frau von B* mochte sagen, was sie wollte, ich blieb dabei, es werde schwer werden, Marien an Mann zu bringen. Übrigens wollte ich auch gar keine Notiz von der ganzen Sache nehmen, aber bald darauf führte mir der Zufall einen meiner Freunde in den Weg, der mir sagte: „Ich kenne einen jungen Menschen, der sich gerne vermählen möchte. Wissen Sie mir kein Mädchen für ihn?“

Ich mußte lachen, denn es fiel mir Marie ein und ich antwortete: „Ich wüßte wohl ein Mädchen, aber ob Ihr junger Mensch da zugreifen wird.“

„Warum nicht? O er ist gar nicht häckelig. Ich sage Ihnen vor Allem, daß er gar nicht nach Gelde trachtet. Er ist angestellt und hat jährlich fünfhundert Gulden Besoldung, dann macht er auch ein kleines Nebengeschäft mit Korkstöpseln, welches ihm jährlich ein Paar hundert Gulden trägt. Er will eine Frau, die ihm sein Hauswesen führt.“

„Wie alt ist denn Ihr junger Mensch?“

„So an die 6—37 Jahre.“

„Hm! ist schon reif, der.“

„Wissen Sie was, lassen Sie uns nur das Mädchen einmal sehen. Das Ansehen kostet ja nichts.“

„Da haben Sie recht, ich jedoch kann da nichts thun,

aber ich werde Sie zu einer mir bekannten Frau führen, welche Alles einleiten wird.“

Mein Freund ersuchte mich sehr, es bald zu thun. Ich sah wohl, daß auch Preller (so heißt mein Freund) gerne Heirathen stiftet, aber bei ihm kann ich das begreifen, ich weiß, er geht gerne zu Hochzeitstafeln, um sich dort eine Indigestion zu holen.

Ich führte Preller zu Frau von B*. Sie war sehr erfreut, als sie vernahm, aus welcher Ursache wir kämen. Sie und Preller verstanden sich bald so gut, als ob sie schon seit zwanzig Jahren bekannt wären; ihr Gespräch war kurz und bündig, wie folgt:

„Ist Ihr Freund hübsch?“

„Nein.“

„Desto besser.“

„Und Ihr Fräulein?“

„Über ihre Gestalt ist nicht viel zu sagen.“

„Ich begreife.“

„Aber arbeitsam, sanft, zuvorkommend, ökonomisch.“

„Kein Geld?“

(Schüttelt den Kopf.)

„Nun, thut nichts.“

„Hat Ihr Freund eine Anstellung?“

„Fünfhundert Gulden jährlich, und einen Nebenhandel mit Korkstöpseln.“

„Das ist ja prächtig.“

„Das Alter Ihres Fräuleins?“

„In vernünftigen Jahren.“

„Nun, das geht auch. Mein Freund hat die Kinder nicht gerne.“

„Auch meine Marie nicht.“

„Sie sind ganz für einander gemacht.“

„Es kommt auf eine Zusammenkunft an.“

„Die wir so viel möglich beschleunigen müssen.“

„Übermorgen.“

„Übermorgen? recht! — Wo?“

„Im Volksgarten, während der Musik.“

„Gut.“

„Also übermorgen, im Volksgarten nach 5 Uhr.“

„Wir werden erscheinen.“

„Sie werden mich an einem lilafarbenen Hute erkennen. Übrigens wird wohl Herr von C* die Güte haben, uns zu begleiten.“

Frau von B* bezeichnete bei diesen Worten mich, und ich ließ mich dazu herbei, weil ich wirklich selbst neugierig war, einer solchen Zusammenkunft beizuwohnen.

2.

Am bestimmten Tage verfügte ich mich zu Frau von B* und zwar eine Stunde früher, als festgesetzt war, weil ich gerne sehen wollte, was Marie zu dem Plane sagen, und wie sie sich benehmen würde.

Ich fand bei Frau von B* Alles in Unordnung, Zubereitungen zu einer Toilette, Chemisetten, falsche Locken, Kämme, Bänder u. s. w. umherliegend. Das Stubenmädchen ging mit Brenneisen hin und wieder. Frau von B* war aber schon ganz herausgeputzt.

„Was geht denn hier vor?“ fragte ich, alle diese Kleinigkeiten, welche Sofa und Stühle bedeckten, besehend.

„Wie, lieber Freund? Sehen Sie denn nicht, daß ich hier an unsere Braut die letzte Hand anlegen will? denn Marie hat nicht viel Geschmack, sie ist auch gar nicht kokett, und ich stehe dafür, sie würde aussehen, wie eine Gerichtsschreiberin von einem Dorfe herein.“

„Ach! dann bin ich zu früh gekommen, und will mich wieder entfernen.“

„Nein, nein! Sie wird auch kein Kleid mehr wechseln, sie hat schon ihr schönstes angezogen, übrigens sind Sie ja hier ohne alle Absichten auf Marien.“

„Ja ganz ohne alle Absichten, weiß der Himmel! — Was sagt Marie denn zu dem ganzen Plane?“

„Sie weiß gar nicht, was sie vor Freuden thut, sie hat nicht gegessen und nicht geschlafen, seit sie es weiß, es wirbelt ihr der Kopf.“

„Armes Kind, vielleicht wird die Freude bald nachlassen, wenn sie ihren Bestimmten sieht.“

Jetzt wurde mit einer Heftigkeit geläutet, daß man glaubte, der Glockenzug müsse entzwei reißen, und Marie schrie nach Frau von B*. Gleich darauf trat — nein, stürzte Marie herein, roth im ganzen Gesichte, wie Zinnober; sie entschuldigte sich erst bei Frau von B*, daß sie so stark an der Glocke gerissen habe, allein sie sei heute so ungeduldig, wie noch in ihrem ganzen Leben nicht; dann machte sie mir einen ziemlich ungraziösen Knix.

Ich betrachtete Marien, sie schien mir noch nie so häßlich; sie hatte ein Kleid von giftig-gelbem Seidenzeug

an, ein Häubchen und darüber einen Hut auf. Eine schwarze Chemisette mit Spitzen, welche ihr bis an die Ohren reichte, und zu allem dem eine äußerst linkische Haltung, und Augen, roth, wie Kaninchen.

„Ach meine Liebe, wie siehst du aus?“ rief Frau von B*, indem sie Marien den Hut abnahm. „Wie kann man sich so coiffiren lassen. Ich danke meinem Gott, daß ich dich früher noch angesehen habe.“

„Ich dachte, der Hut stünde mir gut.“

„Entsetzlich siehst du darin aus. — Mein lieber Himmel! es ist ja, als ob dein Auge noch mehr thränte als gewöhnlich. — Und die schwarze Chemisette — die macht dich ja noch magerer, als du schon bist — als ob du es nicht schon genug wärest — ich will dir eine weiße Pellerine leihen. — Warum hast du dich denn nicht ein bischen völler gemacht? — du siehst ja aus wie ein Kehrbesen.“

„Ich mag nichts Falsches an mir.“

„Welche Einfältigkeit — Falsches — Falsches! Man muß zum Falschen seine Zuflucht nehmen, wenn man das Wahre nicht hat. Justine, bringe mir eine Tournure.“

„Ach meine liebe Freundin, ich habe diese Nacht einen sonderbaren Traum gehabt. Ich sah ein rothes Pferd, welches durch die Luft galopirte.“

„Vortreffliches Zeichen, ein rothes Pferd — bedeutet Glück in der Unternehmung, und das Galopiren zeigt, die Heirath wird schnell zu Stande kommen.“

„Ich bestieg dann selbst das Pferd.“

„Auch gut. — Setze dich da her, damit ich dich noch einmal coiffire.“

Frau von B* versuchte auf Marien's Kopf verschiedene Blumen und zog mich bei jeder derselben zu Rathe.

„Wie finden Sie," fragte sie, diesen Jasmin?"

„Nun, er steht nicht übel."

„Aber zu blaß — versuchen wir den coquelicotfarbenen — he? was sagen Sie dazu?"

„Recht schreiend."

„Fast zu auffallend. — Finden Sie die Jonquille nicht passender?"

„Jonquillen sind hübsch."

„Aber nein! — gelb zu gelb, das thut's gar nicht — fort damit! — die Rose — die Rose, ja die Königin der Blumen — ja die Rose behalte, mein liebes Mariechen. Mein Gott! — dein Auge fließt heute mehr als gewöhnlich — du mußt es hübsch zur Erde niederschlagen, hörst du? So, jetzt stecke ich dir noch zwei kleine Kämmchen auf, dann bist du fertig."

Das arme Opfer ließ mit sich machen, was man wollte, aber während ihr Frau von B* die Kämmchen applizirte, hörte ich sie halblaut fragen: „Wie alt haben Sie mich denn gemacht, liebe Freundin?"

„Acht und zwanzig."

„Ich habe Sie doch gebeten zwei und dreißig zu sagen."

„Ach! laß nur mich machen. Wenn sich ein Mädchen selbst acht und zwanzig Jahre gibt, so weiß man ja ohnedies, daß sie mindestens zwei und dreißig zählt."

„Aber ich habe ja schon fünf und dreißig."

„Das macht nichts, wenn man nur nicht so aussieht."

„Jetzt ist deine Toilette fertig." Frau von B* ließ nun

Marien aufstehen, sich rund umdrehen, und vor sich her spazieren, — und rief ihr dabei zu: „Halte dich gerader — zieh' die linke Schulter nicht so hinauf, stemme den rechten Arm nicht so in die Seite wie einen Windmühlflügel. — So ist es recht! — Nun, was sagen Sie zu meiner Marie?“ —

„Ich habe hier gar keine Meinung. — Aber jetzt ist es bald 5 Uhr. Wir müssen fort.“

„Schon 5 Uhr!“ rief Marie erblassend.

„Ach liebe Freundin, Sie werden sehen, mir wird übel werden.“

„Unterstehe dich und mache mir solche Geschichten vor den Leuten. Ein Mann, der nur 500 fl. Einkünfte und einen Korkstöpselhandel hat, kann keine Frau nehmen, der alle Minuten übel wird. Jetzt komm.“

„Erlauben Sie mir, meine Damen, ich [illegible] vorher einen Wagen besorgen.“

„Ei warum denn? es ist ja schön Wetter, wir gehen zu Fuße.“

„Nein, das geb' ich nimmermehr zu.“

„Sie sind gar zu galant.“

Es war von meiner Seite gar keine Galanterie, aber ich wollte mit der schönen Marie im Arme nicht über die Gasse gehen, ich fand sie in ihrer Pracht noch viel erschrecklicher als gewöhnlich; ich fürchtete mich schon auf den Augenblick, wo ich mit ihr in den Volksgarten eintreten mußte, und ich bereuete schon, daß ich mein Wort gegeben hatte, die Damen zu begleiten.

Der Wagen hielt am Thore, wir stiegen ein. Marie

trat auf der Stiege fünf- oder sechsmal auf ihr Kleid, und fiel zweimal sogar nieder.

„Sie sehen wohl," sagte ich leise zu Frau von B*, „daß ich recht hatte, einen Wagen zu nehmen. Marie wäre nie in den Volksgarten gekommen."

„Ja, das bevorstehende Glück macht ihr die Füße völlig steif."

„Ja," erwiederte ich lachend, — „wenn das Mädchen ganz glücklich wird, so schlägt sie sich gewiß die Nase ein."

3.

Wir kamen am Volksgarten an, und ich sah mit Schrecken, daß es hier ungewöhnlich voll war. Lanner führte heut ein Potpourri, genannt „das Ungeheuer" auf. Ich nahm ins Himmelsnamen allen meinen Muth zusammen, drückte meinen Hut tief in die Augen, und schritt mit meinen beiden Damen im Arme zum Gitterthore hinein, hoffend, man werde uns für Fremde ansehen.

Ich weiß nicht, wofür man uns ansah, aber ich hörte neben und um uns ein Gemurmel, ein Gelächter und ein Gezische, die mir kein Vergnügen machten. Ich zog meine Damen mit fort, stieß einige Stühle um, ja ich glaube sogar, ich habe einem Marqueur eine ganze Tasse voll Eis hinabgeschlagen. Endlich kamen wir zu leeren Sesseln und setzten uns, und das zwar auf der Terrasse, denn dort war das Rendezvous festgesetzt.

Das Potpourri „das Ungeheuer" begann. Die Damen hörten gar nicht darauf, sondern suchten nur mit den Augen Preller und seinen jungen Freund. Sie waren noch nicht

gegenwärtig. Ich bemerkte einige junge Herren, welche sich um unsere Stühle drängten, und Marien lorgnettirten. Einer derselben sagte im Fortgehen: „Sie ist gerade wie das Potpourri, ein wahres Ungeheuer.“

Man spielte dann sehr liebliche Walzer; ich vergaß auf meine beiden Damen und war ganz Ohr, aber mitten darunter schrie Frau von B* laut auf: „Ach! da sind sie!“

Dieses: Da sind sie! war so laut geschrien, daß Alles um uns sich umwendete und Jeder fragte: „Wer ist da? — Erwartet man fremde berühmte Männer oder Fürsten?“

Man kann sich das allgemeine Erstaunen vorstellen, als man die beiden Herren sah, gegen welche dieser Ausruf gerichtet war. Preller war ein Mann wie hundert andere, aber sein junger Freund verdient beschrieben zu werden. Ein langer Mensch, der fast sechs Schuhe mißt und der hinsichtlich der Magerkeit mit einem Skelette in die Schranken treten kann; sein Kopf ist von seinen Schultern durch einen Hals abgesondert, der einer Giraffe Ehre machen würde, sein Gesicht ist olivenfarbig, und seine Nase so stumpf, daß man von Weitem darauf schwören sollte, er habe gar keine; übrigens hat er einen kürzeren Fuß, weßwegen er etwas ungraziös beim Gehen hinkt.

Ich hörte von allen Seiten lachen. „Das ist ein wahrer Ungeheuer-Abend,“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

Während dem kamen die beiden Herren zu uns. Ich hatte die Vorsicht gehabt, Stühle für sie aufzubewahren, aber selbst sitzend ragte der Kopf des jungen Menschen über alle andern empor.

Man hatte sich schweigend gegrüßt und die gewöhnli-

chen Artigkeitsbezeigungen ausgetauscht, aber Preller und Frau von B* hatten allein gesprochen. Marie wagte nicht die Augen aufzuschlagen, und ich fand, daß sie wohl daran that, der junge Mensch aber verbeugte sich und blieb stumm.

Die Zeit verfloß indessen und noch hatten die beiden für einander Bestimmten kein Wort mit einander gewechselt. Der junge Herr jedoch machte, wenn er Marien anblickte, eine Grimasse, welche seine Nase vollkommen verschwinden machte, und Marie, nachdem sie mit jenem Auge, welches nicht thränte, einen Blick auf ihren Zukünftigen riskirt hatte, zog auch ein schiefes Mäulchen, welches nichts weniger als Beifall zeigte.

Frau von B* kam in üble Laune, sie stieß Marien mit dem Knie, und lispelte ihr zu: „Zieh doch deinen Mund nicht so zusammen, und schau nicht immer deine Schuhspitzen an.“

„O! ich habe leider schon etwas anders angeschaut, und gefunden, daß das sehr häßlich ist.“

„O! Man muß nicht so häckelig seyn, wenn man 35 Jahre alt ist und keinen Kreuzer im Vermögen hat — bist du etwa schön?“

„Nein, aber ich hinke doch nicht.“

„Das sieht man nicht unter einem langen Kapot.“

„Nein, einen Solchen mag ich nicht heirathen.“

„Und einen Andern wirst du nicht bekommen.“

Während dieses Zweigespräch zu meiner Linken Statt hatte, ließ sich auch das folgende zu meiner Rechten vernehmen.

„Nun, lieber Freund, Sie sagen ja gar nichts von dem Fräulein.“

„Weil ich gar nichts von ihr zu sagen finde.“

„Sie hätten heute zwei Kravatten umnehmen sollen.“

„Ich habe ohnedies drei.“

„Nun, so hätten Sie vier nehmen sollen, Sie sehen aus wie ein Dromedar. — Wie finden Sie das Fräulein?“

„Entsetzlich!“

„Nun sie ist zwar nicht schön, aber sie hat eines von den Gesichtern, an die man sich bald gewöhnt, und dann ihre Eigenschaften, das ist die Hauptsache in der Ehe.“

„Ganz recht, aber sie ist doch gar zu häßlich.“

„Nun halten Sie sich etwa für einen Adonis mit Ihrem hinkenden Fuß, Ihrem langen Halse und dem Platze, wo eine Nase seyn soll?“

„Ich weiß recht gut, wie ich aussehe, aber das hindert mich doch nicht, daß mir was Schönes gefällt.“

„Nun so lassen Sie sich das Schöne hübsch von Weitem gefallen, denn mit 500 Gulden und einem elenden Stöpselhandel kann man keine großen Anforderungen an das Schöne machen.“

„Nun so werde ich gar nicht heirathen.“

Hiermit endete das Gespräch. Preller machte ein verdrießliches Gesicht, denn er sah das Hochzeitmahl verschwinden. Auch Frau von B* ärgert sich nicht wenig, denn es ist bereits die neunte Unterhandlung, welche sich zerschlägt. Der junge Mensch schlägt den Takt mit seinem hinkenden Fuße und scheint nur für die Musik Aufmerksamkeit zu haben, und Marie guckt zur Linken und Rechten, ohne sich um ihren Bestimmten mehr zu bekümmern.

Indessen war das Potpourri zu Ende. Wir stehen auf, Preller flüstert mir ins rechte Ohr: „Freund, das thut's

einmal nicht!“ — und Frau von B* murmelt mir ins linke: „Totale Antipathie!“ Da fällt mir eine komische Idee ein, und indem ich Beiden die Hand drücke, und mit einem kurzen: „Vielleicht!“ ihre Hoffnungen wieder aufrege, bestimme ich sie von der Terrasse weg zu gehen, und sich unter die Bäume an ein abgesondertes Plätzchen zu setzen. Ich biete der Gesellschaft Punsch an, und der Marqueur bringt gleich darauf fünf Gläser von diesem geistigen Getränke.

„Ich liebe ihn zwar sehr,“ sagt Marie, „aber ich wage es nicht, welchen zu trinken; denn er steigt mir gleich zu Kopfe.“

„Ei“ — antwortet Frau von B* noch etwas ärgerlich, „du darfst jetzt nicht mehr zimpferlich thun. Wenn er dir schmeckt, so trink ihn ins Himmelsnamen.“

Herr Ratzelmaier (so hieß unser junger Mensch) stürzte gleich ein halbes Glas auf einen Zug aus, indem er versicherte, ihm thue kein geistiges Getränk etwas, er habe einen sehr starken Kopf.

Beide trinken das süße geistige Naß wie Milch, und kaum waren die ersten Gläser gebracht worden, mußte ich schon die zweiten bestellen. Der Punsch machte, wie ich voraus gesehen, seine Wirkung, Alles wird viel heiterer und gesprächiger als früher. Frau von B* sumst einen Walzer mit dem Orchester — Preller schaukelt sich auf seinem Stuhl und raucht seine Pfeife. Der junge Ratzelmaier fängt an Anekdoten zu erzählen, die schon lange in Meidinger's Grammaire stehen, und Marie lacht herzlich darüber.

„Ein prächtiger Walzer!“ ruft endlich Ratzelmaier. „Wenn mich mit meinem kurzen Fuße noch etwas zum Tan-

zen bewegen könnte, so wär's dieser Walzer — aber es geht bei mir nicht.“ —

„Bei mir auch nicht,“ antwortete Marie, „weil ich mich niemals in den Takt finden kann.“

„Indessen sollten wir's doch einmal probiren.“

„Ja, aber nicht öffentlich.“

„Das geht ja recht gut,“ raune ich der Frau von B* ins Ohr, und animire unsere jungen Leute zum Trinken.

„Er ist doch nicht so übel!“ sagte Marie leise zu Frau von B*.

„Scheint eine gute Haut zu seyn,“ sagte Ratzelmaier leise zu Preller.

„Junger Herr!“ sagte ich endlich zu Letzterem, „Sie mögen sich so bescheiden stellen als Sie wollen, ich wette doch, Sie haben auch schon Liebesabenteuer genug gehabt.“

„Ich kann's nicht läugnen, aber meine Liebesgeschichten haben alle einen üblen Ausgang gehabt. Einmal hat mich eine wunderschöne Maske in der Redoute Abends um 10 Uhr zum Brunnen auf den neuen Markt bestellt, ich bin hingegangen und habe dort in der fürchterlichsten Kälte vergebens bis um 12 Uhr gewartet. Ein anderes Mal seh' ich bei einem Ladenfenster ein sehr blasses Mädel, die schaut immer heraus auf mich — ich bleib stehen und schau hinein, und sie verwendet kein Auge von mir; endlich nehme ich mir die Courage und gehe in den Laden hinein, da waren aber nichts als Friseurs die mich brav auslachten; denn die blasse Schöne war nichts anders, als ein Haubenstock. — Ein drittes Mal hab ich mit einer schönen Frau Bekanntschaft gemacht, und ihr mein Paraplui auf der Gasse angeboten,

weil es geregnet hat; wir gehen mit einander unter dem Paraplui, auf einmal kommt unter dem Paraplui ein Kopf hervor. Sie schreit: „mein Mann!“ und reißt mir aus. Mich aber packt der baumstarke Kerl, und prügelt mich für meine Gefälligkeit noch recht ab. Nein, in der Liebe bin ich nicht glücklich.“

„Nun so werden Sie's in der Ehe seyn,“ fiel ich ihm ins Wort.“

„Ah, nein, nein! Eine Kartenschlägerin hat mir aus dem Herz-König prophezeit, wenn ich heirathe, so werde ich ein — ein —“

„Was?“

„Nun ein — die Damen errathen schon was ich werde; denn sie lachen gewaltig.“

Wirklich brachen Frau von B* und Marie in ein lautes Gelächter aus, und die letztere sagte: „Nein Herr von Ratzelmaier, Sie sind ein Tausendsassa!“

In diesem Augenblicke fallen große Tropfen auf den Tisch.

„Lieber Himmel!“ schreit Frau von B*, „ein Gewitter! und mein schöner Lilahut!“

„Und mein schönster Überrock,“ sagt Marie, aber noch immer lachend.

„Kommen Sie unter jenes Zelt, es wird wohl bald vorüber seyn.“

„Nein, nein, sehen Sie nur, kein Stern ist mehr am Firmamente. Zudem ist es schon halb 11, es wird das Beste seyn, sich um einen Wagen umzusehen.“

„Schon halb 11 Uhr?“ sagte Ratzelmaier, „wie geschwind doch die Zeit vergeht.“

„Ja, und wie lustig,“ antwortete Marie.

Ratzelmaier hatte Marien seinen Arm geboten, um sie in das Zelt zu führen. Das Gewitter wurde immer stärker, und ich laufe vor das Thor, wo ich nur einen einzigen Fiaker finde; ich nehme ihn sogleich in Beschlag, kehre zur Gesellschaft zurück, gebe den beiden jungen Leuten von Weitem ein Zeichen zu mir zu kommen, ich führe sie aus dem Garten, hebe sie in den Wagen, mache den Kutschenschlag hinter ihnen zu, höre ihre „Wenn nur“ und „Aber“ nicht mehr, bezeichne dem Kutscher Marien's Wohnung, und dieser fährt mit ihnen davon.

Frau von B* führe ich später nach Hause, und sie muß es sich schon gefallen lassen, etwas naß zu werden.

4.

In einem Monate nachher war Marie Frau von Ratzelmaier. Ich weiß nicht, ob das Horoskop, welches die Kartenschlägerin dem jungen Manne stellte, sich bewährt hat oder nicht.

Dies war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich mich in eine Heirathsangelegenheit mischte. So viele Leute zerbrechen sich den Kopf und verlieren ihre Zeit um ein Paar Leute zusammen zu bringen, mein Recept ist sehr einfach. Recipe: Einige Gläser Punsch!

Die Verlassenschaft des Pflanzers.

Erzählung.

Beide hielten am Eingange des Eichenwäldchens an, welches zur Landstraße nach Montgomery führte.

„Bis hieher," sagte der Jüngling, „und nicht weiter, Ihr Vater leidet, und erwartet Sie."

Die junge Amerikanerin faßte seine Hand und schluchzte. „O mein Gott, welch' bittere Trennung!"

Weinen Sie nicht, meine liebe gute Jenny, Sie rauben mir allen Muth. Wenn Sie wüßten, wie unglücklich es mich macht, Sie verlassen zu müssen. Ich habe lange geschwankt, als mir Herr Plakson den Antrag machte, mir eine Anstellung in Boston zu verschaffen. Allein ich mußte der Vernunft weichen. Die Angelegenheiten Ihres Vaters stehen schlimmer, als er selbst glaubt, seine Gesundheit nimmt mit jedem Tage mehr ab; es kann bald geschehen, daß Sie, theure Jenny, eine Waise, ohne Hilfe, ohne Schutz da stehen. Indem ich die Stellung annehme, welche man mir bot, sichere ich unserer Beider Zukunft. Ich werde ein Dach haben, worunter ich Sie aufnehmen kann, und in einigen Monaten sind wir auf ewig vereint."

„Ach Jones!" rief die Kleine, indem sie sich in die Arme ihres Verlobten stürzte. Dieser schloß sie zärtlich in

seine Arme, und indem er noch einen langen Kuß auf ihre feuchten Augen drückte, rief er: „Lebe wohl, lebe wohl meine geliebte Jenny, bald mein Weib;“ dann riß er sich mit Gewalt von ihr los, und stürzte auf die Straße nach Montgomery.

Jenny blieb noch lang, auf demselben Platze stehen, und suchte den Geliebten durch die Eichen noch einmal zu erblicken, und noch ein letztes Lebewohl von ihm zu erhaschen; als sie aber dann versichert war, sie könne ihn weder mehr sehen noch hören, trat sie den Rückweg nach Hause an.

Sie war kaum einige Schritte gegangen, als sie Herrn Plakson begegnete. Sie sah scheu um sich, als ob sie einen Weg suchte, ihm auszuweichen, allein da sie keinen fand, ging sie weiter.

Dieses Benehmen der Miß Makensie fordert Erklärungen, welche wir geben wollen.

Herr Plakson, Eigenthümer einer nahen Baumwollpflanzung, die weiße Krone genannt, war ein Mann von beiläufig 40 Jahren. Er war in Irland geboren, war aber einiger Gewaltthätigkeiten wegen, worüber man nicht am besten sprach, gezwungen, sein Vaterland zu verlassen. Mit mehren Auswanderern in diesem Theil Alabama's angelangt, hatte er lange Zeit untergeordnete gewagte Dienste verrichtet, aber immer hatte er keinen andern Leiter, als seinen Willen, kannte kein anderes Recht, als seine Stärke. Seine Jugend war unter gefahrvollen Unternehmungen, unter wilden Völkerstämmen verflossen, deren Freund und Feind er abwechselnd war. Man erzählte tausend Geschichten, welche Beweise seines Muthes, aber auch seiner Energie und

Leidenschaftlichkeit gaben. Nichts konnte ihn bezähmen, wenn einmal seine Leidenschaft mit im Spiele war. Sein Geist war nicht ungebildet, seine Sprache und sein Benehmen zierlich, aber unter diesem äußern Firniß verbarg sich der starre Wille eines Wilden. Er hatte unter den Wilden jene stumme Beharrlichkeit und jene geduldige Hinterlist gelernt, welche sicher zum Ziele führen. Seitdem er wieder in das civilisirte Leben getreten war, wurde er einer der reichsten Pflanzer von Alabama. Die Gelegenheit zum Ausbruch seiner rohen Leidenschaften bot sich jetzt weniger dar; aber es war noch immer eine jener herrschsüchtigen furchtbaren Naturen, welche in ihrem Umkreise sich Alles zueignen, was ihnen gefällt, eines jener leidenschaftlichen aber harten Gemüther, welche einem Vulkane gleichen, dessen Lava zu Stein wird, wenn sie nicht mehr glüht.

Sein Reichthum hatte Plakson einen großen Kredit auf Alabama verschafft. Man rühmte seine Gewandtheit in Geschäften, und ging über sein Böses hinweg, wie bei allen Leuten, die man einmal brauchen kann. Er besaß mehre Hundert schwarzer Sklaven, und behandelte sie mit einer Grausamkeit, daß es die größte Drohung war, die man einem Sklaven machen konnte, ihm zu sagen, man werde ihn an Plakson verkaufen. Indessen war eben diese Grausamkeit eine neue Quelle des Reichthums für den Pflanzer geworden, und mehre der Pflanzer beneideten ihn sogar um diesen schändlichen Ruhm; denn dort, wo der Schwarze aufhört, ein Mensch zu seyn, ist der Gepriesenste derjenige, der den meisten Nutzen aus diesen menschlichen Maschinen zu ziehen versteht.

Ohne Plakson vollständig zu kennen, fühlte Miß Makensie doch eine instinktartige Abneigung gegen ihn. Sie empfand in seiner Gegenwart jenes Beben, welches das schwache Vögelchen beim Anblicke eines Raubvogels empfindet. Die Besuche des Pflanzers von der weißen Krone bei ihrem Vater, hatten ihr immer mißfallen, aber noch mehr, seitdem sie häufiger und zudringlicher wurden. Es setzte sie also mindestens in Verlegenheit, Plakson jetzt auf ihrem Wege zu begegnen.

Dieser kam ihr übrigens artig entgegen und nach den ersten Begrüßungen setzten beide den Weg Anfangs schweigend gegen Jenny's Wohnung fort.

„Ich sehe es an Ihren feuchten Augen, Miß," begann endlich Plakson, „daß Sie von Jones Cokeril Abschied genommen haben."

Das Mädchen machte erröthend eine bejahende Bewegung.

„Beruhigen Sie sich, theure Miß!" fuhr der Pfanzer fort, „ich habe ihn an ein Haus adressirt, in welchem alle Commis ihr Glück gemacht haben."

„Cokeril dankt Ihnen also diesen Platz?" stammelte Jenny, „und auch ich sollte Ihnen dafür danken."

„Danken Sie mir vielmehr, daß ich ihn fort gebracht habe." —

„Wie so?"

„Ja ja, ich hoffe, Jones Abwesenheit wird Miß Makensie zum Nachdenken bringen, und sie wird endlich auf dieses Heirathsprojekt Verzicht leisten."

„Wie? Sie glauben?"

„Ich glaube, daß Miß Makensie zu schön und zu wohl erzogen ist, als daß sie nicht auf ein besseres Los Anspruch machen sollte, als mit einem armen Teufel sein Elend zu theilen.

„Sie haben ja eben die Hoffnung geäußert, daß Cokeril sein Glück machen werde.“

„Ohne Zweifel in 30 — 40 Jahren. Alle Welt macht ihr Glück in den vereinigten Staaten, vorausgesetzt, daß man das Alter erreicht, wo man das Geld nicht mehr genießen kann. Man lebt erbärmlich mit der Gewißheit, als Millionär zu sterben. Übrigens glaube ich, Miß Jenny sei zu vernünftig, um sich zu einem Leben voll Entbehrung und Arbeit zu entschließen, da es doch in ihrer Macht steht, sogleich alle Freuden, die Wohlhabenheit gewährt, sich zu verschaffen.“

„Ich verlange nicht viel,“ antwortete das Mädchen.

„Sie verlangen doch glücklich zu seyn, und Sie wissen nicht, was man erdulden muß, bis man sich eine unabhängige Stellung erringt. Sie haben gesehen, was es den armen Auswanderern bei uns für Mühe gekostet hat, bis sie sich mit der Haue ein Stückchen Wald gelichtet, und ein sonniges Plätzchen gewonnen haben. — In der Welt ist die Arbeit noch härter, dort hat man statt der Bäume Menschen, und statt der Hacke den Willen, ein böses Werkzeug, das sich immer abstumpft, und oft auch gegen uns selbst kehrt. Glauben Sie mir, Miß, die Wilden haben recht, wenn sie sagen, gemahltes Mehl ist gutes Mehl, und gemachte Nester sind die besten.“

„Ich fühle mehr Muth in mir,“ erwiederte Jenny,

„und ich glaube, daß es auch ein Vergnügen sei, sich seine Zukunft selbst zu machen.“

„Also,“ fragte Plakson, „wollten Sie sich alle Launen des Glücks gefallen lassen, und vielleicht sogar Herrn Cokeril nach Boston folgen?“

„Warum nicht?“

„Sie kennen die nordischen Staaten nicht, Miß Makensie. Das, was die Schwarzen hier bei uns sind, werden Sie dort seyn, denn bei unsern Brüdern, den Abolitionisten *), ist jeder Reiche Herr, und jeder Arme Sklave, und die Frau eines Armen die Sklavin eines Sklaven. Dort erwirbt man kein Vermögen mit den Händen Anderer, man muß sich das Gold im Schweiße seines Angesichtes verdienen.“

Und die weißen Hände des jungen Mädchens fassend, fuhr er im scherzenden Tone fort: „Wollen Sie sehen, wie diese Rosenfinger, bisher nur gewohnt, Ihre blonden Haare in Locken zu ringeln, sich beim Zusammennähen der groben Packleinwand aufritzen, oder beim Abwägen des Gewürzes Schwielen bekommen. Sie haben hier immer das angenehme Leben unserer Frauen in Alabama geführt, Miß, o verdammen Sie sich nicht selbst zu Arbeiten, die wir den Sklaven überlassen.“

Jenny zitterte. Im Süden erzogen, wo jede Arbeit als ein Unglück, oder wohl gar als eine Schande für Frauen angesehen wird, ergriff sie das Bild, welches ihr Plakson malte, mächtig, aber dieser Eindruck war schnell vorüber-

---

*) Abschaffern des Sklavenhandels.

gehend, und sie antwortete: „Ich werde mich den Gewohnheiten jenes Landes fügen, welches ich bewohnen werde.“

Der Pflanzer machte eine heftige Bewegung, welche er aber gleich wieder unterdrückte. „Nehmen Sie sich in Acht, Miß Makensie,“ versetzte er mit zurückgehaltenem, aber sanft drohenden Tone, „denken Sie wohl nach, bevor sie etwas beginnen, es handelt sich nicht allein um Ihr Wohl, sondern auch um jenes Ihres Vaters.“

Das Mädchen sah ihn staunend an.

„Herr Makensie hat es eben so gemacht, wie alle übrigen Kolonisten, als er sich hier ansiedelte: er nahm die nöthigen Summen auf, um seine Pflanzung anzufangen.“

„Ich weiß wohl, er ist Ihnen viel schuldig,“ unterbrach ihn Jenny.

„Alles hat ihm bisher fehlgeschlagen, und, wenn ich nicht irre, so ist die Unmöglichkeit, seinen Verpflichtungen Genüge zu leisten, eine Hauptursache seine Krankheit.“

„O ich weiß es, ich weiß es,“ rief das Mädchen weinend, „aber was kann ich thun? mein Gott!“

„Die Liebschaft mit Cokeril aufgeben.“

„Was sagen Sie?“

„Und Ihrem Vater einen reichen Eidam geben, der ihn aus der Verlegenheit reißt.“

Nein, nimmermehr!“ rief Jenny, indem sie sich von Plakson entfernte.

„Nun, nun,“ sagte dieser mit einem schneidenden Tone, „Miß Makensie hat ja freie Wahl zwischen ihrem Geschmacke und dem Leben ihres Vaters. Übrigens pressirt auch nichts. Erst in vierzehn Tagen ist der erste Wechsel des Herrn

Makensie fällig, dann werde ich die Ehre haben mich in Ihrer Behausung einzustellen," — und das Mädchen kalt grüßend, verließ er sie.

Als Jenny sich allein befand, dachte sie mit Schrecken über dieses Gespräch nach. Sie konnte nicht mehr zweifeln, welche Absichten der Pflanzer habe, und erbebte, wenn sie dachte, wie furchtbar die Leidenschaften dieses Mannes seien. Sie begriff nun wohl, daß er Cokeril nur darum eine Anstellung verschafft habe, um ihn zu entfernen, und beschloß Anfangs ihm von Allem Nachricht zu geben; damit er zurück käme, aber wann würde er den Brief erhalten, und was würde er bei den Geldverlegenheiten ihres Vaters thun können? Von der andern Seite, war auch ihr Vater nicht im Stande, sich solch einer Verlegenheit mit Kraft entgegenzustellen, denn außer seiner Krankheit, die ihn zu allen Anstrengungen unfähig machte, zeigte er auch immer zu wenig Gewandtheit in Geschäften. Gezwungen die nördlichen Staaten eines Falliments wegen zu verlassen, welches seiner Ehre nachtheilig wurde, war er in der Folge weder vorsichtiger noch genauer in seinen Handelsgeschäften geworden. Er war Herrn Plakson den größten Theil jenes Geldes schuldig, welches er zur Etablirung seiner Pflanzung seit zehn Jahren nöthig hatte, und da er die Unmöglichkeit einsah, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, so hatte er es so gemacht, wie alle Menschen, wenn sie eine Gefahr bedroht, er schloß die Augen, um sie nicht zu sehen. Jenny dachte daher, der einzige Mensch, der im Stande wäre, die Geschäfte ihres kranken Vaters in Ordnung zu bringen, sei ihr Onkel William. Schon lange hatte er versprochen von New-Hamp-

shire, wo er etablirt war, nach Alabama zu kommen, um seinen Bruder zu besuchen. An ihn schrieb Jenny, machte ihn mit der ganzen verzweifelten Lage der Dinge bekannt, und bat ihn dringend, ja so bald als möglich zu kommen.

Indessen verschlimmerte sich die Krankheit Makensie's mit jedem Tage. Sein Übel war eines von denjenigen, für welche die Ärzte keinen Namen wissen, das Leben schien in ihm abzunehmen wie eine Quelle, welche ein unterirdisches Feuer austrocknet. Er war nicht so viel ein Kranker, als ein Mensch, der es nöthig hat, zu sterben. Er suchte indessen sich noch aufrecht zu erhalten, und seine Pflanzungen zu dirigiren, nur verminderte oder verkleinerte er fast alle Tage etwas, so nahm auch mit seinen Kräften der Wirkungskreis seiner Geschäfte ab, und so zog er sich vielmehr vom Leben zurück, als daß ihn dieses verließ.

Manchmal des Abends, wenn er Aufträge ertheilt, oder Rechnungen durchgesehen hatte, setzte er sich in eine Laube im Rasen. Dann wenn er so um sich die jungen Bäume sah, die er gepflanzt, und die er nie groß zu sehen hoffen durfte, und das zarte junge Mädchen, das er ohne Schutz in dem Chaos so vieles Unvollendeten zurücklassen sollte, da fühlte er ein unwillkürliches Beben, und seine Haare sich emporsträuben: da erhob er sich mit Gewalt, suchte seine letzten Kräfte zusammen zu raffen, und dem Tode Trotz zu bieten; aber diese Aufwallungen waren kurz, und ihnen folgte eine immer noch größere Abspannung, daher vermied er auch solche Aufregungen, und gleich einem Reisenden, der auf dem Gipfel des letzten Berges steht, beugte er sich zum Leben herab, um das letzte Geräusch zu hören, den letzten

Duft einzuathmen, ohne sich um die Nacht zu bekümmern, welche folgt.

Jenny versäumte nichts, um ihren Vater in dieser Stimmung zu erhalten. Sie kannte seine Sorgen, und suchte seine Gedanken davon zu entfernen. Wenn Herr Makensie sich über seine Felder beunruhigte, die er nicht besuchen konnte, und für die nächste Ernte besorgte, so führte ihn Jenny an den Lorbeerbäumen hin, zwischen welchen herrliche Feuerlilien prangten, und ließ ihn den Gesang der Vögel hören, die zwischen wilden Camellienbüschen ihre Lieder sangen, sie zeigte ihm den Alabama, der unter der Gallerie ihres Hauses vorüber floß, die großen Urwälder, die in der Ferne den Horizont begränzten, und überrascht von der herrlichen Harmonie in der Natur, vergaß der Kranke die Disharmonie in seinen Geschäften, und fühlte sich reich und zufrieden in dem unendlichen Reichthum der Schöpfung.

Jenny theilte übrigens die Ruhe nicht, die sie ihrem Vater einzuflößen wußte. Seit ihrem Gespräch mit dem Pflänzer der weißen Krone mehrte sich ihre Bekümmerniß mit jedem Tage. Sie hatte die Zeit berechnet, in welcher eine Rückantwort von ihrem Onkel William aus New-Hampshire eintreffen konnte, allein die Berechnung und Erwartung stehen selten im Einklange miteinander, noch war keine Antwort gekommen, und Jenny zitterte.

Eines Abends, als sich Makensie leidender befand als gewöhnlich, nahm er den Arm seiner Tochter, um sich in die Baumwollen-Pflanzung führen zu lassen, aber die Kraft verließ ihn auf dem Wege dahin, und er setzte sich in einer Weinrebenlaube nieder. Die Luft, welche durch die

Blätter säuselte, schien ihn zu erfrischen, sein Kopf sank auf die Brust nieder, und er entschlief.

Jenny stand vor ihm, ihren Athem einhaltend, und ohne Bewegung, um ihn nicht zu wecken, aber als der gleiche Athemzug des Kranken ihr die Überzeugung gab, daß er ruhig und fest schlummere, da warf sie einen Blick auf die gefurchte Stirne, auf die verzerrten Züge, auf die abgemagerten Hände, und da sie dem Schluchzen nicht widerstehen konnte, so entfernte sie sich einige Schritte, und setzte sich unter eine Eiche. Sie saß hier weinend und nachdenkend längere Zeit, als sie ganz nahe ihren Namen rufen hörte, erschrocken sprang sie auf, und Plakson stand vor ihr.

„Es scheint, Miß Makensie habe mich nicht erwartet, doch habe ich ihr vor vierzehn Tagen meinen Besuch voraus angekündigt.“

„Wirklich, ich vermuthete nicht,“ antwortete das Mädchen bestürzt.

„Darf ich fragen, ob Miß über unser letztes Gespräch nachgedacht hat?“

„Ja, mein Herr.“

„Und waren meine Gründe so glücklich Eingang zu finden?“

„Ich habe von Allem, was Sie mir sagten, nur Eines begriffen, nämlich, daß mein Vater Verpflichtungen eingegangen hat, welche er nicht erfüllen kann.“

„Verzeihen Sie, ich glaube Ihnen aber auch ein Mittel angegeben zu haben, wie Sie Ihren Vater aus dieser Verlegenheit ziehen können.“

„Hierin rechne ich,“ antwortete Jenny, den Bemer-

kungen Plakson's ausweichend, „auf meinen guten Onkel, ich hoffe, er wird kommen und die Sachen in Ordnung bringen.“

„Ach! Sie haben also Ihrem Herrn Onkel geschrieben,“ erwiederte der Pflanzer mit sichtbarem Unwillen. „Ich sehe wohl, Sie wollten nicht Hilfe bei Ihren nähern Freunden suchen.“

„Ich habe keine Freunde, als meine Verwandte.“

„Und Herrn Cokeril?“

Jenny erhob die Augen mit einer Art Kühnheit, und sagte: „Ja, es ist wahr, wenn Jones hier wäre, so würde ich ruhig seyn.“

„Ich wußte nicht, daß Herr Cokeril ein so vielvermögender Vertheidiger sei, und vor Allem war mir nicht bekannt, daß er über 10,000 Dollars zu verfügen habe.“

„10,000 Dollars?“

„So viel ist mir Herr Makensie schuldig, und hievon morgen die erste Zahlungsrate fällig.“

„Aber mein Vater besitzt nicht so viel.“

„Ich weiß es.“

„Sie werden ihm also wohl noch Frist gestatten, mein Herr? wenigstens die Ernte abwarten?“

„Ich habe das Recht, die ganze Besitzung auf der Stelle verkaufen zu lassen.“

„Aber Sie werden sich dieses Rechtes nicht bedienen?“ fragte Jenny erstarrt.

„Ihr Entschluß wird den meinigen bestimmen.“

Das Mädchen schlug die Augen nieder und Eiseskälte rieselte durch ihre Gebeine.

„Ich habe mich zu deutlich erklärt,“ fuhr der Pflanzer

fort, „um nicht verstanden worden zu seyn. Miß Makensie, ich liebe Sie, werden Sie mein Weib, und Ihr Vater ist gerettet. Ich bin reich, Sie wissen es, mein Vermögen ist das Ihrige, befehlen Sie über mein Geld, meine Besitzungen, meine Sklaven, Ihre Befehle sollen vollzogen, Ihre leisesten Wünsche erfüllt werden. Wir bleiben in Alabama, oder wir verlassen es, wie Sie wollen. Stoßen Sie mich nicht zurück, Miß, denn ich suche mein Glück nur in dem Ihrigen.“ Bei diesen Worten hatte Plakson versucht, die Hand der jungen Amerikanerin zu fassen, aber diese entriß sie ihm schnell und rief: „Nein, das ist unmöglich, unmöglich! Ich bin Jones Verlobte! ich bleibe sein bis in den Tod.“

„Bedenken Sie, Miß, die Lage ihres Vaters, er ist verloren.“

„O! wer gibt mir Geld? — Geld!“ schrie Jenny außer sich.

„Ah! fangen Sie endlich an, den Werth des Geldes einzusehen?“

„Herr,“ flehte sie, die Hände ringend, „seyn Sie großmüthig. Bedenken Sie, daß Sie seit zehn Jahren der Freund meines Vaters sind.“

„Sie sind seine Tochter seit zwanzig Jahren, Miß, und Sie wollen ihn nicht retten, warum soll ein Fremder mehr für ihn thun, als sein eigenes Kind?“

„Haben Sie Mitleid mit mir.“

„Würdigen Sie sich nicht zu Bitten und Thränen herab, Miß, es ist unnütz. Ich bin nicht der Mann, der seine

Hoffnung so leicht aufgibt und sein Glück nicht zu vertheidigen weiß. Erfahrung hat bei mir längst der Großmuth den Stab gebrochen. Ich werde Alles anwenden, um Sie mein zu nennen, ich werde nicht ruhen, bis Sie sich in meine Arme werfen, und sollt' ich das Bett Ihres kranken Vaters verkaufen.“

„Um Gotteswillen setzen Sie für Ihre Wohlthat keinen unmöglichen Preis! — Sie bedürfen ja des Geldes nicht, welches Ihnen mein Vater schuldet, was liegt Ihnen daran, noch zu warten? Sie werden nicht lange warten dürfen, denn mein armer Vater ist dem Tode nahe, schonen Sie wenigstens den Sterbenden in seinen letzten Stunden. — O, versprechen Sie mir wenigstens das, Herr Plakson!“

Die Angst hatte in diesem Augenblicke den Sieg über Jenny's Abneigung davongetragen, sie hatte sich dem Pflanzer genähert, seine beiden Hände gefaßt, und sie auf den Knien an ihre Brust gedrückt. Das Pochen ihres Herzens fühlend, ergriff Plakson eine Art von Geistesverwirrung, er hob die Flehende auf, drückte sie an seinen Busen und berührte mit seinen Lippen ihre schönen blonden Haare. „Ja,“ rief er außer sich, ich verspreche es Dir, aber versprich auch du mir, daß Du mein seyn willst. O Jenny! Du weißt nicht, wie unaussprechlich ich dich liebe, Dein Anblick ist mir zum Leben nothwendig. Wie oft, wenn Du durch die Reisfelder gingst, wollt' ich hervorstürzen, Dich fassen und mit dir in die Wüste fliehen. Allein ich wollte Dich nicht durch eine Gewaltthat erringen, Du solltest mich lieben, Du mußt mich lieben, Jenny.“

Diese Worte waren mit einer Art von Wuth heraus-

gestoßen — Jenny entriß sich seinen Armen und schrie laut auf: „Zurück von mir, Du erfüllst mich mit Abscheu.“

Der Pflanzer erblaßte. „Abscheu,“ wiederholte er langsam, „Abscheu also wäre Alles, was meine heiße Liebe von dir erringen konnte? Du fühlst Abscheu gegen mich? Wohlan so will ich dieses Gefühl auch rechtfertigen. Geh hin, und sage Deinem Vater, daß er sein Bett verlasse, es ist mein, Alles was Euer war, ist nun mein, bis auf die Luft, die ihr athmet. Ihr seid nur Bettler, denen ich seit zehn Jahren Almosen gegeben habe. — O! man hat nicht umsonst Abscheu vor mir. Sagt Lebewohl Allem, was Euch umgibt, denn morgen treibt Euch die Gerechtigkeit aus Eurem Hause, und es bleibt dir nicht einmal so viel, um einen Sarg für Deinen Vater kaufen zu können.“

„Elender!“ rief hier plötzlich eine Stimme.

Der Pflanzer und Jenny wendeten die Köpfe zugleich nach jener Seite, woher die Stimme erschallte und sahen Makensie am Eingang zur Laube aufrecht stehen, in seiner Hand noch die Zweige haltend, welche er abgebrochen hatte, indem er sich mit Hilfe derselben emporaffte. Blaß und wankend näherte er sich Plakson, welcher unbeweglich da stand, der Athem pfiff in seiner Brust, und seine Lippen zitterten. Jenny, welche ihm entgegengestürzt war, schmiegte sich an ihn.

„Elender!“ wiederholte Makensie, „Du meintest nur ein schwaches Kind zu schrecken, allein ich war in der Nähe, und habe Alles gehört.“

„Wohlan,“ fragte Plakson, „was beschließest Du?

„Ich beschließe,“ schrie der Kranke mit Anwendung aller seiner letzten Kräfte, „daß ich eher im Hospitale von Montgomery sterben will, als mein Kind einem irländischen Banditen zum Weibe geben.“

„O ich verstehe, Du hast wieder Deine Vorkehrungen getroffen, um einen klugen Bankerott zu machen.“

Bei diesen Worten, welche Makensie ein Unglück zurückriefen, das man ihm als Schande angerechnet hatte, stürzte er mit hochgehobenem Arme auf Plakson los, dieser aber trat einen Schritt zurück, zog eine Pistole hervor, welche er verborgen hatte, und hielt sie dem Kranken entgegen. Dieser aber erwartete nicht den Schuß, die Kraftanstrengung hatte ihn ganz erschöpft, er wankte und fiel zu Boden.

„Mein Vater! mein Vater!“ schrie Jenny, und fiel neben ihm auf ihre Knie.

Noch ein Mal blickte Makensie sie an, streckte seine Hand nach ihr aus, wollte reden, dann aber sank sein Kopf zurück, und seine Augen schlossen sich für immer.

Der erste Schmerz Jenny's war unbeschreiblich, obschon sie diesen schrecklichen Augenblick schon lange vorhergesehen hatte, so mangelte ihr jetzt doch die Kraft, ihn zu ertragen. Man kann auf den Verlust eines Vaters gefaßt seyn, aber wenn er dahin ist, so sieht man doch, daß alle Resignation nur eine verkappte Hoffnung war; so lange wir ein geliebtes Wesen noch sehen, wissen wir noch nicht, was sterben ist, erst durch den gänzlichen Verlust begreifen wir den Tod.

So lange Jenny noch den Leichnam ihres Vaters sah, hatte ihr Schmerz noch ein Maß, als aber der Sarg

fortgetragen, und das Haus einsam und öde war, da fühlte sie eine unbeschreibliche Leere in ihrem Herzen, und empfand mit Schrecken, daß sie eine Waise war. Die Drohungen Plakson's kamen ihr in das Gedächtniß, sie blickte um sich, und als sie sich allein sah, ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Schutz, da sank alle ihre Hoffnung, und sie weinte bitterlich.

Die Ankunft ihres Onkels, welche noch diesen Abend erfolgte, riß sie glücklicher Weise aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung. William Makensie, den sie früher nie gesehen hatte, war ein Mann vortrefflichen Herzens, ernsthaft und streng mit Männern, sanft mit Frauen und Kindern, ein treuer Verehrer des Evangeliums und der Gesetze. Weder seinen Blick, noch seine Stimme entflammte je das Feuer der Leidenschaft; Sanftmuth strahlte aus seinem heitern Auge, und tröstend war sein Ton. Nachdem er Jenny zärtlich umarmt hatte, zog er sie auf seine Knie, und ließ sie einige Zeit auf seiner Schulter weinen, dann aber hob er ihren Kopf empor, und sprach mit väterlicher Herzlichkeit: „Genug jetzt, liebes Kind, Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Du bist keine Waise, weil dein Vater gestorben ist, Du sollst von nun an meine Tochter seyn.“

Indessen wurde der Tod Makensie's bald auf ganz Alabama bekannt, und seine Gläubiger erhoben sich. Sie kamen alle nach Montmogery, und klagten ihre Forderungen ein, auch Herr Plakson erschien mit den seinigen. Da des Verstorbenen Angelegenheiten in großer Unordnung waren, so wurden dessen Bruder und Herr Plak-

son gebeten ein genaues Inventarium seiner Hinterlassenschaft aufzunehmen. Sie theilten sich in diese Arbeit. Plakson übernahm es, Makensie's Bücher und Schriften zu untersuchen, und William den Stand der liegenden Gründe und der Ernte aufzunehmen.

Jenny war weit entfernt, zu ahnen, daß eben dieses Inventarium ihr Verderben herbeiführen werde.

William's Arbeit nahm eine ganze Woche in Anspruch, während welcher Jenny gar nicht aus dem Hause ging, um Plakson zu vermeiden. Sie fand eine Art Trost in dem Gedanken, daß sie nun bald einen Ort verlassen werde, wo ihr Alles trauervolle Erinnerungen hervorrief, und sie mit fortwährender Angst quälte.

Endlich war das Inventarium vollendet, und Alle, welche einen Anspruch auf die Verlassenschaft zu machen hatten, wurden eingeladen, den Berichten William's und Plakson's beizuwohnen.

Eine Zusammenkunft von Gläubigern in dem Hause ihres Schuldners ist ein ganz eigenes Schauspiel. Hier zeigen sich Habgierde und Egoismus in ihrer ganzen Stärke. Man muß sehen, wie diese sich mit verdächtigem Mißvergnügen beobachten, man muß hören, mit welcher Vorsicht sie einander ausholen, und wie sie ohne Erröthen einander belügen. Die Augen schweifen überall herum, man schätzt im Gedanken sogleich alles, was man erblickt, man berührt die Vorhänge, die Bettdecken, man sucht auf dem Pianoforte den Namen des Verfertigers, und bestimmt schon im voraus alle Stücke, die man sich zueignen will.

Die Gläubiger des Herrn Makensie hatten diese

Prüfung im Einzelnen schon angestellt, als Plakson und William eintraten. Der Letztere war traurig, aber in den Augen des Ersteren flammte eine wilde Freude. Alle Beide setzten sich zu einem Tische, und William begann sein Inventarium abzulesen.

Liegende Gründe, das Wohnhaus, die Ernte, die Sklaven, Alles war mit der gewissenhaftesten Genauigkeit geschätzt, und belief sich auf 20,000 Dollars.

„Wie, nur 20,000 Dollars?“ schrien einige Gläubiger.

„Geduld,“ unterbrachen sie Andere, „vielleicht hat Herr Plakson noch etwas in den Papieren des Verstorbenen entdeckt.“

„Nichts!“ sagte Plakson, die Achsel zuckend.

Da entstand ein allgemeiner Lärm, und mancherlei Verwünschungen gegen den Verstorbenen wurden laut.

„Ich hab's wohl vorausgesehen,“ sagte ein großer Holländer, der sich mit dem Sklavenhandel bereichert hatte, „der Verstorbene war ein Korrespondent der Kolonisationsgesellschaft, ein verkappter Abolitionist.“

„Ein Mensch ohne Religion, der am Sonntag Musik machte,“ fiel ein Quäcker ein.

Und alle schrien unter einander: „Abscheulich, himmelschreiend! also sollen wir wenigstens die Hälfte verlieren?“

„Sie werden nichts verlieren,“ antwortete Plakson. „Das Inventarium des Herrn William enthält nicht das ganze Eigenthum seines Bruders, und er hat das Kostbarste vergessen.“

„Welches?“

„Seine Tochter.“

Ein allgemeines Gemurre drückte das Staunen der Anwesenden aus.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte William.

„Sie werden mich gleich verstehen mein Herr! Diese Dokumente, unter des Verstorbenen Papieren gefunden, beweisen, daß die Frau, welche er vor 20 Jahren in Louisiana heirathete, eine Sklavin war. Die Töchter sind nach unsern Gesetzen, was die Mütter waren, also ist Miß Jenny, die Tochter einer Sklavin, auch eine Sklavin, und gehört als solche in die Verlassenschaft des Herrn Makensie."

„Das ist unmöglich," rief William, „wo sind die Dokumente?"

„Hier!" — William wurde gebeten sie laut vorzulesen."

Sie zeigten, daß Makensie Schritte gemacht habe, um die Mutter Jenny's frei zu machen, daß diese aber erst durch das Falliment, wodurch er gezwungen war, Louisiana zu verlassen, später aber durch den Tod seines Weibes vereitelt worden seien. Die Beweise waren so klar, daß sie keinem Zweifel Raum gaben. William stand nach der Ablesung einen Augenblick stumm und unbeweglich.

Sind Sie überzeugt, Herr Makensie?" fragte Plakson ironisch.

Der Alte, bis in sein Innerstes erschüttert, antwortete nicht

„Herr Makensie sieht nun ein, hoff' ich, daß seine Nichte auch ein Verlassenschaftsstück seines Bruders ist."

„Hört mich," versetzte Makensie, „ich kann nichts

einwenden gegen Euer schändliches Gesetz, nur bitte ich Euch, daß Ihr mir die Tochter meines Bruders überlaßt. Ich bin nicht reich und habe sechs Kinder, aber, wenn diese auch keine Erbschaft zu erwarten haben, so sind sie wenigstens freie Menschen. Ich zahle Euch für Jenny den Preis, den man für den kräftigsten Sklaven in Alabama bezahlt, ich zahle so viel, daß Ihr selbst finden werdet, daß ein schwaches Kind dafür zu theuer erkauft ist."

„Miß Jenny ist schön," bemerkte ein Gläubiger, „und Schönheit hat ihren eigenen Preis."

„Entsetzlich," schrie William.

„Man sieht, daß sich der alte Herr auf einen solchen Artikel nicht versteht," sagte lachend der Holländer. „Übrigens kauft und verkauft man nicht ungeschaut. Herbei mit der Waare, damit man sie schätzen kann.

„Ganz recht," rief man von allen Seiten, „laßt die Sklavin kommen, wir wollen sie sehen."

Makensie suchte vergebens Vorschläge und Einwendungen zu machen, man hörte sie nicht, er sah wohl, aller Widerstand sei fruchtlos, und fürchtend, man möchte sie mit Gewalt herbeischleppen, ging er selbst, sie zu suchen.

Er fand sie mit Begießen der Blumen beschäftigt; als sie ihren Onkel sah, lächelte sie Anfangs, als sie aber die Blässe seines Gesichtes bemerkte, fragte sie ihn ängstlich: „Was ist Ihnen, lieber Onkel?"

William hatte weder die Zeit, noch die Geistesgegenwart, um ihr das zu versüßen, was er ihr zu sagen hatte; daher entdeckte er ihr Alles ohne Vorbereitung. Miß Makensie war wie vom Blitze gerührt.

„Fürchte nichts,“ tröstete sie der Alte, „ich rette dich, was es mich auch kosten mag.“

Miß Jenny traute diesen Worten nicht. Mit jener schnellen und tiefen Klarheit, welche die Gefahr gibt sah sie auf der Stelle ein, daß alle Hoffnung verloren sei, und daß sie in die Gewalt jenes Mannes fallen müsse, den sie mehr haßte, als den Tod. Diese Überzeugung, anstatt sie niederzuschlagen, gab ihr im Gegentheile Muth. Wenn man dem Unglücke noch etwas abstreiten kann, ist man voll Angst, aber wenn das Unvermeidliche über uns hereinbricht, unterwirft man sich geduldig dem Schicksal. Mit der Ruhe eines Verurtheilten, der zum Schaffotte geht, folgte Jenny also ihrem Onkel, und dieser, ohne die Ursache jener muthvollen Ruhe sich erklären zu können, freute sich darüber.

Die Gläubiger erwarteten indessen mit Ungeduld den Onkel und das Mädchen, und fanden die lange Verzögerung etwas sonderbar. Die Argwöhnischsten wurden schon unruhig, da ging die Thüre auf, und William erschien, Miß Makensie an der Hand. Das Mädchen war blaß, aber sie schritt ruhig und stolz einher. Es war über ihr ganzes Wesen ein so tiefer und erhabener Schmerz ausgegossen, daß bei ihrem Anblicke die Gläubiger fast ehrfurchtsvoll zurückwichen.

„Ich bringe Ihnen Ihre Sklavin,“ sagte der alte William mit Würde. „Da die Geschöpfe Gottes hier eine Waare sind, die man verkaufen und erben kann, so mögen Sie selbst entscheiden, was ich Ihnen dafür bezahlen soll.“

„Das ist eine Waare von der besten Qualität,“ murmelte der Holländer. „Ich verstehe mich auf den Sklaven-

handel, und ich glaube, 2000 Dollars kann man dafür geben.“ —

„Ich gebe 3000,“ rief William.

Die Gläubiger berathschlagten sich, als Plakson, der bisher nur schweigend und lächelnd zugehört hatte, vortrat, und kalt sagte: „Ich gebe 6000 Dollars.“

Bei dem Tone dieser Stimme bebte Jenny zurück, aber verrieth doch keine Angst.

„7000 Dollars,“ versetzte William.

„8000, 9000, 10,000,“ fuhr Plakson fort.

Makensie schwieg. Er bedachte, daß 10,000 Dollars fast das ganze Vermögen ausmachten, welches er seinen Kindern hinterlassen wollte. Jenny, welche dieses Schwanken bemerkte, faßte ihn bei der Hand, und flüsterte ihm zu: „Genug lieber Onkel, lassen Sie mich.“

„Herr!“ sprach William zu Plakson, „ich weiß wohl, Sie können über größere Summen disponiren, als ich, aber haben Sie Mitleid mit meiner Armuth. Es ist ja kein Streit, den ich gegen Sie führe, wenn ich mehr biete, es ist nur eine Pflicht, die ich erfülle. Trotzen Sie mir das Mädchen nicht ab, es ist die Tochter meines Bruders, ich habe ihr versprochen, künftig ihr Vater zu seyn. Um Gottes Barmherzigkeit Willen lassen Sie mir das Mädchen.“ Dieses sagte der Alte mit zitternder Stimm, und Thränen in den Augen; er faßte Jenny's Hand und gegen die Gläubiger gewandt, rief er: „Ich gebe 12,000 Dollars.“

„Ich gebe 15,000,“ sagte kalt Plakson.

„Geben Sie mich auf,“ flehte Jenny.

William aber, bleich vor Zorn und Schmerz, versetzte: „Die Schuld meines Bruders beträgt 20,000 Dollars, wohlan! ich verpflichte mich, sie binnen einem Jahre zu bezahlen.“

„Und ich bezahle sie auf der Stelle,“ schrie Plakson, indem er die Summe in Banknoten auf den Tisch hinwarf.

Bei diesem Anblicke näherten sich alle Gläubiger zugleich dem Tische. „Der Handel ist abgeschlossen,“ rief der Holländer, „wir theilen uns in die Banknoten, und Euer ist die Sklavin.“

Makensie warf sich in einen Stuhl, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Das mußte so kommen,“ sprach Jenny mit kalter Verzweiflung, „das war unvermeidlich, mein theurer Onkel, Sie waren nicht reich genug, um mich zu retten. Betrüben Sie sich nicht, Sie sehen, ich bin gefaßt, und bedenken Sie, was Sie mir selbst gesagt haben: Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth.“ Dann vor dem Alten auf ihre Knie sinkend, und seine Hände fassend, fügte sie mit zitternder Stimme hinzu: „Hören Sie nur noch meine letzte Bitte. Jones befindet sich, eitle Hoffnung nährend, in Boston. Vielleicht in diesem Augenblicke setzt er schon die Zeit fest, wo wir auf ewig vereinigt werden sollen; ich fürchte seinen Schmerz, wenn er den Schlag erfährt, der mich getroffen. Versprechen Sie mir, das Schreckliche ihm selbst zu verkünden, ihn zu trösten, und über ihn zu wachen.“

„Ich verspreche es dir,“ versetzte William wei-

nend. Das Mädchen zog ein goldenes Ringlein von ihrem Finger, und es ihm reichend, sprach sie: „Diesen Ring senden Sie ihm, und verkünden ihm dabei, daß ich meinen Schwur treu gehalten habe, und als seine Braut gestorben bin.“

Beide hielten sich einige Augenblicke schluchzend in den Armen, dann riß sich Jenny mit übermenschlicher Kraft los, drückte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz als wenn sie diesem Schweigen gebieten wollte, hob das blonde Haupt hoch empor und warf einen verwirrten Blick rund um sich. Die Gläubiger hatten sich in die Kammer daneben begeben, um ihre Forderungen auszugleichen, und sie war mit ihrem Onkel allein. Sie schritt in dem Zimmer herum, wo ihr alles so vertraut war, und die Arme ausbreitend, als wenn sie alles mit einem Male umarmen wollte, rief sie: „Lebt wohl — lebt wohl!“ dann kniete sie vor einem Frauenbilde nieder, welches an der Mauer hing, und sprach: „O meine Mutter! Gott sei gelobt, daß er dich früher zu sich nahm, Du darfst doch Deine Tochter nicht verkaufen sehen, und bist jetzt frei dort oben im Himmel.“

Dann näherte sie sich dem Fenster, und sah in's Freie hinaus, sie betrachtete die Landschaft, den Himmel, den Alabama, welcher unter dem Balkon vorüberfloß, bedeckte sich das Gesicht, und schluchzte laut. Es war ein Augenblick des tiefsten Schweigens. Plötzlich aber öffnete sich die Thüre und Plakson erschien.

„Ich komme zu fragen,“ sprach er, „ob das Abschiednehmen vorüber ist.“

„Dieser Kauf ist also wirklich und unwiderruflich geschlossen?" fragte William.

Statt der Antwort hielt ihm Plakson den, von den Gläubigern unterzeichneten, Kaufbrief vor.

Der Alte nahm maschinenartig das Papier.

„Und durch die bezahlte Summe sind alle Verpflichtungen meines Vaters erfüllt, und seine Ehre makellos?" fragte Jenny.

Herr William Makensie wird sogleich die Generalquittung für seinen Bruder erhalten. Es bleibt jetzt nichts mehr übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt."

„So leben Sie denn wohl, mein theurer Onkel!" schrie Jenny außer sich. „Lebe wohl, Jones!" und mit einem Sprung auf das Fenster stürzte sie sich aus demselben in den Alabama hinab.

Fünf Tage auf dem Lande.

Lebensbild.

Es war im August des verflossenen Jahres, das Wetter warm und angenehm und die meisten Bewohner unserer Residenz emigrirten auf das Land. Die Reichen hatten ihre Güter und Schlösser besucht, der Mittelstand seine Landhäuser bezogen, und selbst diejenigen, welche nur von einem mäßigen Einkommen lebten, sich eine kleine Wohnung in den näheren reizenden Umgebungen der Hauptstadt gemiethet, wo sie für wenig Geld leicht täglich mit einem Stellwagen aus- und einrutschen konnten. Sie glaubten so auf dem Lande zu leben, weil sie mindestens täglich drei Stunden mit Hin- und Wiederfahren zubrachten.

Ich ging früh Morgens eben über den Kohlmarkt, als mir mein junger Freund D — entgegenkam; er hing sich mir an den Arm und sagte: „Freund! Bruder! das ist ein glückliches Zusammentreffen. Du mußt mit mir kommen! heute ist es so schön und angenehm, und du hast es mir schon so lange versprochen, jetzt laß' ich dich nicht mehr los.“

„Aber wohin willst du mich denn führen, lieber Freund?“

„Nach dem Landhause meiner Tante, wohin ich so eben zu fahren Willens bin. Du weißt, daß du mir dein Wort

gegeben hast, einmal einige Tage mit mir dort zuzubringen. In einer Stunde fahre ich, mein Kabriolet steht bereit. Ich habe mich im Bureau auf fünf Tage frei gemacht. Thue du dasselbe. Samstag sind wir wieder zurück. Ich verspreche dir, du sollst dich vortrefflich unterhalten.“

„Aber ich habe ja nicht die Ehre deine Tante zu kennen.“

„O! sie wird entzückt seyn, dich zu sehen, ich habe ihr deinen Besuch schon öfters angekündigt. Du wirst bei meiner Tante eine ausgewählte Gesellschaft finden: einen alten Advokaten, der äußerst instruirt ist, und die Spezialgeschichte unseres Landes bis in die kleinsten Details inne hat, ein wahrer lebendiger Folioband; dann einen lustigen liebenswürdigen Nachbar, der ein leidenschaftlicher Jäger ist. O! meine Tante hat immer Gesellschaft.“

„Lieber August! die Gesellschaft ist es nicht, was ich auf dem Lande suche, sondern die Natur.“

„Auch recht, unterhalte dich, womit du willst. Auf dem Lande herrscht kein Zwang. Also, es bleibt dabei. In einer Stunde, längstens um 9 Uhr hol' ich dich in deiner Wohnung ab.“

Es blieb mir kein Mittel mehr, zu verweigern. Man verspricht oft leider unvorsichtig Etwas, was man dann halten muß. So kommt man oft zu einem schlechten Mittagmahl, zu einem elenden Liebhaber-Concert, oder zur Vorlesung eines neuen Stückes.

Ich willigte also ins Himmelsnamen ein. August bezeigte darüber eine große Freude, und verließ mich, indem er wiederholte: „Also präcise um 9 Uhr!“ Ich ging nach Hause, indem ich bei mir dachte: nun es ist ja doch wahr-

scheinlich, daß ich mich dort unterhalten werde; denn August ist gern fröhlich und er würde seine Tante nicht so oft besuchen, wenn es dort langweilig wäre.

August war exakt. Wir setzten uns Punkte neun Uhr in seinen Wagen und rollten fort.

„Apropos," fragte ich, „wo ist das Landhaus deiner Tante? Du hast es mir zwar diesen Winter schon gesagt, aber ich habe es wieder vergessen, und lasse mich jetzt von dir führen, ohne zu wissen wohin."

„Du wirst zufrieden seyn. Du bist ein Liebhaber der schönen Natur und findest dort üppige Wiesen, herrliche Auen und eine sehr pittoreske Gegend. Das Dorf hat freilich nicht den schönsten Namen, es heißt Krotendorf und liegt außer Stockerau."

„Wie? so weit?" — „Ja gute fünf Meilen." — „Aber das ist ja fast eine Reise." — „Sei ruhig, bis 2 Uhr sind wir dort und speisen zu Mittag.

Der Name Krotendorf tönte mir etwas ominös in die Ohren, und die weite Entfernung wollte mir auch nicht recht behagen; denn wenn man sich nicht unterhält, so ist man nicht so schnell wieder in der Stadt zurück, wie von Hiezing und Döbling, aber was war zu machen? Auf dem Wege war ich nun einmal. Ich fragte meinen Freund noch: „Aber wie kömmt es denn, August, daß du, ein so großer Liebhaber der Theater und der Stadtfreuden, du, der du mir so oft sagtest, du fändest am Landleben wenig Vergnügen, jetzt so oft deine Tante besuchst?"

„Ja sieh mein Freund, ich habe meinen Geschmack ge-

ändert, jetzt liebe ich das Land ganz außerordentlich. Und dann — ich habe vergessen, dir zu sagen, meine Tante hat eine Ziehtochter, Freund, ein Mädchen, wie es kein zweites gibt, 18 Jahre alt, Lippen wie Korallen, Augen wie Schwarzkirschen, und eine Gestalt — nun, du wirst sehen."

"Ach! nun begreif' ich, warum du das Land so sehr liebst, der Korallen und Schwarzkirschen wegen." — "Ja, ich muß gestehen, ich bin in Malchen zum Sterben verliebt, und bei meiner armen Seele, ich wünsche sie zu meiner Frau zu machen. Aber du mußt draußen nichts davon merken lassen; denn meine Tante ist sehr strenge, sie läßt das Mädchen ohnehin nicht aus den Augen, und wenn sie erst wüßte, daß ich sie liebe, wär's gar aus." — "Ich verspreche dir Stillschweigen." — "Apropos! Du spielst ja auch Whist, nicht wahr?" — "Ja, manchmal, warum?" — "Meine Tante liebt das Spiel sehr." — "Ganz gut, aber ich gehe ja nicht auf das Land um Whist zu spielen." — "O! du kannst thun, was du willst."

August trieb seine Pferde tüchtig an, und wir kamen um halb 3 Uhr in Krotendorf an.

Die Lage war nicht übel, aber mir kam es doch vor, als ob ich in der Ferne so etwas wie Unkengeschrei vernähme. Das Landhaus der Tante, Baronin v. S., lag an einem kleinen Hügel außerhalb des Dorfes, es war ein recht hübsches Viereck, gut erhalten. Wir traten in den gepflasterten Hof, ein großer Haushund sprang bellend auf mich zu aber zum Glücke für meine Beine kam der Gärtner noch zur rechten Zeit, um ihn abzuwehren.

"Ist man schon bei Tische?" fragte August.

„Ja junger Herr, seit einer halben Stunde. Sie wissen ja, hier wird täglich Punkt 2 gespeist.“

„Zum Henker! das ist mir unlieb!“ und mit diesen Worten sah ich August unentschlossen einige Schritte auf und nieder gehen.

„Nun,“ sagte ich, „das ist ja eben recht, wenn man bei Tische ist; denn ich habe fürchterlichen Appetit.“

„Ich auch, lieber Freund! aber Jakob! sind Gäste da?“

„Wie gewöhnlich: die Frau Baronin, das Fräulein, Doktor Katzelberger und der Nachbar Rüffelstein. — Ei, da hätt' ich bald vergessen, die taube Madame ist auch da, — die Madame Fuchs — oder Wolf, wie sie heißt.“

Während der Gärtner die Leute herzählte, schob ich meinen Freund bis zur Eingangsthüre, aber anstatt hinein zu gehen, wandte er sich jetzt um, nahm mich am Arme und zog mich beim Gitterthor hinaus, indem er dem Gärtner zurief: „Jakob, spann' aus und führe die Pferde in den Stall, melde uns der Tante aber noch nicht, hörst du?“

„Was soll denn das heißen?“ rief ich August etwas barsch an.

„Ja, sieh,“ versetze er, „meine Tante, obschon eine liebe, eine herzensgute Frau, hat doch ihre kleinen Eigenheiten; zum Beispiel, wenn sie ein Mittagmahl für fünf Personen bestellt, so kann sie es nicht leiden, wenn sechs oder gar sieben Gäste kommen, sie glaubt, es sei dann nicht genug zu essen da. Mein Gott alte Leute haben ihre Launen. Auch kann sie es nicht leiden, wenn Jemand später kommt, und so Alles bei Tische in Unordnung bringt. Ich glaube, sie

würde mir sogar ein böses Gesicht gemacht haben, wenn ich jetzt mit dir eingetreten wäre. Um dies zu vermeiden, werden wir jetzt in das große schöne Wirthshaus vor dem Dorfe gehen und dort Mittag halten. Ich sage dir, ein vortrefflicher Gasthof, alle noblen Reisenden kehren dort ein.“

Ich schüttelte den Kopf, und wenn ich einen Wagen gesehen hätte, ich glaube, ich hätte mich auf der Stelle eingesetzt und wäre wieder zurückgefahren.

August führte mich in den prächtigen Gasthof, wo ich statt der Reisewagen nobler Personen nur einige schwere Fuhrwagen stehen sah. Wir gingen in den Garten durch die Küche, wo ich kein Fünkchen Feuer mehr glimmen sah; doch versicherte uns die Frau Wirthin, eine dicke Frau mit einem Vortuche, dessen vielerlei Farben ich nicht beschreiben will, daß wir sogleich bedient werden würden. Ich setzte mich zu einem Baum, ziemlich übel gelaunt, während August mir nur von seiner schönen Cousine vorschwätzte und schon in Wonne schwamm, nur dieselbe Luft mit ihr einathmen zu können.

Endlich bringt man uns ein schon gebrauchtes Tischtuch, zweizackige Gabeln, Zinnteller und Zinnlöffel, und setzt uns eine räucherige Suppe und nach dieser Schweinskarbonaden auf, die sich entsetzlich sträubten, sich zertheilen zu lassen. — Vom Weine laßt mich schweigen; ich wollte dem Wirthsknaben, der im Garten stand und heulte, weil er nicht in die Schule gehen wollte, einen Schluck geben, allein ehe er sich dazu herbeiließ, lief er doch lieber geschwind in die Schule. —

„Wenn das der vortrefflichste Gasthof ist,“ sprach ich, indem ich eine Karbonade zu verarbeiten suchte, „so möchte

ich auf dieser Straße nicht reisen, und wenn sie ins Himmelreich führte."

„Ach Freund!" rief August aus, „wenn du Malchen sehen wirst, das liebe herrliche Malchen!"

„Ich bin überzeugt," antwortete ich etwas boshaft „daß dein Malchen nicht von Rauch riechen und zarter seyn wird als diese Cotelètts, aber das macht unser Diner nicht besser!"

„Siehst du, da kömmt ein Poulard, das wird uns entschädigen."

Dieses Poulard war freilich zarter; denn es fiel von selbst aus einander, und ich konnte keinen Bissen davon genießen. Der Salat mußte auch ein Ingredienz von der nächsten Nachtlampe bekommen haben, denn er stank fürchterlich; kurz, ich sputete mich, diesen vortrefflichen Gasthof wieder zu verlassen. August sah auf seine Uhr und dachte, daß man dort jetzt schon vom Tische würde aufgestanden seyn, und daß wir nun hingehen könnten.

Wir kehren zurück, der Hund springt wieder auf mich zu, der Gärtner wehrt ihn wieder ab und August fragt ihn: „Hat man abgespeist?" — „Ja ich glaube, sie nehmen jetzt eben den Kaffeh."

„Wie noch beim Kaffeh?" murmelt August und macht schon wieder ein langes Gesicht, ich aber gehe muthig ins Haus und er folgt mir. Da begegnet uns das Stubenmädchen, welches das Kaffehgeschirr wegträgt und Augusts Brust erleichtert sich durch einen tiefen Seufzer.

Ich werde in einen Salon im Erdgeschoße geführt, der sehr niedrig und trübselig aussieht, und erblicke dort drei Damen, und zwei Herren, welche in einem Halbkreise sitzen.

Als wir eintreten, stehen Alle auf. August nimmt mich bei der Hand und stellt mich seiner Tante vor, einer großen, magern Frau, etwas gelb, etwas pockennarbig, etwas häßlich und deren Lächeln sich gestaltet, als ob es in ihrem Gesichte wetterleuchtete.

Man nimmt mich übrigens höflich auf, und bietet mir einen Stuhl, ich muß mich mit in den Halbkreis setzen, nachdem ich Jedes einzeln bewillkommt hatte. Vis-à-vis von mir sitzt das vielbesprochene Malchen, ein hübsches Stumpfnäschen mit blitzenden Augen, aber eben so steifer Haltung als ihre Tante. Sie hat August gegrüßt, ohne die Augen zu erheben und dieser ist nur mit seiner Tante beschäftigt.

Zu meiner Linken sitzt ein alter, schneeweiß gepuderter Herr, der mich prüfend beobachtet, als ob er über mein Schicksal zu entscheiden hätte; zu meiner Rechten eine bejahrte Frau, mit ihrem Strickzeuge beschäftigt.

Etwas weiter entfernt ein Vierziger im Jägerkostume. Dieser Herr, dessen Physiognomie die Mitte zwischen Dummheit und Grobheit hält, wackelt immer mit dem Stuhle und mit dem Fuße, so, so daß man vom langen Ansehen müde wird. Ich vermuthe, das wird der verteufelt lustige Nachbar seyn, von dem August gesprochen hat.

Wie ich so mitten unter diesen Pagoden sitze, in diesem alten antiken Saale und bedenke, daß ich fünf Meilen von der Hauptstadt entfernt bin, und hier fünf ganze Tage bleiben soll, so fühl' ich kalten Schweiß auf der Stirne stehen und bin einen Augenblick in Versuchung aufzuspringen und davon zu laufen. Aber dieser Anfall von Verzweiflung dauert nicht lange. Ich beruhige mich wieder

und denke, vielleicht kommt doch noch Etwas, was dir Vergnügen macht.

„Wenn es nicht schon so spät wäre," sagt endlich die Tante, „so würde ich Sie auffordern, meinen Garten zu besehen, aber es fällt schon Thau und es ist auch etwas neblig; nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ja," antwortete der Doktor Katzelberger „es ist, was man sagt, neblig, und ich glaube sogar, es ist ein Gewitter im Anzuge." — „Wie, ein Gewitter?" versetzte die Baronin und fragte meine Nachbarin: „Glauben Sie auch, Frau von Wolf, wir bekommen ein Gewitter?" und diese versetzte: „Ich danke, er war genug gezuckert, er war nicht bitter."

Der ewige Schaukler nahm nun das Wort: „Von Gewittern kann ich reden. Das hat noch kein Mensch gesehen, was ich gesehen habe. Als ich in der Schweiz war, begab ich mich einstmals auf die Gemsenjagd. Die Gemse ist ein sehr leichtes, flinkes Thier, welches von Klippe zu Klippe springt. Es gibt in der Schweiz Felsen von unglaublicher Höhe, und was das Unbegreiflichste ist, auf diesen Felsen findet man sehr zierlich gebaute Hütten, in welchen die Leute nur von Käse leben, dieser Käse wird aus Kräutern gemacht."

„Spielen Sie Whist?" fragte mich die Baronin, ohne sich weiter zu bekümmern, wie der Herr von dem Käse auf das Gewitter kommen werde. Auf meine bejahende Antwort gibt die Baronin Malchen ein Zeichen, welche klingelt. Ein Bedienter tritt ein, richtet einen Spieltisch und bringt Lichter. Während dem sagt die Baronin zu mir: „Wenn mein Neffe herauskommt, so machen wir meistens eine Par=

tie mit ihm, aber August spielt nicht gut, er ist zu zerstreut, und ich freue mich heute recht auf eine Partie comme il faut.“

Ich fange nun an, zu begreifen, warum August eine so große Freude hatte, als ich einwilligte, mit ihm zu gehen; der Hinterlistige hatte seinen Plan. Ich sollte an seiner Statt Whist spielen, damit er ungehindert mit Malchen plaudern könne. In's Himmelsnamen also Alles über sich ergehen lassen. —

Bevor wir uns zum Spiele setzten, erhalte ich noch die Erlaubniß, das für mich bestimmte Zimmer zu besehen. August führt mich dahin und ich kann es nicht unterdrücken, ihm mein Mißvergnügen darüber zu erkennen zu geben, da ich Karten in die Hand nehmen soll, indeß ich so gerne spazieren ginge.

„Du hast mir gesagt,“ redete ich ihn an, „daß man bei deiner Tante vollkommene Freiheit genieße, zu thun, was man wolle, und ich finde hier einen so steifen Ton, der mich eiskalt macht.“ — „Ei nicht doch,“ antwortete er, „du kennst nur die Gesellschaft noch nicht. Ich wiederhole dir, du wirst dich noch prächtig unterhalten. Und mein Malchen, ist das nicht ein Götterkind?“ —

„Ja, sie ist recht artig, aber ich fürchte nur, man muß in sie verliebt seyn, wie du, um sich in Krotendorf zu gefallen.“

Wir kehren in den Salon zurück. Eine Hoffnung leuchtet mir noch, die alte Dame, die nicht gut hört, könnte vielleicht beim Spiele meine Stelle vertreten. Ich frage sie: „Wollen Sie nicht die Partie machen, gnädige Frau?“ und

sie antwortete: „Ja, wir waren heute schon in der Au, aber die Gelsen haben uns abscheulich gestochen.“

Wir setzen uns also, und auf die Frage: wie hoch es beliebt sei, zu spielen, antwortete die Frau vom Hause: „Bei mir wird nie höher gespielt, als der Fisch zu einem Kreuzer. Bei mir soll sich Niemand ruiniren.“ — O mein gütiger Himmel, da muß ich mich nun um einen Kreuzer Whist herabmartern, der ich sonst den Fisch um einen Gulden spiele!

Malchen setzt sich zum Stickrahmen und August neben sie.

Wenn wir von dem Spiele reden, so fragt Frau von Wolf immer: „Hm? Was beliebt?“ und antwortet ganz fremde Dinge. Der Herr von Katzelberger disputirt über jede Karte und behauptet, Atout spielen sei immer gefehlt. Die Baronin wirft mir einen strengen Blick zu, wenn wir eine Levée verlieren, und der Nachbar Rüffelstein hört auch hier nicht auf, sich zu schaukeln, so daß er einmal den Leuchter hinabschlägt und endlich den ganzen Tisch umwirft, daß alle Lichter erlöschen und wir lange im Finstern sitzen; denn Malchen, welche Licht bringen soll, kommt damit nicht von der Stelle, ich weiß nicht warum. Das Spiel geht fort, und der alte Advokat, der nun der Partner der Baronin ist, macht einen Fehler um den andern, so daß sie immer zu zanken hat, und endlich schwört, sie spiele einen ganzen Monat kein Whist mehr. Sobald ich das höre, mache auch ich Fehler auf Fehler, um wenigstens die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes damit verschont zu werden.

Endlich ist die Marter zu Ende. Wir nehmen ein —

für mein Statt gehabtes Diner zu frugales Souper ein, und jedes zieht sich auf sein Zimmer zurück. August ist entzückt, er hatte den ganzen Abend mit Malchen geschwäzt, er fällt mir um den Hals und schwört mir, daß ich mich noch köstlich unterhalten werde.

Am andern Morgen erwache ich früh. Die herrliche Morgensonne strahlt, und als ich das Fenster öffne, trägt mir die frische Morgenluft den balsamischen Duft der Blumen und Kräuter entgegen. Ich kleide mich sogleich an, um die Umgegend zu besehen, während die Damen noch schliefen.

Ich steige hinab, und wie ich in das Erdgeschoß komme, finde ich alle Thüren des Hauses verschlossen; kein Mittel, weder in den Hof, noch in den Garten zu gelangen. Was soll das bedeuten? Ist man ein Gefangener in diesem Hause? Ich poche an eine der Thüren, in der Hoffnung, der Gärtner werde mich hören, allein Niemand kommt. Ich bin gezwungen, wieder in meine Kammer hinauf zu steigen, wo ich bis um 9 Uhr bleiben muß, ehe sich Jemand im Hause bewegt. Das thu ich denn auch, die Freiheit verwünschend, welche man in dem Hause der Tante August's genießt. —

Endlich wird's laut. Ich begegne einem Diener und frage ihn, warum denn alle Thüren des Hauses verschlossen sind. Er antwortet mir, das geschieht auf ausdrücklichen Befehl der sehr vorsichtigen gnädigen Frau. Sie fürchtet sich vor Dieben, so daß sie nicht eher einschläft, bis die Schlüssel aller Thüren in ihrem Zimmer liegen. — „Nun, und kann ich aber jetzt ein wenig spazieren gehen?“ fragte ich weiter. „Wenn es Ihnen gefällig ist, allerdings,“ war

die Antwort; „aber in einer halben Stunde wird gefrühstückt, und wenn Sie dann nicht da sind, so wird nichts für Sie aufbehalten, das ist der ausdrückliche Befehl der ordnungliebenden gnädigen Frau.“ — „Nun das ist ein Landhaus, wo man lebt, wie in einer Festung.“

Ich begnüge mich, den ganzen Garten durchzulaufen, und finde August.

„Findest du nicht, daß der Garten meiner Tante sehr gut erhalten ist?“ — „O ja, zu gut vielleicht; denn das viele Beschnittene und die kleinliche Symmetrie.“ — „Sieh einmal das große Rasenbeet an, wie grüner Sammt leuchtet es her.“ — „Nun so komm und laß uns hinsetzen.“ — „Was fällt dir ein?“ ruft August ängstlich, „auf den Rasen darf man sich nicht setzen.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil er dann niedergedrückt wird, und nicht mehr wächst, meine Tante kann das nicht leiden.“ — „Also ist das nur ein Garten für die Augen?“ — „Wahr ist es, meine Tante wäre untröstlich, wenn sie sähe, daß man nur Eine Blume abpflückte; auch keine Frucht darf man ihr berühren, aber übrigens“ — „Ich begreife nun Alles, vollkommene Freiheit, nur darf man nichts berühren, vor 9 Uhr nicht aus dem Hause gehen, und muß wieder zur bestimmten Minute da seyn. O! sie ist ganz außerordentlich gefällig, deine Tante.“

Man läutet zum Frühstück. August zieht mich gleich fort, und wir finden die Damen und den alten Advokaten, welcher den ganzen Sommer bei der Baronin zubringt. Das Gespräch fällt auf diese Gegend und nun kramt mir der Jurisconsultus seine ganze Gelehrsamkeit aus, ohne daß ihn irgend Jemand zu unterbrechen wagt.

„Kennen Sie diese Gegend?“ — „Sehr wenig.“ — „O, sie ist sehr merkwürdig. Krotendorf existirte schon im dreizehnten Jahrhunderte, und hat den Namen nicht etwa von den Kröten, welche sich hier überall vernehmen lassen, sondern von den Rittern von Krotendorf — oder Kratentorff, welche in jenem Schlosse hausten, dessen Ruinen Sie hier aus dem Fenster sehen können.“

„Frau Baronin, dürfte ich noch um ein Stückchen kaltes Huhn bitten?“ — Ich wollte für den ganzen Tag fürsorgen; denn wer weiß, ob wir nicht wieder gezwungen werden, in jenem vortrefflichen Wirthshause zu speisen. Man legte mir vor, und der alte Herr fuhr fort: „Im Jahre 1372 wurde Veit von Krotendorf in die Acht und Oberacht erklärt, seine Güter eingezogen, und jenes Schloß erhielt ein gewisser Rüdiger von Thurneisen, der Fräulein Kunigunde von Krotendorf zu seinem ehelichen Gemahl genommen hatte. Dazumal gab es hier herum viele Gefechte, und bei dem großen runden Steine, den Sie bei der Gartenmauer der Baronin finden werden, hat der eifersüchtige Rüdiger seiner Gemahlin, weil er sie dort in einem Gespräche mit einem seiner Knappen fand, das Schwert in die Brust gestoßen. Sie sehen noch mehre blutige Flecken an dem Steine, welche die Bauern für versteinerte Blutstropfen halten; aber eigentlich ist es nur rother Glimmer.“

„Meine Herren!“ sagte die Baronin, und es war ihr erstes vernünftiges Wort, „wenn Sie gefrühstückt haben, so wollen wir eine kleine Promenade machen. Erwarten Sie uns Damen im Garten, wir wollen nur Toilette machen.“

Wer war geschwinder vom Stuhle auf, als ich? aber der Doktor Katzelberger ging mir auf dem Fuße nach, legte seinen Arm in den meinen, und erzählte mir noch ein Langes und ein Breites über die Kirche im Dorfe, welche einmal ein Tempelhof gewesen seyn soll, wie die Schweden in dieser Gegend gewirthschaftet hätten rc. rc.

Endlich fielen einige große Tropfen und wir sahen uns gezwungen, wieder in das Haus zu gehen, wo uns die Baronin mit Malchen entgegenkam, und bedauerte, daß heute wieder nichts aus der Promenade werden könne. Die Damen nehmen ihre Arbeit zur Hand, August setzt sich zu Malchen, und Herr Katzelberger fährt fort, die Geschichte des berühmten Krotendorf und der Umgegend zu erzählen, welche die ganze Gesellschaft mit seligem Stillschweigen anhört, und da der Regen immer stärker wird, so dauert das fort, bis zum Mittagsmal. Das Wetter hält auch den Nachbar Rüffelstein auf, sich Nachmittags einzustellen, und so erzählt der Doktor uns Nachmittags auch noch die Geschichte von ganz Deutschland, bis wir uns schlafen legen.

Ich werde diesen Tag in meinem ganzen Leben nicht vergessen, und wenn's morgen wieder regnet, so geh' ich zu Fuße fort, und sollte ich bis auf die Haut naß werden.

Am andern Morgen aber war der Himmel rein und wolkenlos, und Alles verspricht einen herrlichen Tag. Gott sei Dank, ich werde nicht gezwungen seyn, eine Vorlesung über die Geschichte anzuhören. Man hat mir versprochen, malerische Punkte, prächtige Aussichten zu zeigen, und ich begnüge mich, einstweilen, bis zum Diner, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, wo ich nichts berühre,

und nur dorthin trete, wo man es mir erlaubt; aber dem-
ungeachtet ruft mir der Gärtner alle Augenblicke zu: „Euer
Gnaden, da bitt' ich nicht zu gehen, da ist erst weißer Sand
gestreut worden“ — oder „da darf man nicht hineinsteigen,
da hab' ich erst angebaut.“

Endlich erscheinen die Damen, ganz angekleidet, wir
gehen und ich freue mich im Voraus auf das Vergnügen,
recht Bewegung zu machen, aber die Baronin thut mir die
Ehre an, mir ihren Arm zu bieten, und diese Dame schrei-
tet immer so langsam und gravitätisch daher, als ob sie mit
einer Prozession ginge. So schleichen wir beinahe fünf Stun-
den umher, und ich darf mich nicht einmal bücken, um ein
Gänseblümchen zu pflücken.

„Ha was für eine köstliche Promenade haben wir ge-
macht!“ sagte August; der Spitzbube ging Arm in Arm
mit Malchen. Ich antwortete ihm nichts, aber ich nahm
mir vor, am folgenden Tage allein spazieren zu gehen, noch
ehe die Damen angekleidet waren.

Es war der letzte Tag, den ich hier zubringen mußte.
Ich wollte wenigstens noch von diesem profitiren, um nach
meinem Vergnügen, die Gegend zu durchlaufen. Ich gehe
also aus dem Hause, sobald die Thüren geöffnet werden, und
hollah fort aus dem Hofe; ich habe aber nicht zwanzig
Schritte gemacht, so steht Herr Rüffelstein vor mir
und fragt mich: „Sind Sie ein Jäger?“ — „Ja, mein
Herr, ich liebe die Jagd.“ — Das hab' ich mir gleich ge-
dacht; denn ein jeder gescheite Mensch liebt die Jagd, und
darum hab' ich Sie auch gesucht. Hier sind zwei Gewehre
nehmen Sie eines und kommen Sie mit mir. Sie dürfen

nichts befürchten, die Jäger und die Jagdjungen kennen mich alle.“ — „Recht gerne,“ antwortete ich, und folgte ihm vergnügt.

„Aber,“ fragte ich im Gehen, „wie kommt es, daß Sie keinen Hund bei sich haben?“ — „Der meinige ist etwas krank. Ich habe gestern mit ihm gejagt, und da hat er, ich weiß nicht, wie es gekommen ist — ein paar Schrotte in die Nase bekommen, ein ungeschickter Nebenschütze muß ihn getroffen haben, aber wir brauchen keinen Hund, Sie werden sehen, wir schießen genug. — Einstmals habe ich bei Vöslau gejagt mit einem Herrn, der auf einer Krücke ging, er war Militär und hatte sein Bein bei Austerlitz liegen gelassen.“

In diesem Augenblick seh' ich einen Hasen, und lasse Herrn Rüffelstein allein weiter schwatzen. Wir steigen nun Hügel auf, Hügel ab, Gebüsch und Gehege hindern das Vorwärtsschreiten, ich verliere die Spur meines Hasen, und will zu meinem Gesellschafter zurückgehen, als ich einen Schuß höre und in demselben Augenblicke einige Schrotte mir in den Schenkel fahren.

Herr Rüffelstein läuft gegen mich und schreit: „Hab' ich ihn getroffen? liegt er?“

„Ich weiß nicht, mein Herr, worauf Sie geschossen, aber mich haben Sie im Beine verwundet.“ — „O mein Gott! nicht möglich!“ — „Sehen Sie selbst, vier Schrote.“ — „Das ist doch entsetzlich; wie kann man aber auch auf einer Jagd hasenfarbene Pantalons anziehen?“ — „Nun sehe ich wohl auch, wer Ihren Hund verwundet hat.“ — „Haben Sie Schmerzen?“ — „Genug, um die Jagd wenig-

stens nicht fortsetzen zu können, und ich bin froh, wenn ich Krotendorf erreichen kann.“

Herr Rüffelstein ist in Verzweiflung, er unterstützt mich, führt mich zurück, und erzählt mir auf dem Wege noch vier oder fünf Geschichten, welche beweisen sollen, daß er keine Schuld an dem Unglücke habe.

Die Damen schreien laut auf, als sie mich verwundet sehen. Man schickt zu dem Ortsbader, der aber ist auswärts und kommt erst Abends zurück. Endlich erscheint er, schneidet mir, aber nicht am Geschicktesten, das Blei heraus, und empfiehlt mir Ruhe.

„Sie müssen jetzt noch vierzehn Tage bei mir bleiben, um sich recht zu restauriren,“ sagte sehr gefällig die Baronin.

Ich noch vierzehn Tage in diesem Hause? Ich glaube, ich wollte lieber mein ganzes Leben hindurch hinken. Ich dankte der Baronin sehr, aber ich sagte, daß meine Geschäfte mich zwingen, morgen in der Hauptstadt zu seyn. Wirklich bestieg ich am fünften Tage mit August den Wagen, und auf dem ganzen Wege wiederholte mir dieser immer: „Nicht wahr, man unterhält sich bei meiner Tante herrlich und ihr Landhaus ist sehr angenehm?“ —

Was sollte ich darauf antworten, der junge Mensch ist verliebt, man kann ihm nicht widersprechen. Ich aber werde diese Unterhaltung nie vergessen.

Vier kleine rührende Erzählungen.

I.

Lieber sterben!

Ich kannte einen alten Herrn, und zwar einen der liebenswürdigsten alten Herren, die mir jemals vorgekommen sind. Bei ihm hatten die Jahre nicht jene Grämlichkeit herbeigeführt, welche für junge Leute den Umgang mit Alten so unangenehm macht. Mein alter Herr kannte und entschuldigte die Fehler der Unbedachtsamkeit und Unerfahrenheit der Jugend, daher liebten ihn auch Jünglinge und Mädchen ganz außerordentlich, er war ihr Vertrauter in ihren kleinen Herzensangelegenheiten, ihr Rathgeber in schwierigen Fällen, und man unterwarf sich unbedingt seinen Entscheidungen, die immer Vernunft und Herz diktirten. Der alte Herr hatte alte, aber sehr angenehme Manieren, er war gut, und dabei etwas schelmisch ohne alle Bosheit, er unterhielt ganze Gesellschaften, aber nie auf Kosten Anderer. Er hatte viel gesehen und erlebt, und Niemand wußte so schön und interessant zu erzählen, als dieser alte Herr. In seiner Jugend soll er sehr schön gewesen seyn, und noch jetzt sah man die angenehmen Reste. Seine Kleidung und Wäsche waren immer sehr reinlich und er hatte den Haarpuder beibehalten.

Da Herr B* immer die Künste leidenschaftlich liebte, so war seine Wohnung auch voll von seltenen und interessan-

ten Gegenständen, dieß war auch die einzige überflüssige Ausgabe, die er sich erlaubte.

Unter diesen Seltenheiten fiel mir auch in seinem Schlafzimmer ein ganz einfacher Rahmen von schwarzem Holze auf, in welchem unter Glas eine so außerordentlich große Flechte von blonden Haaren sich befand, daß man glauben sollte, die Haare mehrer Frauen seien dazu verwendet worden. Ein Gefühl, welches ich mir selbst nicht erklären konnte, hatte mich bisher immer zurückgehalten, meinen alten Freund hierüber zu befragen. Mir schien, als ob er, wenn seine Blicke mitten im fröhlichsten Gespräche auf dieses Bild fielen, ernsthafter würde, ja ich sah deutlich eine Wolke über seine kahle Stirne ziehen und seine Augen naß werden.

Es ergriff mich wie ein wehmüthiger Zauber, wenn ich diese blonden Haare betrachtete. Wo ist das Haupt, das sie getragen? bei welcher Gelegenheit wurden sie abgeschnitten? Meine Phantasie verirrte sich in's Blaue.

Eines Abends im Sommer, als ich mit Herrn B* mich allein befand, während die übrige Gesellschaft einen Spaziergang machte, setzten wir uns beide in ein Sofa, welches dem Haarbilde gerade gegenüberstand. Die Sonne war untergegangen, und der Mond warf einen so glänzenden Strahl auf das Bild, daß die blonden Haare von seltenem Glanze umflossen waren. Dieser Anblick entpreßte mir wider Willen einen Ausruf der innersten Aufregung.

„Was ist Ihnen, mein Lieber?“ fragte Herr B* mit bewegter Stimme.

„Ach,“ antwortete ich, „sehen Sie doch jene Haarflechte, sie glänzt ja wie ein Heiligenschein.“

„Jenes Haupt, welches diese Haare trug, war auch eines Heiligenscheines würdig,“ versetzte B* meine Hand drückend, „arme Therese!“ und in diesen letzten zwei Worten lag ein ganzer Liebesroman. „Sie haben Verstand und Herz, Ihnen will ich diese Geschichte erzählen, die jetzt von meinem Herzen in meine Seele übergegangen ist, mich mit Wehmuth, aber nicht mehr mit Schmerz erfüllt. Hören Sie:“

„Mein Hang zum Militärstande hatte mich mit meinem Vater, der mich der diplomatischen Carriere widmen wollte, gänzlich entzweit. Der strenge Mann von festem Charakter konnte keine Widersetzlichkeit ertragen und ging so weit, mich aller Hilfsmittel von seiner Seite zu berauben, und mir das Haus zu verbieten. Meine gute Mutter aber verließ mich nicht, sie nahm mir in einer abgelegenen Straße ein kleines Dachstübchen, bezahlte mir bei einer ihrer vertrautesten Freundinnen das Kostgeld und brachte es durch ihre Verbindungen sogar so weit, daß ich in dem Militärinstitute des Oberst L* die Lehrstunden mit anhören und die körperlichen Übungen mitmachen durfte. Die übrige Zeit war ich ganz mir selbst überlassen, befand mich allein, oder studierte und schlenderte in den Gassen umher.

An einem schönen Sommerabende legte ich auch meine Mathematik auf die Seite und suchte auf der Gasse Zerstreuung, als ich plötzlich eine sanfte Stimme vernahm, die ein melancholisches Liedchen sang; ich blieb stehen um zu sehen, woher die Stimme käme. Bei einem kleinen Fensterchen im Erdgeschoße eines Hauses, welches mit Blumentöpfen voll gestellt war, gewahrte ich hinter denselben ein Mädchen

von beiläufig 16 Jahren. Sie stand im Zimmer, aus ihrem blassen Gesichte traten große blaue Augen fast grauenhaft hervor, weil sie starr auf die Blumen blickten, und sie um ihre Frische zu beneiden schienen. Ihre Haare, so blond, lang und dicht, daß ich nie in meinem Leben ähnliche gesehen habe, waren aufgelöst, zerstreut und fielen in unzähligen Locken bis zur Erde. Sie fuhr des Öftern mit zarten weißen Fingern über ihre Stirne und durch ihre Haare, als ob sie Kopfschmerz hätte.

Starr stand ich auf der Straße vor dem Fenster wie bei einer Erscheinung. Als Therese (sie war es) mich endlich erblickte, röthete eine Aufwallung von Ärger und Scham augenblicklich ihre blassen Wangen und sie floh aus dem Zimmer, in dem der blonde Haarschmuck ihr nachwogte, wie ein goldener Mantel.

Ich weiß nicht, wie lange ich bewegungslos am Fenster stand, die Gestalt in meinen Träumereien noch immer vor mir sehend, die doch nimmer da war, endlich erwachte ich aus dieser Art von Somnambulismus und ging nach Hause. Ich schlief die ganze Nacht nicht, und als am frühen Morgen meine Quartiersfrau kam, mich aufzuwecken, verließ ich nur ungern mein Lager, auf welchem sich die ganze Nacht Amoretten mit blonden Haaren geschaukelt hatten.

Schüchtern, wie man immer ist, wenn man zum ersten Male liebt, wagte ich es, an meine Quartiersfrau einige Fragen über unsere Nachbarinnen zu stellen, und hörte von ihr, daß in jenem Hause im Erdgeschoße die Witwe eines Feldwäbels, Frau Gilbert mit Namen, wohne. »Sie ist eine honette, brave Frau,« setzte meine Quartiers-

frau hinzu, »und hat eine Tochter, die so sittsam, gut und fromm ist, wie kein anderes Mädchen; sie heißt Therese, und man nennt sie überall nur den Engel. Sie haben das Mädchen gewiß gestern in der Franziskanerkirche bei der Predigt gesehen?« setzte sie hinzu, »denn sie arbeitet die ganze Woche unermüdet, und kommt nicht aus dem Hause, außer Sonntags in die Kirche. Sie stickt immerfort Kleider und Tücher und Chemisetten für vornehme Damen, und ihre Mutter sucht die Arbeit und trägt sie wieder zurück. Übrigens ist sie fast immer kränklich und man braucht sie nur anzusehen, um leider überzeugt zu seyn, daß Gott diesen Engel bald zu sich rufen werde.«

»Wirklich, sie schien mir sehr blaß.«

»O! vor ein paar Wochen hat man sie schon todt gesagt. Ihre Mutter hatte alle Ärzte zu Rathe gezogen, aber sie kennen die Krankheit nicht. Das Mädchen ist wie ein Lämpchen, das immer matter brennt, bis es endlich verlöscht. Ach, die Arme zählt auf nächste Ostern erst 18 Jahre.«

Ich hörte nichts weiter von dem Geschwätze der redelustigen Frau und alle meine Gedanken konzentrirten sich auf den einzigen, daß Therese in Todesgefahr schwebe.

Ich will Sie nun, lieber junger Freund, nicht mit Erzählung aller der Mittel und kleinen Freiheiten ermüden, welche ich anwandte, um Theresen näher zu kommen und Eintritt in ihrem Hause zu gewinnen. Sechs Monate hindurch besuchte ich jeden Tag Messe und Predigt in der Franziskanerkirche. Endlich hatte mich Therese doch bemerkt, und einmal, da ich weiter als gewöhnlich von ihr entfernt kniete, hatte sie sogar den Blondkopf umgewendet, um mich

zu suchen, und sie nahm beim Ausgang aus der Kirche auch das Weihwasser von mir, welches ich ihr darreichte.

Übrigens hatten wir noch kein Wort mit einander gewechselt und mein letztes Zufluchtsmittel bestand darin, mir von meinem sehr kleinen Einkommen noch einige Gulden zu ersparen und dafür von Theresen eine Chemisette für meine Mutter sticken zu lassen.

Morgens an jenem Tage, wo das Sümmchen beisammen war, und wo ich also das Zimmer der Geliebten betreten sollte, war ich so fröhlich, wie noch nie in meinem Leben. Es fiel starker Schnee und alle Leute sagten, es sei kalt, mir aber wurde heiß auf meinem Wege. — Bedenken Sie — zwanzig Jahre und verliebt.

Ich pochte mit zitternder Hand. Die Mutter öffnete mir, und diese sandte mir der Himmel, denn, wäre es Therese selbst gewesen, ich glaube, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Als sie die Ursache meines Besuches vernahm, wies sie mich an ihre Tochter, zeigte mir auf eine Thüre, wo ich hineingehen sollte, und ging selbst in die Küche zurück. Ich trat hinein. O, lassen Sie mich einige Augenblicke an jene kleine Kammer denken, wo ich die süßesten Stunden meines ganzen Lebens zubrachte, Stunden, welche keine Reue und keine Gewissensbisse zurückließen, und eine Erinnerung, bei welcher sich keine Scham in meinem Innern regt, und keine Röthe auf meine Wangen tritt.

Therese arbeitete nahe am Fenster, sie hörte mich nicht eintreten, und ich hatte Zeit, ihr sanftes Antlitz, umflossen von den wunderschönen blonden Haaren, zu betrachten. Ihre gebeugte Stellung und ein wiederholtes trockenes

Hüsteln ließen vermuthen, daß die Arme leidend sei. Endlich schlug eine hölzerne Hängeuhr und sie wandte den Kopf.

„Ach! mein Gott!“ schrie sie auf, und erhob sich erröthend, gleich aber wurde sie wieder blaß und sank auf den Sessel zurück.

Ich trat zu ihr, sie unterstützend, und stotterte: „Mademoiselle! ich bin untröstlich, Ihnen eine so unangenehme Überraschung verursacht zu haben. Ich bin hierher gekommen, um Sie zu bitten, mir für meine Mutter zu ihrem Geburtstage eine schöne Chemisette zu sticken.“

„Mein Herr, ich arbeite für Jedermann,“ antwortete Therese.

So hatte ich mich bei Theresen eingeführt, und um in meiner Erzählung nicht lange zu werden, sage ich Ihnen, daß ich öfters kam, daß ich offener, redseliger und Therese zutraulicher wurde, daß ich ihr endlich meine Liebe entdeckte, und daß diese Erklärung mit mehr Vergnügen als Unwillen aufgenommen wurde.

Auch die Mutter erfuhr die wahre Ursache meiner öfteren Besuche und duldete sie, da unsere Liebe rein und wechselseitig war, und da sie wohl einsah, daß diese Liebe noch das einzige Lebensglück ihrer armen Tochter ausmachte.

So verging der ganze Winter. Alle Stunden, welche ich nicht im Militärinstitute zubringen mußte, brachte ich bei Theresen zu. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, und besaß Kenntnisse über ihren Stand. Wie oft saß ich bei ihr, wenn sie arbeitete, und drückte die Locken ihrer herrlichen blonden Haare an meine Lippen. „O wie lieb' ich deine blonden Haare,“ sagte ich eines Abends zu Theresen, „sie

waren es zuerst, die meine Liebe zu dir erregten. Unter diesem keuschen Mantel ahnte ich ein Herz, das mit dem meinigen sympathisiren werde. Ich gäbe diese herrlichen Haare nicht für alles Glück meines Lebens. Ohne sie wärest du nicht meine sanfte, meine himmlische Therese, und es käme mir vor, eine profane Hand hätte meiner Braut ihren Schleier entrissen.“

„Du würdest mich also ohne meine Haare nicht mehr so zärtlich lieben?“ fragte sie. — Ich antwortete nicht.

Unsere Abende verflossen damit, daß ich Theresen und ihrer Mutter vorlas, die von der Welt nichts wußten, als was ich ihnen sagte. Manchmal sang auch Therese ein Liedchen, aber als der Frühling kam, wurde ihre Stimme heiser und eines Abends sagte sie mit Thränen in den Augen: „Ich kann nicht mehr singen.“ Diese Worte klangen mir wie: „Ich werde sterben!“ Eine unbeschreibliche Unruhe und Angst ergriffen mich, und ich ruhte nicht eher, bis Frau Gilbert einen geschickten Arzt gerufen hatte. Der Arzt kam, verschrieb dies und das, änderte wieder, schüttelte den Kopf und sagte endlich, man müsse die warme Sommerszeit erwarten, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die Kranke haben werde.

Therese verließ das Bett nicht mehr, und mir war es nur selten gestattet, mich zu ihrem Bette zu setzen. Da richtete sie dann gewöhnlich ihre großen blauen Augen starr auf mich und schloß sie dann wieder, wenn sie sich mit Thränen füllten.

Theresen's letzte Stunde nahte heran. Sie verlangte mich noch einmal zu sehen. Ich fand sie auf dem Bette aus-

gestreckt, ihre langen und sorgfältig gekämmten Haare bedeckten ihre Brust. Es lag ein solcher Kontrast zwischen der Sorgfalt, womit sie ihren Hauptschmuck geordnet hatte, und zwischen ihren Zügen, welche schon die Hand des Todes verzerrt hatte, daß mir das Herz brach. Ich sank an ihrem Bette auf meine Knie und schluchzte laut.

Therese faßte meine Hand, und ihre schon eiskalten Lippen meinem Ohre nähernd, flüsterte sie mir zu: „Sieh! ich habe meine Haare noch, und keine profane Hand hat deiner Braut ihren Schleier geraubt.“

Ich begriff den Sinn dieser Worte nicht, ich drückte nur einen langen Kuß auf diese Haare, und als ich mich wieder erhob — war Therese nicht mehr.

Als ich außer mir aus dem Hause ging, wo die Seele meiner Seele zum Himmel geflogen war, begegnete mir Theresen's Arzt. Der Schmerz machte mich ungerecht, ich beschimpfte ihn und seine Wissenschaft, da antwortete er mir kalt: „Es konnte nicht anders kommen, da konnte man sehen, wie weit die Koketterie eines jungen Mädchens geht.“

„Herr!“ schrie ich, „schweigen Sie, Sie verläumden einen Engel.“

„Und doch,“ erwiederte er, „wenn dieser Engel eingewilligt hätte, sich die blonden Haare abschneiden zu lassen, deren Überfluß und Üppigkeit ihr fast alle Säfte entzogen, so würde sie vielleicht noch zu retten gewesen seyn allein so oft ich deßhalb in sie drang, antwortete sie mir immer: „Lieber sterben!“

II.

Die beiden Mütter.

Wahre Begebenheit.

Ich besuchte, erzählte mir mein Freund, der französische Garde Magasin D*, einst das Städtchen Saumur und unter andern auch dort das Narrenhospital. Der Freund, an den ich in Saumur empfohlen war, begleitete mich mit seiner Frau und seinem kleinen lieblichen Töchterchen von vier Jahren, welches die Mutter an der Hand führte.

Wir traten in den Hof des Hospitals und sahen dort eine junge Frau, welche mit einer Kette an die Mauer angeschlossen war. Ihr blaues Auge hatte so viele Sanftmuth, der zarte weiße Teint so viele Reize, und ihr blondes langes Haar umwallte das edle leidende Antlitz so anmuthig, daß es mir durch die Seele schnitt, in dieser herrlichen Gestalt eine Wahnsinnige erblicken zu müssen. Und dann waren ihre Augen so roth vom Weinen! O, ich versichere, die eiserne Kette, welche in den runden weißen Arm einschnitt, dünkte mir schwerer, als ihr.

Ich fragte die Wärterin, welche uns herumführte, was die Ursache des Wahnsinnes dieser Armen sei, und warum so strenge Maßregeln gegen sie angewendet würden. Sie antwortete mir: „Es ist Marie, eine arme Arbeiterin aus dem Städtchen, die leider, von dem bösen Dämon verlockt, den Schwüren eines reichen Taugenichts glaubte. Der Elende verließ sie, nachdem er sie unglücklich gemacht hatte, und sie verlor ihr Kind, das sie mehr liebte, als ihre Augen,

im dritten Jahre. Dieser Verlust raubte ihr den Verstand und brachte sie in unser Hospital, wo man sie anzuschließen gezwungen ist, weil sie sehr böse Augenblicke hat.“

Die Wärterin schwieg und ich vertiefte mich beim Anblicke dieser Unglücklichen in trübe Gedanken, als sie plötzlich, so weit es die Länge ihrer Kette möglich machte, gegen uns herstürzte, das Kind faßte, welches meine Begleiterin an der Hand führte, es ihr entriß, und mit sich auf ihre steinerne Bank trug. Die Mutter stieß einen Schrei aus, und lief wie verzweifelnd auf die Wahnsinnige los, aber diese stieß sie heftig zurück. „Es ist mein Kind! Gott gibt es mir zurück, ach, Gott ist barmherzig!“ und dabei hüpfte sie vor Freuden und bedeckte das Kind mit Liebkosungen.

Nun wollte der Vater der Wahnsinnigen das Kind entreißen, aber die Wärterin bat ihn, es nicht zu thun und sie gewähren zu lassen. Sie näherte sich und sprach mit begütigendem Tone: „Aber das ist ja nicht dein Kind, Marie, es sieht ihm ja gar nicht ähnlich.“

„Nicht mein Kind? ach, guter Gott! sieh nur, ganz sein Mund, seine Augen, das ganze Bild des Vaters. Ja, es ist meine Tochter; sie stieg vom Himmel herab; o wie schön sie ist, wie schön!“ und nun wiegte sie das Kind auf ihren Armen.

Mitleid erregend war es, die arme Mutter zu sehen, welche jeder Bewegung der Wahnsinnigen mit Ängstlichkeit folgte und weinte oder lachte, je nachdem Marie Miene machte, das Kind der Wärterin näher zu bringen, oder es wieder zurück zog.

„Gib mir einen Augenblick deine Tochter, damit ich sie recht genau betrachten kann,“ sagte dann die Wärterin.

„Dir geben? — Nein! nein! um alle Welt nicht. Sie sagten mir dazumal auch, ich sollte sie auf einige Zeit dem lieben Gott geben, welcher Engel nothwendig habe, — und er hat sie sechs Monate behalten, ohne daß ich sie wieder sah. Nein, ich gebe sie Niemand mehr; lieber wollte ich sie mit eigener Hand tödten und den Körper bewahren.“ Mit diesen Worten ergriff die Wahnsinnige das Kind fester und mit funkelnden Augen; da stürzte die arme Mutter blaß und halb ohnmächtig auf ihre Knie, und flehte Jene an, ihr ihr Kind wiederzugeben und ihm kein Leid zuzufügen; der Vater, außer sich, war zum Direktor geeilt, um seine Hilfe anzusprechen. Es war in diesem Augenblicke schwer zu unterscheiden, welche die wirkliche Wahnsinnige sei: die Mutter, welche sich aus meinen Armen loszumachen suchte, um ihr Kind mit Gewalt an sich zu reißen, oder Marie, welche, gräßlich lachend, das Kind unter ihre Schürze barg.

Man beschloß endlich, Marien sammt dem Kinde auf ihr Gemach zu bringen und dort ihren Schlummer abzuwarten, um ihr das Kind zu nehmen. Als sie in ihr Zimmer kam, legte sie das Kind neben sich auf das Lager, schob ihm ein Polster unter den Kopf, während die wahre Mutter ängstlich an der Thür auf jede Bewegung lauschte.

Die Wahnsinnige sang die Kleine dann in den Schlaf und entschlief selbst. Da schlich die Wärterin leise in das Gemach, nahm das Kind und legte es in die Arme der Mutter, welche mit einem Freudengeschrei mit ihrer theuren Bürde davon stürzte.

Über diesen Schrei erwachte Marie, griff um sich, und fand ihr Kind nicht mehr, stürzte wie eine Furie aus dem Bette, heulte, was sie vermochte: „Gebt mir mein Kind!“ und als sie die Mutter mit der Kleinen davon eilen sah, schüttelte sie an dem eisernen Gitter und fiel leblos an demselben zu Boden.

III.

Der Kunstreiter.

Eine kleine Novelle.

Es war an diesem Tage auf dem Platze del **Balon** in Cadix in dem Cirkus eine große Menge Menschen versammelt. Sennor Jose Antonio Ximenez, erster Kunstreiter von ganz Spanien, hatte öffentlich anschlagen und bei Trompetenschall durch die ganze Stadt verkünden lassen, daß er, so eben aus Madrid hier angekommen, die erste glänzende Vorstellung seiner Reit- und Tanzkünste geben werde. So groß aber auch die Versprechungen auf dem Anschlagzettel waren, so war man doch überzeugt, daß Jose Antonio und seine Reitergesellschaft noch Außerordentlicheres zeigen werden, als versprochen war.

Es war wirklich ein glänzendes Schauspiel, dieses Wogen eines Meeres von Köpfen, und dann in den ersten Reihen des Amphitheaters die schönsten Frauen Andalusiens mit den Flammenblicken und dem schwarzen Haargeflechte, welches die Weiße der Haut noch mehr erhob. Auf jedem Munde dieser Frauen schwebte ein Lächeln; denn das heutige Schauspiel versprach ihnen ja großes Vergnügen. Es

dürfte wohl auch einige unter ihnen gegeben haben, welche lieber ein Stiergefecht gesehen hätten, aber zur Ehre des weiblichen Geschlechtes überhaupt will ich glauben, daß es der kleinere Theil gewesen sei, welcher starke Erschütterungen so sehr liebt, daß er es vorgezogen hätte, zu sehen, wie ein Mensch oder ein edles Pferd von einem Stier gespießt und in die Höhe geschleudert wird, um dann dem grausamen Sieger klatschend seine „valiente“ zuzurufen.

Jetzt ließ sich ein Trompetenschall vernehmen, die Geländer wurden geöffnet, unter der Menge der Zuseher herrschte tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Die Vorstellung begann mit einem Lanzenbrechen zu Pferde. Die Reiter kämpften in prächtigem Kostüme und in der edelsten Haltung auf ihren herrlichen Rossen um den Sieg und um den Beifall des Publikums, und jeder der kühnen Cabalgadores wurde mit dem wiederholten Rufe: „Valiente! Valiente!“ belohnt.

Eine doppelte Fanfare verkündigte den Eintritt eines neuen Reiters und alle Blicke waren auf ihn gerichtet. In die Schranken ritt ein Jüngling von herrlichem Körperbau, ein schwärmerisches Lächeln, das ihm gewöhnlich zu seyn schien, schwebte um seine Lippen. Unbekümmert um das beifällige Gemurmel, das ihn empfing, warf er einen langen Blick auf die Versammlung, dann ritt er, das Haupt senkend, zweimal mit langsamem Schritte im Cirkus herum. Der Name „M a n o e l“ ging vom Munde zu Munde, M a n o e l ist nach J o s e der berühmteste Reiter Spaniens.

Und man erzählte sich ins Ohr, wie eine unglückliche Liebe ihn auf die gefahrvolle Bahn und in die Gesellschaft der Marktschreier gebracht habe, ihn, einen Sprößling einer

sehr geachteten Familie zu Madrid, dessen Name aber doch dem alten Grafen De la Plata zu wenig glänzend und ruhmvoll schien, als daß er ihm die Hand seiner Tochter, der schönen Juanita, gegeben hätte.

„Ach, armer Manoel! arme Juanita!“ hörte man von allen Seiten ausrufen, „wie innig habt ihr euch geliebt!“ — Es war vor drei Jahren, als sie sich zum ersten Male auf dem Prado sahen und der Blitz der Liebe so schnell in ihre Herzen schlug, daß er beide untrennbar in einander schmolz. Manoel, der es wagte, um Juanita zu werben, wurde stolz zurückgewiesen und Juanita von dem grausamen Vater in die Arme des alten Duca De Villamayor geworfen, der zum Gouverneur der canarischen Inseln ernannt wurde und dem seine junge Gattin nach Teneriffa folgen mußte.

Die abschlägige Antwort des Grafen und die plötzliche Vereheligung Juanita's warfen den armen Manoel auf das Krankenlager. Lange zweifelten die Ärzte an seinem Aufkommen, oder glaubten wenigstens seinen Verstand für immer verloren, aber die Kraft der Jugend siegte über das Übel. Man rieth ihm an, um seine unglückliche Liebe zu vergessen, ein Leben voll Mühe und Thätigkeit fortan zu führen, und er wählte den Soldatenstand; allein es war Frieden und das dolce far niente eines Militärs in der Garnison behagte ihm nicht. — „Seemann!“ — aber was ist das einförmige Leben eines Seemanns auf einem Raum von wenigen Fuß auf dem Verdecke eines Schiffes im Meere für einen Jüngling, den Thatendurst verzehrt!

Er verließ Madrid, um auf Reisen zu gehen. Allein auch hierin fand er nicht Ruhe und Linderung. Das Andenken an Juanita und an sein verlornes Glück folgten ihm überall. Zu Burgos fand er die Reitergesellschaft des Jose Antonio. Am Tage vor seiner Ankunft war bei der Vorstellung, welche daselbst im Cirkus Statt hatte, ein Pferd, als es eine Barriere überspringen wollte, gestürzt, und der Reiter so schwer verwundet worden, daß man ihn für verloren hielt. Man sprach in ganz Burgos nur von diesem Unglücksfalle, als Manoel daselbst ankam. Er dachte, daß solch ein abenteuerliches und mit Gefahren verbundenes Leben eine wohlthätige Änderung in der Einförmigkeit seines Daseins hervorbringen könne, und daß er vielleicht hier seinen sehnlichen Wunsch, zu sterben, eher und früher erreichen werde, als im Kriege. Er ging zu Jose, und bat ihn, seiner Gesellschaft beitreten zu dürfen; er verhehlte ihm weder seinen Namen, noch den Beweggrund, der ihn dazu bestimmte, einen Entschluß zu fassen, welcher so wenig mit seiner Stellung in der menschlichen Gesellschaft übereinstimmte. Was kümmerte ihn mehr die Genehmigung oder Mißbilligung der Welt, ihn, der schon lange von ihr entfernt lebte?

Jose gab sich keine Mühe ihn von seinem Entschlusse abzubringen; denn Manoel gefiel ihm, und er erkannte wohl, daß der Jüngling bei dieser Gleichgiltigkeit, ja, Verachtung des Lebens bald einer seiner kühnsten und muthigsten Schüler werden konnte. Und Manoel rechtfertigte dieses Urtheil auch bald, und über alle Erwartung.

Also, wie gesagt, alle Blicke waren auf Manoel gerichtet und ein schallendes Vivat empfing ihn bei seinem Eintritte in den Cirkus und bewies, welch ein Ruf von Muth und Talent dem jungen Kunstreiter von Cadix her vorausgeeilt war. Aber er blieb kalt und gleichgiltig bei den lautschallenden Beweisen des öffentlichen Beifalles.

Er machte eben die zweite Runde im Cirkus, als ein lauter Schrei aus dem ersten Range erscholl, er hob den Kopf und man trug eine ohnmächtige Frau hinaus. Ein Blick Manoel's reichte hin, diese Frau zu erkennen. Es war die Duchessa von Villamayor, seine Juanita. Der Duca, ihr Gatte, hatte sich gezwungen gefühlt, sie wegen Abnahme ihrer Gesundheit nach Europa zurückzuführen. Beide hatten erst gestern in Cadix gelandet und er führte sie, um sie zu zerstreuen, in dieses Schauspiel.

Die unglückliche Juanita konnte diesen Angstschrei nicht zurückhalten und fiel ohnmächtig nieder, als sie in dem Kunstreiter Manoel erkannte. — Manoel hatte sein Pferd an dem Platze angehalten, von welcher man diejenige wegtrug, welche er nie mehr zu sehen hoffen konnte. Mit einer fürchterlichen Angst waren seine Blicke dahin geheftet, und er stand unbeweglich. Da aber bei solchen Schauspielen die Ohnmacht einer schwachnervigen Frau nichts Außerordentliches ist, so fingen die Zuseher bei dem längern Stillstehen des Reiters und bei der Unterbrechung ihres Vergnügens zu murren an. Jose näherte sich Manoel und führte einen kräftigen Peitschenhieb in die Hinterbeine des Rosses, welches, wie ein Pfeil, bei dem Getöse der türkischen Musik vorwärts sprengte.

»Anda muchacho!« rief Jose. — Jetzt erkannte Manoel ganz das Fürchterliche seiner Lage und das Schimpfliche seines Standes. Juanita nahe und ohnmächtig zu wissen, vielleicht sterbend sogar, und ihr nicht zu Hilfe eilen zu können, ohne sich dem Gelächter und dem Unwillen der Menge auszusetzen, die da stampfte, wieherte und die Fortsetzung der Vorstellung begehrte! — Er mußte sich beugen unter das Joch, das er sich selbst auferlegt, er mußte der Stimme seines Meisters gehorchen, der die drohende Peitsche über sein Pferd und auch über ihn gehoben hielt. Thränen der Wuth flossen über die Wangen des Unglücklichen.

Gezwungen, seinem durch die Peitsche angeregten Rosse zu folgen, bemächtigte sich eine Art Wahnsinns des armen Manoel, er preßte mit aller Gewalt die Spornen in die Hüften des Thieres, um es zum schnellsten Galopp zu zwingen, und immer mehr applaudirte die erstaunte Menge und immer schneller sprengte Manoel in der Runde herum, so daß sein Pferd nur schwebte und er die Luft wie ein Pfeil durchschnitt, endlich — plötzlich ward ein allgemeiner Schrei hörbar — das Pferd war gestürzt, und sein Reiter lag in den Sand dahin gestreckt.

Man wollte ihn aufheben — er war todt.

IV.

Der Bettler.

An der Thüre einer Kirche in Paris sah man noch vor Kurzem einen alten Bettelmann, der alle Tage getreulich seinen Platz auf den Stufen vor dem Heiligthum einnahm.

Sein Benehmen, sein Ton, seine Sprache zeugten von einer höheren Bildung als jene, welche gewöhnlich das Elend begleitet. Unter diesen Lumpen, welche der Mann mit einem gewissen Anstande trug, schien eine noch lebendige Erinnerung an ein besseres Los hervorzuglänzen. Auch genoß dieser Bettler unter den Armen dieses Kirchspiels eine Art von Ansehen. Jacques war sein Name. Seine Gutmüthigkeit, seine Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit bei der Theilung des Almosen, sein Eifer Zänkereien zu schlichten, hatten ihm eine wohlverdiente Achtung verschafft. Übrigens waren sein Leben und seine Unglücksfälle, für alle, auch seine besten Freunde ein Geheimniß. Jeden Morgen, seit fünf und zwanzig Jahren, saß er täglich regelmäßig an demselben Platze. Man war so gewohnt ihn da zu sehen, daß er gewissermaßen ein Standbild des Kirchenportals ausmachte. Nur Eines war von ihm bekannt, daß er nie einen Fuß in die Kirche selbst setzte, obschon er ein eifriger und frommer Katholike war. In Augenblicken, wo andächtiger Gesang in den innern Hallen des Gotteshauses ertönte, wo der Weihrauch von dem Altare, vereint mit den Gebeten der Gläubigen, zum Himmel emporstieg, wo der ernste und harmonische Ton der Orgel den feierlichen Chor der christlichen Menge begleitete, fühlte sich der Bettler angezogen, seine Gebete mit jenem in der Kirche zu vereinigen, er betrachtete von außen das Schauspiel, welches sich im Tempel zeigte. Der Wiederschein des Lichtes auf den gemalten gothischen Fensterscheiben, die Menge von Säulen, fest und unerschütterlich wie ein Symbol der ewigen Religion seit Jahrhunderten da stehend, Alles erfüllte ihn unwillkürlich mit Bewunderung.

Man sah manchmal Thränen über seine gefurchten Wangen herabrollen. Ein großes Unglück oder ein schwerer Vorwurf schien seine Seele zu belasten.

Ein Geistlicher las in dieser Kirche täglich eine Messe. Ein Sprößling von einer der vornehmsten Familien Frankreichs und im Besitze eines großen Vermögens, fand er sein größtes Vergnügen im Almosengeben. Der Bettler war ein besonderer Gegenstand seiner Zuneigung geworden, und jeden Morgen begleitete der wohlthätige Abbé Paulin von St. C*** sein großmüthiges Geschenk auch mit freundlichen Worten des Trostes.

Eines Tages erschien der Bettler nicht zur bestimmten Stunde an dem Eingange der Kirche. Der Abbé suchte daher seine Wohnung auf und fand ihn krank auf einem elenden Strohlager. Die Blicke des Geistlichen hefteten sich erstaunt auf die Gegenstände des Luxus und des Elendes, welche sich in dieser Wohnung vereinten. Eine prächtige goldene Uhr hing über dem harten Bette. Zwei Bilder mit reichen goldenen Rahmen und mit Flor überhangen, prangten an den weißen feuchten Mauern, ein elfenbeinener Christus, ein wahres Kunststück von Bildhauerarbeit, befand sich auf einem Tischchen zu den Füßen des Kranken, ein antiker Stuhl mit gothischen Verzierungen und damastenem Überzuge stand in einer Ecke, und darauf lag ein Gebetbuch mit silbernen Spangen. Alles Übrige war ärmlich und zeugte von gänzlicher Mittellosigkeit.

Die Gegenwart des Priesters belebte den Kranken, und sich erhebend sprach er: „Ach, Herr Abbé, Sie sind so gütig sich eines Unglücklichen zu erinnern?“

„Mein Freund," antwortete Paulin, „ein Diener Gottes darf nur die Glücklichen vergessen. Ich komme mich anzufragen, ob Sie etwas bedürfen?"

„Ich habe nichts mehr nöthig," erwiederte der Bettler. „Mein Tod ist nahe, ach! wäre nur mein Gewissen ruhig!"

„Ihr Gewissen? Haben Sie eine große Schuld abzubüßen?"

„Ein Verbrechen, hochwürdiger Herr, ein fürchterliches, das mein ganzes Leben nicht abbüßen konnte; ein Verbrechen, das keine Verzeihung zuläßt."

„Ein Verbrechen ohne Verzeihung? Das gibt es nicht, mein Freund; die göttliche Barmherzigkeit ist größer, als es die Lasterthaten der Sterblichen seyn können."

„Darf ich noch hoffen, ich der schändlichste Mensch den die Erde je getragen hat!"

„Ja, du darfst hoffen, Unglücklicher, rief der Priester mit heiligem Eifer. „Ein Zweifel an der Verzeihung des Ewigen wäre eine größere Gotteslästerung, als dein Verbrechen selbst. Vor Allem gestehe deine Schuld aufrichtig, ich höre dich im Namen des Allerbarmers."

Und der Priester entblößte sein Haupt und der Kranke bekannte Folgendes:

„Ich bin der Sohn eines armen Pächters; allein die Herrschaft, deren Felder mein Vater in Pacht hatte, war mir gewogen, sie nahm mich schon als Knabe in ihr Schloß, und ich war bestimmt der Kammerdiener ihres Sohnes zu werden. Die Erziehung, welche man mir gab, meine gro=

ßen Fortschritte in allen Lehrgegenständen änderten meine Bestimmung, ich wurde zum Sekretär erhoben. Ich hatte mein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht, als die Revolution ausbrach; mein feuriger Geist folgte durch Lesung der Journale den Begebenheiten jener Zeit, mein Ehrgeiz regte sich und ich schämte mich meiner untergeordneten Stellung. Ich faßte den Entschluß, das Schloß, den Zufluchtsort meiner Jugend, zu verlassen. O hätte ich diesen Plan ausgeführt, ich hätte mir ein Verbrechen erspart. Die Freiheits- und Gleichheitswuth brach auch bald in der Provinz aus, und fürchtend, —von ihren eigenen Leuten in ihrem Schlosse gefangen zu werden, dankte meine Herrschaft alle ihre Domestiken ab. Einige Kapitalien wurden so schnell als möglich realisirt, und von ihrem Reichthum nichts mit sich nehmend, als einige kostbare Familienandenken, begaben sich die Edlen nach Paris und suchten dort in der Verborgenheit Sicherheit. Ich, gleichsam als Sohn des Hauses, folgte ihnen; der Schrecken herrschte mit aller seiner fürchterlichen Macht. Auf der Liste der Emigriten verzeichnet, forschte man ihnen nach, allein Niemand wußte, wo sie sich befänden, nur ich allein kannte ihren wahren Namen, den sie verändert hatten, und so lebten sie mitten in der allgemeinen Unruhe unbekannt, vereinigt und ruhig. Im festen Vertrauen auf die Vorsicht, hofften sie auf eine bessere Zukunft. Eitle Hoffnung! Der einzige Mensch, der um ihr Geheimniß wußte, verrieth sie, — ich war ihr Angeber.

Vater, Mutter, vier Töchter, Engel an Schönheit und Unschuld, und ein Sohn, zehn Jahre alt, wurden in's

Gefängniß geworfen. Ihr Prozeß wurde eingeleitet. Der unbedeutendste Vorwand genügte damals, einen Unschuldigen in den Tod zu senden. — Doch hatte der öffentliche Ankläger Mühe, einen solchen Vorwand gegen diese edle Familie zu finden. Da fand sich ein Elender, der, eingeweiht in die geheimsten Gespräche, ja selbst in die Gedanken dieser Schuldlosen, den gleichgiltigsten Worten einen verbrecherischen Sinn zu unterlegen wußte und sie sogar einer heimlichen Verschwörung beschuldigte, und dieser Elende — war ich.

Das Todesurtheil wurde gesprochen — über alle Glieder der Familie gesprochen; nur der zehnjährige Knabe wurde davon ausgenommen. Ach, die unglückliche Waise war nur dazu bestimmt, seine theuersten Verwandten zu beweinen, und ihren Mörder zu verfluchen.

Ruhig und sich durch ihre Unschuld tröstend erwarteten die unschuldigen Schlachtopfer den Todestag Gottergeben in ihrem Gefängnisse. Da trat eine Unordnung bei Vornahme der vielen Exekutionen ein. Der Tag, an dem sie auf der Guillotine enden sollten, ging vorüber, man vergaß ihrer und sie würden vielleicht dem Schaffotte entkommen seyn, wenn nicht ein Mensch — nein, ein Ungeheuer, lüstern, sich durch ihren Nachlaß zu bereichern, dieses Vergessen bei dem Tribunale angezeigt hätte. Sein schändlicher Eifer wurde durch ein Bürgerdiplom belohnt und die Exekution noch jenen Abend vollzogen, und dieses Ungeheuer — war ich.

Der Preis so vieler Verbrechen war eine Summe von 3000 Franken in Gold, und die kostbaren Gegenstände, welche

Sie hier noch um mich sehen, und welche mir stete fürchterliche Mahner an meine Schändlichkeit sind.

Nach vollbrachter Lasterthat wollte ich mich in Ausschweifungen aller Art betäuben, allein das Gold, die schändliche Frucht meiner Undankbarkeit, war kaum verpraßt, als die Gewissensbisse anfingen mich zu foltern. Kein Plan, keine Unternehmung, keine Arbeit glückten. Ich wurde arm und kränklich. Da nahm ich jenen Platz an der Kirche als Bettler ein, den ich so viele Jahre behauptete. Die Erinnerung an mein Verbrechen war so durchbohrend, so vernichtend, daß ich es niemals wagte, den Trost der Religion anzurufen, oder ein Gebet im Tempel des Ewigen zu ihm emporzuheben. Darum betrat ich dies Heiligthum nie. Das Almosen, welches ich erhielt, besonders das Ihrige, ehrwürdiger Herr, setzten mich in den Stand, bei sehr dürftigem Leben, die Summe wieder zu ersparen, die ich meinen unglücklichen Wohlthätern geraubt hatte. Hier in der Tischlade liegt sie, sammt den Zinsen. Jene Gegenstände des Luxus, welche Sie hier sehen, diese Uhr, jener Christus, das Buch und die verschleierten beiden Bilder waren ebenfalls Gegenstände, die den von mir Gemordeten gehörten. Ach, Herr! Glauben Sie, daß ich von Gott Verzeihung hoffen darf?“

„Mein Sohn!“ antwortete der Priester, „dein Verbrechen ist entsetzlich, und ein Menschenleben voll Thränen reicht nicht hin, es abzubüßen. Aber die Güte des Allmächtigen ist auch grenzenlos, und die wahre Reue ist mehr als das Verbrechen.“

Mit diesen Worten stand der Abbé auf. Der Bettler, wie von neuem Leben beseelt, stand vom Lager auf und sank auf seine Knie. Der Priester sprach die mächtigen Worte aus, welche Sterbliche von ihren Sünden entbinden, da schrie der Bettler: „Halten Sie ein, mein Schutzengel! bevor ich Ihre Verzeihung im Namen des Himmels empfange, müssen eher alle Früchte meines Lasters von mir genommen seyn. Nehmen Sie dieses Geld und jene Gegenstände des Luxus, verkaufen Sie selbe, und vertheilen Sie das Geld unter die Armen.“ Der Bettler riß die Decke von beiden Bildern und rief: „Sehen Sie hier die Züge der von mir Gemordeten.„

Starr stand der Priester, und mit dem lauten Schrei: „Mein Vater! meine Mutter!“ bedeckte er sich das Antlitz mit beiden Händen. Er sank in einen Stuhl und ein schmerzhaftes Gefühl, verbunden mit Abscheu gegen den Mörder, erfüllte in diesem Augenblicke seine Seele, aber bald ermannte er sich wieder, als der Unglückliche sich verzweifelnd zu seinen Füßen wand und mit durchbohrender Stimme rief: „Verzeihung! Verzeihung!“ Seine Pflicht und seine göttliche Bestimmung gaben dem Priester die Ruhe wieder. Der Kampf zwischen kindlicher Liebe und seinem heiligen Amte wich bald. Die menschliche Schwäche hatte nur einen Augenblick seine Thränen gefordert, die Religion erhob seine starke Seele. Er faßte das Kruzifix, die Erbschaft seines Vaters, und es dem Bettler vorhaltend, sprach er mit sanfter Stimme:

„Christ! ist deine Reue aufrichtig?“

„Ja.“

„Verabscheust du dein Verbrechen innig?“

„Ja.“

„Wohlan, so verzeihe ich dir im Namen Gottes, der an dem Kreuze für die Menschen gestorben ist.“ — Und er legte dem Zerknirschten die Hände auf und segnete ihn.

Das Gesicht gegen die Erde gewendet, blieb der Bettler unbeweglich zu den Füßen des Priesters liegen. Dieser streckte die Arme aus, um ihn emporzuheben. — Er war nicht mehr.

Die Physiognomisten.

Mährchen.

Ich liebe außerordentlich die alten Bücher, vorzüglich die alten Reisebeschreibungen, und zwar je älter sie sind, desto mehr lieb' ich sie, denn mir scheint, daß die Menschen viele Zeit dazu gebraucht haben, um lügen zu lernen, und noch mehr, um das Lügen sich anzugewöhnen. Daraus ergibt sich, daß man in ältern Büchern immer mehr Wahres findet, als in neuern.

Ich besitze in meiner Bibliothek eine ziemliche Menge alter Chroniken, die ich öfters durchlese, weil mir der alte freimüthige Ton besser gefällt, als der neue sogenannte gute Ton, und unter diesen ist eine, die ich mit besonderer Sorgfalt aufbewahre. Sie enthält die Reisebeschreibung eines Ältervaters des Sanchoniaton. Ich bin Willens, sie einst ganz zu übersetzen, allein zur Vollendung dieses großen und schwierigen Werkes möchte wohl eine geraume Zeit erforderlich seyn, darum will ich einstweilen nur eine Probe voraussenden, damit das Publikum wisse, was es zu erwarten hat. Dieses Bruchstück betrifft die Reise, die Gerimades (so nennt sich der Autor) nach der Insel der Argeniten gemacht hat.

Zwanzig Jahre waren bereits verflossen (spricht der gute Gerimades), nachdem ich die Insel verlassen hatte. Ich wünschte sehnlich vor meinem Tode dies himmlische Land noch einmal zu sehen, welches die gütige Mutter Natur mit besonderer Liebe ausgestattet hat. Ich war einst dort mit freundlicher Gastfreiheit aufgenommen worden, und mein Wirth wurde mein Freund. Ich sah bei meiner Abreise Thränen über seine Wangen rollen, seine Betrübniß war aufrichtig, ich schloß von meinem Schmerz auf den seinigen, und betrog mich diesmal nicht, welches doch oft zu geschehen pflegt, wenn man Andere nach sich beurtheilt. Mein liebreicher Wirth, mein treuer und tugendhafter Freund nannte sich Letokles. Ich mußte ihm bei unserer Freundschaft schwören, einst wieder zu ihm zurückzukehren, und dieser Schwur war mir so heilig, als ob ich bei dem höchsten Gott selbst geschworen hätte.

Ich schiffte mich auf einem phönizischen Dreimaster ein, und kam nach acht Tagen der glücklichsten Fahrt auf der Insel an.

Sehnsuchtsvoll klopfte mir mein Herz, als ich die Stadt wiedersah, in welcher Letokles wohnte. Ich malte mir seine Freude, mich wiederzusehen, mit den lebhaftesten Farben, und zitternd vor Wonne betrat ich ihr Thor. — Allein wie erstaunte ich, als ich mich von einer Menge verlarvter Menschen umgeben sah, die mich neugierig betrachteten, mir fest und aufmerksam in's Gesicht sahen, und sich dann mit den Worten wieder von mir entfernten: „Das ist ein guter Mensch, ein redlicher Mensch!“

Ich wußte nicht, sollte ich mich über dies seltsame Betragen ärgern, oder darüber lachen. — Was soll das Alles heißen? fragte ich mich selbst. — Sind die Argeniten närrisch geworden? Wozu diese Larven? Warum sehen sie mich so aufmerksam an und sprechen dann: „Das ist ein guter Mensch!“ Wissen sie denn, ob ich gut bin oder nicht? Ich verdoppelte meine Schritte zwischen Furcht und Hoffnung, ob ich meinen Freund Letokles nicht vielleicht eben so närrisch wiederfinden würde, als seine Landsleute. Endlich kam ich zu seinem Hause, — zitternd blieb ich vor der Thüre stehen, mein Herz pochte hörbar, meine Knie wankten, endlich trat ich hinein und stürzte in die Arme meines Freundes. Er war nicht verlarvt wie die andern, er drückte mich an seine Brust, weinte vor Freude, mich wiederzusehen, und ich weinte mit ihm vor Vergnügen, ihn gesund und so klug, wie vorher, wiederzufinden.

Einige Augenblicke gönnten wir den Ausbrüchen unserer Freude. Ich erkundigte mich um seine Lebensverhältnisse. Er zeigte mir seine Familie, und sprach: „Ich bin glücklich!“ — Diese Worte genügten auch mich glücklich zu machen. Endlich erzählte ich ihm, was ich bei meiner Ankunft hörte, und sah, und bat ihn um Aufklärung dieses Räthsels. Er lächelte und erwiederte: „O guter Gerimades, wie viel hat sich seit deiner Abreise verändert! was für sonderbare Begebenheiten wirst du vernehmen! — Du hattest uns kaum zwei Jahre verlassen, als unsere Insel einer von jenen Männern besuchte, die in wunderbare Geheimnisse eingeweiht sind, welche sie dann in allen Ländern zu verkaufen suchen, in denen Leichtgläubigkeit und Neugierde das

Sonderbare und Übernatürliche theuer bezahlen. Dieser Mann nannte sich Telemantides; er besaß die Kunst, den Geist und Charakter der Menschen aus ihren Zügen zu erkennen. Er las in ihren Augen und in ihrem Gesichte die verborgensten guten und schlimmen Eigenschaften ihrer Seele. Dieser weise Mann kam von den Atlantiden, bei denen alle Wissenschaften und Künste auf dem Gipfel der Vollkommenheit stehen. Er wollte seine Landsleute in seine sublimen Entdeckungen einweihen, allein die Weisen seines Landes entschieden daß diese Erfindungen mehr Schaden als Nutzen bringen, und verboten daher dem Erfinder bei Todesstrafe, sie zu verbreiten. Telemantides hatte nicht Lust, ein so kostbares Geheimniß unbenützt mit sich sterben zu lassen, er erwog den Vortheil, welchen er für seinen Ruf und seine Vermögensumstände aus selbem ziehen könnte; er entwarf also den Plan aus seinem Vaterlande zu fliehen, um in andern Ländern die Ehre und die Schätze zu suchen, welche die Weisheit seiner Landsleute ihm ungerechter Weise verweigerte. —

So kam er auf unsere Insel. Er bemerkte bald, daß dieses Volk, — welches mit einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft begabt ist, auch alles Neue und Sonderbare mit Begierde ergreife, und baute darauf mit vielem Rechte seine Hoffnungen für die Zukunft. Er kündigte bald mit großem Pompe, und in den erhabensten, und zugleich unverständlichsten Phrasen seine neue Lehre an, und alle Köpfe waren davon voll, alle Zungen sprachen nur darüber. Abisar, unser König, überschüttete ihn mit Ehren und Reichthümern, und wünschte der erste in die Geheimnisse dieser göttlichen Wissenschaften eingeweiht zu seyn, die, wie er

sagte, eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens verschaffe, und also der größte Schatz für Jenen sei, der vom Schicksal dazu bestimmt ist, Menschen zu regieren.

Bald war Abisar's forschender und heller Geist in die tiefsten Tiefen dieser Wissenschaft eingedrungen, und der Schüler erreichte seinen Lehrer. Nun gab Telemantides öffentliche Vorlesungen über seine Kunst, welche er Physiognomik nannte. Die Argeniten strömten haufenweise zu, um den Philosophen zu hören, den sie als einen Gott betrachteten. Vergebens versuchten es einige weise Männer, welche die Zukunft voraussahen, diesen Strom einzudämmen, allein man hörte sie nicht. Es war eine Wuth, eine Raserei, welche sich des ganzen Volkes bemeisterte. „Warum“ — so hörte man diese Weisen sprechen, — „warum wollt ihr euch den Fortschritten widersetzen, welche wir in der schönsten und nützlichsten Wissenschaft machen? Ihr fürchtet wohl, man lese dann in euren Herzen, und entdecke darin Leidenschaften, die ihr jetzt mit Mühe verborgen haltet? Bald werden Tugend und Laster entlarvt vor unsern Augen liegen, und nur der Lasterhafte hat diese Entdeckung zu fürchten, der Tugendhafte wird sich ihrer freuen, und den Mann verehren, der durch seinen Verstand der Seele die Maske entreißt.“

Was war solchen wahnsinnigen Spöttereien entgegen zu setzen? Nichts als Stillschweigen und Verachtung. — Nun ging die Sucht Physiognomik zu studieren mit Riesenschritten vorwärts. Schlechte Leute wollten Physiognomisten seyn, um die ehrlichen betrügen zu können, rechtschaffene wollten Physiognomisten seyn, um von den schlechten nicht

betrogen zu werden. In einem Zeitraume von zwei Jahren fand man nur äußerst wenige mehr, die nicht aus den Augen und aus den Gesichtszügen den Charakter ihrer Mitbürger erkannten.

Du siehst wohl selbst ein lieber Gerimades, daß die Weiber in Erlernung dieser Wissenschaft hinter den Männern nicht zurückblieben. Ihre angeborne Neugierde, durch unser Beispiel noch mehr aufgeregt, trieb sie haufenweise nach dem Saale, wo der Weise für ein beträchtliches Honorar seine Lehren zu Markte brachte. „Wie," hörte man sie ausrufen, „die Männer sollten unsere geheimsten Gedanken aus unsern Gesichtszügen lesen, und wir sollten nur blind auf sie vertrauen, wie wir es bis jetzt gethan haben, wir sollten nicht auch unterscheiden können, ob ein Mann uns liebe, oder nicht? Nein sie dürfen kein Vorrecht vor uns genießen. Wenn sie unsere Schwächen kennen, so ist es nothwendig, daß auch wir die ihrigen kennen." — „Eilt Schwestern, euch die himmlischen Kenntnisse des Telemantides eigen zu machen, dann werden euch alle Mittel die Männer zu hintergehen zu Gebote stehen, und ihr werdet die Herrschaft über die Männer behaupten können, die euch eure Reize verschafften." So schrien die Weiber, und in kurzer Zeit waren sie in die geheimsten Tiefen der Physiognomik eben so eingedrungen wie die Männer.

Allein bald traf die Weissagung der weisen Atlantiden auch auf unserer Insel ein, und wir befanden uns in dem bejammernswürdigsten Zustand, wovon ich dir ein schwaches Bild zu entwerfen versuchen will. — Unser König Abifar, sonst der beste Fürst, wurde nun als Physiogno-

mist der grausamste Tyrann. Er kannte auf den ersten Blick jene, die ihn nicht liebten, und die ihm doch ihres Interesse wegen Liebe heuchelten; er sah mit Entsetzen, daß er so wenig wahre Freunde, und so viele verkappte Feinde besaß, und wüthend darüber, ließ er Ströme von Blut fließen; doch je mehr Argeniten durch seine Grausamkeit umkamen, desto mehr haßten ihn die übrigen, und so zog ein Todesurtheil immer hundert andere nach sich. Wer ihm ganz gefallen wollte, mußte eine so reine und uneigennützige Liebe zu ihm, eine so unerschütterliche Treue und Unterwürfigkeit besitzen, wie sie nur selten bei Menschen, die sich in dem Glanze des Thrones spiegeln, gefunden werden. Darum zitterte alles vor ihm, und seine durchdringenden Blicke verbreiteten überall Schrecken, und machten auch die reinsten Herzen beben.

Man fand zwar keine hinterlistigen Betrüger mehr unter uns, denn auch das feinste Gewebe des Truges wäre auf den ersten Blick entdeckt worden, allein nun trieben Bosheit, Habsucht, Rache, und wie die Furien alle heißen mögen, welche die Fackel der Zwietracht unter die Sterblichen schleudern, offen ihr schändliches Handwerk, man nahm statt zur List, zur Gewalt seine Zuflucht, und offene Fehde herrschte auf der ganzen Insel.

Alle Bande der Freundschaft waren zerrissen; denn ein Freund fand jetzt in dem Innersten des andern Schwächen, die er nicht vermuthet hatte. Die Hoffnung entwich aus unserer Mitte, und machte der Gewißheit Platz, die uns unglücklich machte. Die Liebe verlor ihre Strahlen, und alle Macht über unsere Herzen; denn die Liebenden kannten nun

kein Mißtrauen mehr gegen einander. — Entweder waren sie überzeugt, daß sie betrogen seien, und diese Gewißheit raubte ihnen jeden Trost, oder sie sahen sich geliebt, es blieb ihnen kein Zweifel an ihrem Glücke übrig und sie waren eben darum gleichgiltiger gegen dasselbe. Der Mensch muß immer ein wenig an seinem Glücke zweifeln, er muß nur halb daran glauben, mehr mit seinem Herzen, als mit seiner Vernunft. Wenn er davon so überzeugt ist, wie von einer mathematischen Wahrheit, so ruht sein Geist, und schlummert am Ende ein; — ein bischen Ungewißheit aber hält seine Seele wach, und gibt ihm Kraft und Energie.

Nicht weniger bedauerungswürdig waren die Argeniten selbst im Schooße ihrer Familie. Eltern wissen stets die Fehler der Kinder zu bemänteln, sie halten sie immer für besser, als sie wirklich sind. Selbst von dem bösesten Sohne glaubt es der Vater noch nicht, daß er ohne Rettung verloren sei, er hofft, daß er im spätern Alter, wenn das Feuer jugendlicher Unbesonnenheit gedämpft seyn wird, wieder zur Tugend zurückkehren werde. — Bei uns war das ganz anders. — Dahin schwanden diese tröstenden Chimären, dieser süße Trug väterlicher Liebe, dahin schwanden sie, und machten einer Wissenschaft Platz, die jeden Zweifel und jede Hoffnung ausschließt, und die Wahrheit ohne Schleier und Schminke zeigt.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts kannten sich nun so genau, als wenn sie schon zwanzig Jahre mit einander verbunden wären. Sie lasen sich wechselseitig ihre Fehler in dem Gesichte, und wurden dadurch zurückgeschreckt das wohlthätige Band der Ehe um ihre Hände und um ihre Herzen

zu schlingen. Wünschte ein Jüngling sich zu vermählen, so forschte er in den Blicken aller jungen Mädchen, fand bei einer Neigung zur Galanterie, bei der andern Leichtsinn, bei der dritten Eitelkeit, bei der vierten Unbeständigkeit, und zog die schon ausgestreckte Hand schnell zurück, um nicht damit sein zeitliches Unglück zu unterzeichnen. — Die Weiber, welche sich denselben durchdringenden Blick eigen gemacht hatten, durchschauten ebenfalls die Herzen der Männer, ehe sie wählten, und fanden überall Fehler oder Schwächen, die den heitern Himmel ihres Lebens trüben konnten.

Diesen fanden sie zanksüchtig und mürrisch, Jenen eifersüchtig, einen Dritten dumm, einen Vierten weibisch, und so graute auch ihnen vor jeder dauernden Verbindung. Die zügelloseste Freiheit herrschte nun auf unserer Insel. Da die Menschen ihre Laster nicht mehr vor einander verbergen konnten, so trugen sie selbe auch mit der größten Unverschämtheit öffentlich zur Schau. Vielleicht wirst du mir einwenden, daß die Unmöglichkeit der Verstellung uns ja zwingen mußte, tugendhaft zu werden. Du schließest falsch, lieber Freund, tugendhaft kann man nie aus Nothwendigkeit werden, sondern nur aus Gefühl für Tugend und Recht. Die Tugend sproßt allein aus der Seele, niemals aus dem Kopfe. Furcht vor dem Urtheile der Menschen kann nur Heuchler schaffen, und da Heuchelei nun unmöglich geworden war, so fanden wir es leichter, kürzer, einfacher und bequemer, uns mit allen unsern Lastern zu zeigen, als den steinigen Weg der Tugend zu wandeln.

Alle Menschen besitzen mehr oder weniger Eigenliebe; bei dem Haufen artet diese in Eitelkeit, bei den übrigen in Stolz aus.

Die Argeniten suchten vor der Ankunft des Telemantides beide dieser Schwächen, aus Furcht lächerlich zu werden, zu verbergen. Nun aber, da sie Physiognomisten geworden waren, trat der Stolz dem Stolze ohne Scheu gerade vor's Antlitz, die Eitelkeit stellte sich der Eitelkeit überall in den Weg, Ansprüche führten mit Ansprüchen offene Fehde, Haß, Neid und Rachsucht bemächtigten sich aller Herzen, und zerrissen noch die letzten schwachen Fäden, welche die Gesellschaft umschlangen.

So war unsere Lage, lieber Gerimades, als unser König Abisar sein Leben endete. Sein Nachfolger Nelador ließ mich eines Tages zu sich rufen, und redete mich so an: „Letokles, ich habe meine Augen auf mein Volk geworfen, und sie füllten sich mit Thränen. Ich will trachten, es glücklich zu machen, oder wenigstens sein Elend zu mildern. Ich habe dich zu mir berufen, damit du mich mit Rath und That bei dem schweren Werke unterstützen mögest; hilf mir die Bande der Gesellschaft wieder knüpfen, die sich schon gelöst haben, steh mir bei, der schrecklichen Entartung ein Ziel zu setzen, welche unter meinem Volke herrscht. Du kannst es vor allen, denn du hast dich und deine Familie in diesen Zeiten der Gräuel rein erhalten, du bist dem allgemeinen Strom entgegengeschwommen; sage mir, weiser Mann, wie war dir das möglich?

Ich warf mich an dem Fuße des Thrones nieder, und antwortete: „Weiser Nelador! mögen die Götter dich in deinem edlen großmüthigen Vorhaben unterstützen! Du fragst mich, welches Mittel ich angewendet habe, mir mein Glück zu erhalten? So höre denn: Ich sah ein,

daß Telemantides hochgepriesene Wissenschaft nichts zu meinem Glücke beitragen könne, ja daß es dadurch vielmehr zerstört werden würde. Ich hütete mich gar sehr, die Geheimnisse einer Kunst zu erforschen, die den Menschen um die schönsten Träume seines Herzens betrügt. Kurz ich bin kein Physiognomist, und erhielt mir Freunde, weil ich ihnen Vertrauen schenkte. Du ehrst mich, indem du meinen Rath dazu forderst, wie dem Elende deines Volkes zu steuern sei. Ich gebe dir gerne den besten, den ich habe: — Bedecke dein Gesicht mit einer Larve, dein ganzes Volk wird deinem Beispiele bald nachfolgen, — nur dann wird die Hoffnung auf die Rückkehr der Tugend in den Herzen wieder Wurzel fassen, wenn den durchdringenden Blicken die traurige Aussicht in das Innere des Menschen versperrt seyn wird."

Melador folgte dem Rathe, den der Himmel mir eingegeben hatte. Bald ahmten ihn seine Höflinge nach, sie nahmen eben solche Masken vor's Gesicht, wie ihr König. Die Mode sich zu verlarven, war bald auf der ganzen Insel allgemein. Alle diese Masken zeigen, den Principien der Physiognomik gemäß, einen offenen, gutmüthigen und redlichen Charakter an. In der Folge fing man auch an, sein Benehmen dem künstlichen Gesichte, das man sich gegeben hatte, anzupassen, und auf diese Art waren die Argeniten in kurzer Zeit vom Kopfe bis zu den Füßen maskirt. Anfangs war ihnen das wohl ein wenig unbequem, doch unmerkbarer Weise wurde ihnen die Maske nach und nach zur Gewohnheit, zur zweiten Natur, und jetzt schwört jeder darauf, daß alle Bewohner dieser Insel verlarvt geboren worden seien.

Die segensreichen Wirkungen meines Rathes wurden bald allgemein bemerkbar. Es gibt zwar noch eine ziemlich große Anzahl Menschen unter uns, welche noch immer die Lehren Telemantides nicht vergessen können, und daher kam es, daß man dich bei deiner Ankunft so forschend betrachtete, und ausrief: „Das ist ein guter Mensch!“ — Allein man fängt schon an, an Wort und Treue, an Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Ehre, kurz an alle Tugenden, welche die Larven zeigen, zu glauben. Man urtheilt nur nach Thaten, und wechselseitiges Vertrauen kehrt in die Familien zurück. Freundschaft, Liebe, und wie die himmlischen Gefühle alle heißen, die das Glück des Menschen in ihm selbst begründen, haben ihre süße Täuschung wieder gewonnen, ohne welche sie nicht bestehen können. Die jungen Leute vermählen sich wieder in der Hoffnung glücklich zu werden, und wir sehen überall glückliche Ehen.“

So sprach mein Freund Letokles. Ich fragte ihn, warum er nicht auch eine Larve genommen habe, wie die übrigen, und wie es käme, daß sein Gesicht gerade allen den Masken so ähnlich sehe, die ich überall erblickte. Er erröthete und schwieg; ich sah, daß meine Frage ihn in Verlegenheit gesetzt habe; allein jetzt nahm ein Argenite, der unserem Gespräche beigewohnt hatte, das Wort und sprach:

„Wozu hätte der weise Letokles einer Maske bedurft? Er braucht nichts zu verbergen. Sein Herz ist das Heiligthum der Tugend, und seine Züge sind das getreue Bild seines Herzens. Sein offenes freundliches Gesicht diente uns allen zum Vorbild. Vom König bis zum geringsten seiner Unterthanen wollte alles diesem braven Manne ähnlich sehen.“

Länger konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, ich warf mich in die Arme meines Freundes und rief: „Letokles! diese Ehre ist deiner würdig. Möchten alle deine Landsleute dir gleichen.“

„Halt ein, mein Freund,“ unterbrach mich Letokles, „hebe mich nicht so hoch empor, ich bin ja nur ein Mensch. Ich danke den Göttern, die mir den Gedanken in die Seele legten, wodurch ich meine Landsleute dem gänzlichen Verderben entriß.“

Diese Verlarvung war für die Argeniten heilsam, es war das einzige Mittel, die schrecklichen Folgen einer eiteln Wissenschaft wieder gut zu machen, die uns die Natur gewiß selbst gelehrt hätte, wenn sie zu unserm Glücke nöthig gewesen wäre. Wenn keine Spur von Physiognomik mehr vorhanden seyn wird, dann mögen sich die Argeniten wieder entlarven, und sich des Rechtes, welches der Schöpfer allen Menschen verliehen hat, erfreuen. — Es gibt böse Gedanken, und strafbare Leidenschaften, die oft nur einen Augenblick im menschlichen Herzen herrschen, die aber alsogleich wieder verschwinden, wenn sich der Mensch ihrer bewußt wird. Diese Gedanken darf ein Anderer nie gewahr werden, allein es ist zur Sicherheit der Tugend auch nothwendig, daß der Blick des Rechtschaffenen von jenem des Heuchlers und Bösewichts unterschieden werden könne.“

Kara-Aly.

Eine Räubergeschichte.

Seit mehren Monaten war der Distrikt von Zaraisk, im Gouvernement von Kasan, durch eine furchtbare Räuberbande beunruhigt, nicht nur Reisende wurden angefallen, sondern sie drangen auch in Dörfer und Städte ein, und verübten dort ihre Gräuelthaten. Der Name ihres Oberhauptes Kara-Aly (Aly der Schwarze) war daher in der ganzen Gegend zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit acht Monaten schon war die sorgfältigste Wachsamkeit der Polizeibeamten und selbst veranstaltete Streifereien von Truppen fruchtlos geblieben, auch die ausgesetzten Preise auf den Kopf Aly's von 5000 Rubeln, und auf den Kopf jedes Räubers von 1000 Rubeln, hatten keinen glücklicheren Erfolg gehabt. Endlich beschloß das Gouvernement wirksamere Maßregeln zu ergreifen, um dem Unwesen zu steuern und die Einwohner zu beruhigen, und am 1. November 1837 gelang es dem Assessor des Distriktes von Zaraisk, Theodor Trazof, den schrecklichen Kara-Aly, fünf seiner Spießgesellen und sein Weib einzubringen.

Der Bericht dieses Beamten über die Ergreifung der Räuber lautet offiziell also:

„Am 1. August 1837 erhielt ich vom Gouvernement den Auftrag den Schlupfwinkel der Räuberbande Kara-Aly's

aufzuspüren, und mich ihrer zu bemächtigen. 50 Kosaken unter dem Befehle des Fähnrich Djurilof, und 25 Gensdarmen, kommandirt von dem Lieutenant Newmann, wurden mir zu dieser Expedition beigegeben, aber alle unsere Nachforschungen waren fruchtlos.“

„Am 2. Oktober, nachdem ich die Ronde im ganzen Distrikte gemacht hatte, wo ich auch zugleich Steuern einzuheben befehligt war, kam ich mit 17,000 Rubeln nach Zaraisk zurück. Allein es war schon zu spät in der Nacht, um das Geld noch dem Steuereinnehmer zu übergeben, und ich mußte dies auf den folgenden Tag versparen.

„Um Mitternacht arbeitete ich noch allein in meinem Kabinet, als die Thüre sich plötzlich öffnete und ein Mann von kolossaler Leibesgestalt eintrat. Er hatte einen Kajuk (eine Art Pelz von Hammelsfell) an, und trug auch eine solche Mütze. Sein Gesicht mit dichtem Schnurbarte, sein schwarzer Bart, seine Haare dicht aber unordentlich um sein Haupt hängend, und die Blitze welche seine Blicke umherschleuderten, gaben dieser Erscheinung etwas Grauenhaftes. Bevor ich noch Zeit gewann, um Hilfe zu rufen, war er mir schon näher getreten, hatte mir seine Pistolen vorgehalten, und den Finger auf den Mund gelegt, um mir Schweigen zu gebieten.

„Ich blieb unbeweglich vor Überraschung und Angst, er aber setzte sich zu mir, und mit fester Stimme redete er mich also an: „Du bist Trazof, Trazof, der ausgesandt ist, Kara-Aly zu fangen. Nun wohl, ich bin Kara-Aly. Sieh mich gut an, damit du mich kennst.“ Und nachdem er mir nun einige Augenblicke Zeit gelassen hatte, ihn zu betrachten, fügte er hinzu: „Jetzt will ich dir auch sa-

gen, was mich zu dir führt. Du hast 17,000 Rubel bei dir.“ Ich sprang auf, um Hilfe zu rufen, allein er faßte mich mit eiserner Faust, drückte mich zu Boden, und mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er mir Hände und Füße gebunden, und den Mund mit einem Tuche verstopft. Dann durchsuchte er meine Kleider, und einige Meublen, und als er endlich die 17,000 Rubel in meiner Kasse gefunden hatte, trat er zu mir zurück und sprach: „Ich könnte mich deines Stillschweigens mit einem Dolchstiche versichern, allein ich verachte dich, und wenn dein Czaar so viele Soldaten hätte, als Sterne am Firmamente sind, so würde er Kara-Aly doch nicht seiner Freiheit berauben können.“

Dann zog er mir das Tuch aus dem Munde und fort war er.

Als ich mich allein befand, rief ich um Hilfe, und meine Leute eilten herbei. Ich ließ sogleich meine Kosaken aufsitzen, um den Räuber auf allen Wegen zu verfolgen. Allein vergebens. Wir sahen wohl vor der Stadt Pferdespuren, welche sich gegen das Gebirge wendeten, aber als der Weg felsiger wurde, verschwanden diese Spuren.

Am 1. November befand ich mich auf dem Jahrmarkte zu Rjansk, als ich zwei verdächtige Männer herumschleichen sah, in deren Einem ich sogleich Kara-Aly erkannte; denn seine Züge waren unauslöschlich in mein Gedächtniß gegraben. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich sie von den Kosaken umringen, welche mich begleiteten. Es entstand ein fürchterliches Gemetzel, die Marktleute entflohen voll Schrecken, und die beiden Räuber vertheidigten sich wüthend mit ihren Yatagans. Ein Kosak wurde getödtet,

zwei verwundet, aber endlich gelang es uns doch, uns des Aly zu bemächtigen. Als er sah, daß jeder Widerstand fruchtlos sei, warf er verzweifelnd seinen Yatagan von sich und rief: „Gott du hast es gewollt, ich bin durch dich gedemüthiget.“ Dann zu seinem Kameraden gewendet, welcher sich noch vertheidigte, rief er ihm zu: „Musrum, suche dich zu retten, ich ernenne dich zum Chan der Truppe, wenn du aber unterliegst, so sei deine Zunge stumm, wie ein Stein.“ — Zum Glücke mußte sich uns auch Musrum ergeben.

Im Gefängnisse beharrten Beide fest auf ihrem Schweigen, und alle Mittel vermochten sie nicht zu Geständnissen zu bringen. Endlich entschlüpften dem Musrum die Worte: „Sucht auf dem Kyrim-Gebirge, dort werdet ihr die Höhle Mustapha-Iblis finden.“ Alsogleich nahm ich 200 Mann Infanterie und 50 Kosaken, und marschirte mit ihnen nach dem bezeichneten Gebirge. An dem Fuße desselben angelangt, ließ ich die Kosaken und 100 Mann Fußgänger zurück, und vertheilte sie, um jeden Ausgang zu versperren, und mit den übrigen stieg ich das Gebirge hinan. Wir hatten nur wenige Schritte verwärts gemacht, als wir einen Mann vor uns fliehen sahen; hierauf hörten wir einen einzelnen Schuß, dem sogleich eine ganze Decharge folgte. Mehre meiner Soldaten wurden dadurch verwundet, und drei getödtet. Allein wir stiegen vorwärts, und in einer kleinen Stunde waren wir bei der Höhle angelangt.

Ein ungeheurer Stein wehrte uns den Eingang, wir rollten ihn weg, und drangen mit gefälltem Bajonette in die finstere Höhle. Sie war ganz verlassen Beim Feuer fan-

den wir noch Nahrungsmittel, aber kein lebendes Wesen darin. Indem wir horchten, vernahmen wir Pferdegetrappel und Geschrei, welches uns unter der Erde dumpf zu ertönen schien.

Bald aber entdeckten wir auf der entgegengesetzten Seite einen Ausgang aus der Höhle. Er war anfangs schmal, erweiterte sich aber immer mehr, und wir gelangten in's Freie, wo wir Spuren von Pferdetritten fanden. Hier kamen uns die Kosaken entgegen, welche vier Räuber und ein Weib gefangen hatten. Wir durchsuchten die ganze Höhle, fanden aber nichts als Waffen, verschiedene Kostüme, Nahrungsvorräthe und reiche Stoffe. Geld fanden wir gar keines, und die gefangenen Räuber, als sie gefragt wurden, wo sich ihr Schatz befinde, antworteten einstimmig: „Gott und der Chan allein wissen, wo das Geld ist.“ Die Gefangenen führten wir nach Zaraisk.

Kara-Aly, von dieser Expedition und von der Gefangennehmung seiner Mitschuldigen unterrichtet, erbat sich als Gnade, daß es ihm erlaubt werden möge, seine geliebte Fazry zu sehen. „Gestehe, antwortete ich ihm, „wo dein Schatz verborgen ist, und du sollst sie sehen.“ Allein er schüttelte den Kopf, und nur die Worte entschlüpften ihm mit einem Seufzer: „So geschehe der Wille des Herrn.“ Seitdem hat man über diesen Punkt nichts erfahren können.

Zaraisk, am 3. November 1837.

Unterzeichnet:

Theodor Trazof,

Assessor des Distriktes von Zaraisk.

Verhör des Kara-Aly durch den Kapitän Isprawnik.

Kapitän. Gib an deinen Namen, Vornamen und Geburtsort.

Aly. Wie Gott der wahre alleinige Gott, und Mahomet sein Prophet ist, so bin ich der wahre, alleinige Abkömmling der Sultane von Kasan. Mein Vater war Kurdy, der Sultan, und meine Mutter Fatme, die Schwester des Nussiram-Bey. Am 15. September 1803 sah Kasan die Geburt des Zweiges seines Herrschers.

Kapitän. Du hintergehst das Gericht. Nussiram-Bey hat bewiesen, daß du nur der Sohn jener Amme seist, welcher sein Neffe anvertraut war, und der als Kind starb.

Aly. Nussiram-Bey hat gelogen, wie ein ungläubiger Hund. Er bemächtigte sich des Reiches, welches mir gehörte, und der Stärkere hat immer Recht. So hatte auch ich recht, als ich an der Spitze meiner Truppe that, was ich wirklich gethan.

Kapitän. Wie wurdest du in dem Hause Nussiram-Bey's behandelt?

Aly. Wie das letzte seiner Hausthiere. Nussiram-Bey, Ismail und Edigy, seine Söhne und meine Vettern, marterten mich. Nur die Tochter meines Tyrannen, die schöne Fazry streute Rosen des Trostes auf meinen dornigen Lebenspfad. Schon als Kind sprach sie immer zu mir: „Armer Aly, du bist unglücklich, wie ein Baum in der Mitte der Wüste, aber ich liebe dich.“ Und bei diesen Worten rollte eine Thräne über die braune Wange des Räubers.

Kapitän. In welchem Alter hat dich dein Herr zum Militär gegeben?

Aly. Mein Herr? Er war mein Herr, wie der Wolf der Herr des armen Lammes ist, das noch nicht davon laufen kann. Fazry war 14 Jahre alt, und ich 25; er bemerkte, daß unsere Herzen sich verstanden, und so streut er Geld zur Rechten und zur Linken, und ließ mich, seinen legitimen Herrn, unter die Soldaten stecken.

Kapitän. In welchem Regimente hast du gedient?

Aly. Im Dragoner-Regimente Nijny-Novogrod. Fünf Jahre säete ich den Tod in die Reihen der Cirkassier, mein Säbel hat mehr Köpfe der Feinde deines Czaars durchhauen, als du Haare auf dem Kopfe hast. Ich wäre auch beim Regimente geblieben, wenn der Krieg fortgedauert hätte; denn den Krieg lieb' ich, wie der Geizige sein Gold, aber man hat uns dann in eine Stadt eingesperrt, die Langeweile verzehrte mich, und ich ging fort, um Fazry, den Stern meines Heils, zu sehen.

Der Kapitän gab Aly nun den hier folgenden Rapport des Auditors des Dragoner-Regiments Nijny-Novogrod zu lesen:

„Kara-Aly, mahomedanischer Religion, Soldat im Regimente Nijny-Novogrod, hat sich in allen Gefechten brav gehalten, aber in der Garnison zeigte er sich subordinationswidrig, und ergab sich dem Trunke. Denn 16. März 1833, in dem Augenblicke, als das Regiment in Tiflis einrückte, ließ der Lieutenant Kryltsof den Kara-Aly wegen eines Subordinationsvergehens bestrafen. Er desertirte, am folgenden Tage wurde er aber gleich wieder eingebracht. Wegen Desertion neuerdings bestraft, wurde er ins Spital geschickt. Daselbst sprang er im Beisein

des Inspektors beim Fenster hinaus, und entfloh den ihm nachsetzenden Soldaten. Allein auch diesmal wurde er in Astrakan wieder arretirt. Er ward zur Spitzruthenstrafe verurtheilt. Der Fürst Boralynsky, Major im Regimente, ließ ihn auf sein Zimmer kommen, und fragte, auf welche Art er zum ersten Male entkommen sei. Die Wache stand an der Thüre, Kara-Aly erzählte, wie der Spitals-Inspektor gestanden sei, dann im Verfolge der Erklärung, wie sich Alles zugetragen habe, näherte er sich dem Fenster, und als ob er die Pantomime der Erzählung beifügen wollte, sprang er plötzlich über das Fenster auf die Straße hinab. Als der erste Augenblick des Erstaunens vorüber war, eilte man ihm nach, allein man fand ihn nicht mehr. In derselben Nacht wurden zwei Ordonanzsoldaten ermordet, und ein Pferd des Major Boralynsky gestohlen.“

Kapitän. Kara-Aly! ist das Alles wahr?

Aly. Ja, ich habe beide ermordet, und mich des Pferdes bemächtigt.

Kapitän. Was konnte dich zu diesem dreifachen Verbrechen bewegen? Rede die Wahrheit.

Aly. Meine Lippen sind rein von Lüge, so wie die Sonne rein ist von den Flecken, welche die Wolken augenblicklich um ihre Stirne ziehen. Der Auditor hat die Wahrheit über mein Verbrechen gesagt, aber was er nicht gesagt hat, ist: daß mein Rücken noch von den unbarmherzigen Ruthenstreichen blutete, als ich einen so fürchterlichen Entschluß faßte. Ich rettete mich aus dem Fenster des Majors in dessen Stall. Kein Mensch suchte mich da, und ich blieb daselbst unter dem Heu unbeweglich liegen

bis zur Nacht. Iwan und Hawrilo, zwei Ordonanzen des Majors, schliefen im Stalle. Ich nährte einen gerechten Haß gegen diese Soldaten; denn die Elenden waren schon öfters meine Angeber gewesen. Die Nacht war finster, keine Zeugen zugegen, ich tödtete sie; nahm das Pferd des Majors, schwang mich darauf, und in einer Stunde athmete ich frei in freier Luft.

Kapitän. Und wo warst du seit dieser Zeit?

Aly. In einem Lande, welches deinem Czaar nicht gehört.

Kapitän. Was hast du seit dieser Zeit gethan, Räuber?

Aly. Das geht dich nichts an, erspare dir übrigens alle Drohungen, denn ich werde dir nicht mehr antworten.

Der Kapitän Isprawnik gesteht hier selbst, daß er zur Schonung und Sanftmuth gezwungen war, um noch fernere Geständnisse zu erzielen; er fuhr in seinem Verhöre fort.

Kapitän. Wann bist du in Kasan angekommen, und was hast du dort gethan?

Aly. Ich kam dort im Jahre 1836 an, im Oktober und begab mich in das Haus Nusiram-Beys. Ich besaß damals viel Gold und kostbare Steine. Nusiram-Bey war mit der schönen Fazry in seinem Gemache. Hast du ihre Augen gesehen, schwärzer als Ebenholz, und strahlender, als die Sonne? Hast du ihre Haare gesehen, schwärzer und glänzender als das Gefieder der Raben? Hast du ihre Stimme gehört, sanfter murmelnd als der Bach? Wenn du sie kennst, so weißt du, daß sie würdig ist wie eine Huris verehrt zu werden, wie Mahomets eigene Tochter. Ich liebte sie, und sie mich auch.

War ich nicht glücklicher als dein Czaar? Als ich eintrat, erkannte mich Nussiram-Bey nicht, allein Fazry erkannte mich auf der Stelle, obgleich mein Gesicht sehr verändert war. Ich war im Frühlinge meiner Jahre fortgegangen, ein unglücklicher Sklave, ich kehrte im Sommer meines Alters zurück, reich, stolz, wie es einem Chan der Tartaren geziemt. „Kara-Aly!“ rief Fazry, indem sie in meine Arme stürzte, „ich habe dir mein Wort gehalten, und immer auf dich gewartet.“ Da erhob sich Nussiram-Bey, ich aber schrie ihm zu: „Zur Erde deine Stirne, Nussiram-Bey, vor deinem Herrn! Hier hast du Gold und Edelsteine, nimm Alles was ich habe, aber ich nehme Fazry mit mir! Statt aller Antwort that er einen gellenden Pfiff, zog seinen Säbel und drang auf mich ein. Ich vertheidigte mich nur, aber als seine beiden Söhne eintraten, da mußte ich wohl Leben mit Leben erkaufen. Mahomet begünstigte mich, sie fielen alle drei von meiner Hand, Gott wollte es so.

Fazry war beim Beginnen des Gefechtes bewußtlos niedergesunken, ich nahm sie in meine Arme, um sie fort zu tragen. Da kamen mir im Hausflur zwei Diener des Bey entgegen, Mosrum und Nadir. Mosrum war mein alter treuer Kamerad, zu diesem sagte ich: „Zu Pferde Mosrum, und fort mit mir!“ dem Nadir gab ich einen Streich mit meinem Yatagan, daß er sogleich leblos zu Boden sank, und meine süße Beute auf den Armen, bestiegen ich und Mosrum Pferde, und lenkten sie nach der Höhle Mustapha-Iblis. Frage Fazry, ob sie

mit mir dort glücklich war. — Und bei diesen Worten ließen helle Thränen über die Backen des Räubers.

Kapitän. Was hast du seit dem gethan?

Aly. Mir Leute geworben, und mit deinem Czaar Krieg geführt.

Kapitän. Du hast drei Offiziere und zehn Soldaten getödtet.

Aly. Das ist wahr, ich habe sie mit eigener Hand getödtet, als Sühnopfer für die meinigen.

Kapitän. Du hast geraubt, gestohlen, Bewohner der Gegend als Geißeln fortgeschleppt, um großes Lösegeld für sie zu erhalten.

Alx. Ich plünderte, ja, ich brauchte Nahrungsvorrath, Geld und Waffen, sie hatten das, ich hatte es nicht. Gestohlen aber — das lügst du, Kara-Aly stiehlt nicht, er tödtet und plündert, das geziemt sich für einen Krieger, für einen Chan.

Der Kapitän las nun Aly den Bericht des Theodor Trazof vor, da lächelte dieser und sprach: „Ich habe mich mit diesem Helden, der mich aufsuchte, vier Monate lang unterhalten. Er war es, der in einer Schenke erzählte, daß er 17,000 Rubel Steuergelder bei sich habe; ich verachte diesen Menschen, aber ich sehe nun wohl ein, daß auch die Mücke den Elephanten stechen kann. Trazof hat Rache genommen.“

Kapitän. Wie stark war deine Bande?

Aly. Nur fünf Mann, welche ihr gefangen genommen habt, ich war der sechste.

Kapitän. Wo sind deine Schätze verborgen?

Aly. Das sag ich nicht. Es wird eine Zeit kommen, wo mein Erbe seinen Reichthum der Welt zeigen wird.

Hier endete das Verhör, und der Kapitän Isprawnik bemerkt noch in einer Note, daß es ihm weder durch Güte noch durch Drohungen, weder durch Entbehrungen noch Strafen gelang neue Geständnisse zu erhalten.

Unterzeichnet:
Jutkof, Sekretär.

Verhör der Fazry.

Fazry ist ein Weib von seltener Schönheit, ihre ausdrucksvollen Züge, ihre langen schwarzen Haare, der unbeschreibliche Strahl ihrer Augen und ihr etwas olivenfarbener Teint geben ihrem Gesicht ein ungewöhnliches Interesse, welches ihr Schmerz noch vermehrt. Sie ist 20 Jahre alt, und der mahomedanischen Religion zugethan.

Der Kapitän beginnt das Verhör also: „Fazry, warum bist du dem Mörder deines Vaters und deiner Brüder gefolgt?"

Fazry (in Thränen ausbrechend). Ihr Tod war mir unbekannt (das Haupt gleich wieder stolz emporhebend). Aber wenn ich ihn auch gewußt hätte, ich wäre doch bei Kara-Aly geblieben, er ist so schön, so groß, und ich liebte ihn sehr. O mein Vater, meine Brüder! verzeiht mir, ich liebe ihn noch immer.

Kapitän. Und wo warst du seit dieser Zeit?

Fazry. In dem unterirdischen Schlosse der königlichen Vorfahren Kara-Aly's. Es waren dort keine reichen Gemächer, wie bei meinem Vater, aber ich sah dort täglich Kara-Aly.

Kapitän. Bist du von den Räubereien Kara-Aly's in Kenntniß?

Fazry. Er ein Räuber? Das ist eine Lüge. Er führte Krieg mit seinen Feinden.

Kapitän. Hast du seine Untergebenen gesehen?

Fazry. Die Frau eines Chans läßt sich nicht herab, seine Untergebenen anzusehen. Ich habe nur seine fünf Diener gesehen, welche Ihr gefangen genommen habt.

Kapitän. Weißt du, wo Kara-Aly seine Schätze hat?

Fazry. Die Frau eines Chans kümmert sich nicht um die Schätze ihres Gemahls. Es mangelt ihr nie an etwas. Laßt mich meinen Herrn, meinen Gemahl sehen, und ihr werdet sehen, wie glücklich ich bin.

Weitere Geständnisse sind auch von Fazry nicht zu erhalten.

Am 24. Dezember 1837 fällte endlich das Kriminal-Tribunal zu Kasan das Urtheil: Es verurtheilt Kara-Aly zu hundert Knutenstreichen, Musrum, Mumag, Sahorm und Iwan, jeden zu 25 Knutenstreichen, und alle auf lebenslänglich zur Zwangsarbeit in Sibirien. Fazry ward für unschuldig erklärt, und in Freiheit gesetzt.

Man darf sich nicht wundern, nicht die Todesstrafe über solche Räuber und Mörder verhängt zu sehen, allein diese war durch eine Ukase der Kaiserin Elisabetha Petrowna abgeschafft.

Kara-Aly fand den Tod bei der Exekution.

Die Tochter des Generals.

Erzählung aus dem Leben.

In ihrem jungfräulichen Gemache vollendete Fräulein Eugenie, Tochter des reichen Generals von B**, ihre Hochzeitstoilette; Anna, ihr Kammermädchen, eben so geschickt als listig, hing ihr die diamantenen Ohrgehänge in die Ohren, befestigte um den schneeweißen Hals eine Schnur strahlender Rubinen. Die Braut war fertig, sie sollte hinabsteigen in den Salon, wo sie ihr Vater, der alte General, die ganze Familie, ihre Freundinnen, ein gravitätischer Notar und auch der glückliche Sterbliche, dessen Namen sie morgen tragen sollte, erwarteten. In dem Augenblick, in welchem sie das Gemach verlassen sollte, warf sie noch einen Blick auf die Alabasteruhr, welche alle frohen Stunden ihrer Kindheit geschlagen, auf die weißen Bettvorhänge, deren Falten ihre nächtlichen Träume aufgenommen hatten, auf das Porträt ihrer Mutter, welche ihr der Tod zu früh entrissen, auf ihren Stickrahmen und ihr Pianoforte. Das Mädchen lächelte, ihre Stirne überzog eine leichte Röthe, und eine Art von Bitterkeit preßte ihre Rosenlippen zusammen, dann wandte sie ihre Blicke mißtrauisch auf Anna. Ein Kammermädchen ist entweder eine Vertraute, oder ein

Argus. Im ersten Falle ist sie stets ein Hilfscorps, für Geld oder Drohungen zu allen Diensten bereit, im zweiten ist sie ein um so gefährlicherer Spion, als sie in alle Geheimnisse eingeweiht werden muß. War Anna dem Generalen oder ihrer jungen Gebieterin zugethan? das war es, was Eugenie nicht genau wußte. In diesem Zweifel, und in dem gerechten Stolze, nicht Hilfe bei ihren Untergebenen suchen zu wollen, war Eugenie Herrin ihrer Geheimnisse geblieben, und als sie Anna jetzt so verdächtig anblickte, stand diese vor ihr, in Bewunderung über ihren reichen Brautschmuck versunken.

„Sie sind fertig, Fräulein,“ brach Anna das Stillschweigen, „es fehlt Ihnen nur noch Sacktuch und Handschuhe, ich will sie im Kabinete holen.“

„Diese Thür wird nicht geöffnet,“ rief Eugenie heftig; und mit einem Sprung stand sie vor der Thür mit glühenden Augen, zitternden Lippen und blassen Wangen.

Und da sich Anna nähern wollte, rief sie noch einmal: „Zurück! Niemand tritt in dies Kabinet.“

„Aber Fräulein,“ versetzte Anna erstaunt, „ich muß ja hinein, Sie werden doch nicht ohne Handschuhe erscheinen wollen?“

„Das Kabinet bleibt verschlossen, sag' ich,“ schrie Eugenie zum dritten Mal.

„Was ist denn in dem Kabinete?“ fragte das Kammermädchen, die Hände gegen den Himmel hebend.

„Was geht das dich an, und wer gibt dir das Recht zu fragen?“

„Fräulein!“

„Verlaß mich!“

„Aber um's Himmelswillen — —“

„Anna,“ fuhr Eugenie ruhiger fort, indem sie vom Kamine ein Goldstück nahm und es Anna in die Hand drückte, „verzeih mir meine Aufwallung, wenn du wüßtest, in welcher Lage ich mich befinde, du würdest mich entschuldigen. Jetzt mußt du mir einen Dienst leisten, einen leichten Dienst, aber von dem meine Ruhe und vielleicht mein künftiges Glück abhängt.“

„Reden Sie Fräulein, mein Leben für Sie.“

„Geh hinab in den Salon und bitte meinen Bräutigam alsogleich und allein, hörst du? allein sich zu mir herauf zu bemühen.“

„Allein?“

„Ja, Niemand darf davon wissen, das ist Alles, was ich von dir verlange. Dann gehst du in das Vorzimmer und wachst, daß uns Niemand störe.“

Das Kammermädchen gehorchte.

Mag sie mich verrathen, wenn sie will, dachte Eugenie, mag sie meinem Vater dann Alles entdecken, wenn ich nur eine Viertelstunde gewinne, so bin ich gerettet.

Es gibt im Leben bestimmte feststehende Charaktere, die man ohne sonderbar zu scheinen, nicht verändern darf. Die Erzähler malen ihre alten Herren geizig, Männer von vierzig Jahren ehrsüchtig, junge Mädchen schüchtern. Stellt man nun einen Alten verschwenderisch, ein junges Mädchen verwegen dar, so schreien die Leser über Unwahrscheinlichkeit. Übrigens beweisen Ausnahmen die Regel, und selbst die Ausnahmen zeigen sich öfters als man glaubt.

Herr Mühlborn, der Bräutigam, erstaunte etwas über die Botschaft, welche ihm Anna brachte, folgte ihr aber demungeachtet auf der Stelle. Mühlborn war ein Jüngling, der das reifere Alter nicht erwartet hatte, um ehrgeizig zu seyn. Schon jetzt reich, und nach seines Vater Tode zu noch größerem Vermögen bestimmt, hatte er mit großer Klugheit beachtet, was ihm eine Verbindung mit dem Generalen nützen konnte. Der alte General war bei Hofe und in der Armee sehr angesehen, er hatte noch nie etwas für sich gesucht, desto sicherer wird man seinen Bitten zuvorkommen, wenn er welche für seinen Schwiegersohn thun wird. Darauf rechnete Mühlborn, darum behandelte er den Generalen mit aller nur möglichen Liebe und Sorgfalt, so daß ihn der General zu seinem Schwiegersohne mehr selbst erwählt als angenommen hatte. Der General gefiel sich im Gefühle seines Muthes vis-à-vis der Schwäche des Jünglings. Mühlborn seiner Seits, dem aller Muth mangelte, stellte sein Vermögen und sich selbst gerne unter den Schutz des alten Degen. So kam es, daß diese Verbindung zwischen beiden geschlossen und morgen vollzogen werden sollte. Der junge Mann war, wie schon gesagt, reich, hatte so viel Verstand, um sein Herz diesem folgen zu machen, und war nicht von unangenehmer Gestalt.

Was kann sie mir wollen? fragte er sich selbst, indem er zu seiner Braut hinauf stieg, vielleicht hat sie noch einige Bitten an mich vor unserer Verbindung? etwa eine Freundin zu sich nehmen zu dürfen, oder einer treuen Dienerin einen Gnadengehalt auszuwerfen? — Gott! Alles was sie will. —

Anna hatte ihren Auftrag so schnell bestellt, daß, als sie mit Mühlborn bei Eugenien eintrat, diese fast etwas überrascht war, und der Bräutigam mußte gewahr werden, daß seine Braut, sehr bewegt, die Haare etwas in Unordnung hatte, und so schnell als möglich die Thür zum Kabinete schloß.

„Anna, verlaß uns, und Sie, Herr Mühlborn, haben Sie die Güte mich anzuhören,“ sagte Eugenie mit etwas zitternder Stimme.

Anna gehorchte und Mühlborn, sehr verwundert, suchte im Gesichte seiner Braut zu lesen, welch' ein Geheimniß sie ihm zu vertrauen habe.

„Mein Vater ist Ihnen sehr gewogen,“ fuhr Eugenie fort, „und Sie wissen wohl, daß ohne dem Wohlwollen, welches er für Sie gefaßt hat, die Verbindung, die mich bedroht, nie zu Stande gekommen wäre.“

„Die Sie bedroht, mein Fräulein?“

„Allerdings. Ich habe keine Mutter mehr, der ich meine Geheimnisse und meinen Gram anvertrauen könnte, und mein Vater, der hartnäckig auf seinem Willen beharrt, weil er sein ganzes Leben hindurch Gehorsam zu finden gewohnt ist, würde den Bitten einer Tochter nicht nachgeben, die er zwar sehr liebt, aber die er nur nach seinen Ideen glücklich machen zu können glaubt. Sie haben nun meine Hand angenommen, und ich habe Ihnen ehrlich gestanden, daß ich Sie nicht liebe.“

„Das ist wahr, mein Fräulein,“ entgegnete Mühlborn etwas betroffen, „allein ich besitze so viel Liebe für Sie, daß ich hoffen darf, Sie werden diese wenigstens mit der Zeit lohnen. Auch glaube ich, daß Ihr Herz noch frei ist.“

„Frei? wer sagt Ihnen das? Ich habe geweint und gefleht, mein Vater war unerbittlich. Ich wollte Ihnen ein offenes Geständniß ablegen, aber Sie wichen sorgsam jeder Erklärung aus. Ich habe Ihnen dann geschrieben, Sie haben keine Notiz von meinem Briefe genommen, so geschah es, daß der Tag herbei kam, der uns auf ewig vereinen soll. Sie werden einsehen, daß ich nun entweder mein Haupt unter das Joch beugen, oder einen verzweifelten Schritt wagen muß. Ich habe das Letztere gewählt.“

„Wie?“

„Ja, mein Herr! da ich weder von Ihrem Zartgefühl, noch von der Güte meines Vaters mehr das geringste hoffen durfte, so mußte ich selbst die Lenkerin meines Schicksals seyn, Mein Vater, der General, besitzt nicht allein Seelenstärke und Muth, er hat auch Etwas davon auf seine Tochter übertragen. Hören Sie mich aufmerksam und ruhig an: Ich liebe Sie nicht, ich liebe einen Andern. Mein Herz gehört schon lange Herrn Gustav Semberg, einem jungen Offizier, Sie sehen, ich nenne Ihnen Ihren Nebenbuhler.“

Mühlborn fühlte, daß wenn die Heirath aufgeschoben würde, Alles verloren sei, er berechnete, daß nur wenige Augenblicke noch zwischen ihm und seinem Glücke stehen, daß der Notar warte, er näherte sich seiner Braut, reichte ihr mit einem Lächeln die Hand, und sprach: „Kommen Sie, mein Fräulein, man erwartet uns im Salon.“

„Sie zwingen mich,“ erwiederte Eugenie aufgeregt, „weiter zu gehen, als ich wollte. Wissen Sie denn Alles: Ich habe Gustav gesehen, gesprochen und ihn berechtigt, Ihnen Alles das zu wiederholen, was ich Ihnen hier gesagt

habe. Sie begreifen wohl, daß eine derlei Erklärung nicht ruhig enden kann, und —"

"Ich werde morgen diesen fürchterlichen Nebenbuhler sehen," sprach Mühlborn mit erzwungener Festigkeit.

"Nein, mein Herr! nicht morgen, gleich auf der Stelle," schrie Eugenie, die Hand ausstreckend, "Herr von Semberg ist hier, — hier in diesem Kabinete, er hat gehört, was wir gesprochen haben, und ich darf nur rufen. Gustav!" rief sie gegen das Kabinet tretend, bleiben Sie noch ruhig, ich habe Ihr Ehrenwort."

In diesem Augenblick erscholl im Kabinet ein Geräusch, welches der beängstigte Bräutigam für ein Säbelklirren nahm. Er erblaßte, und trat einen Schritt zurück. Eugenie aber drehte den Schlüssel der Kabinetsthür zu, dann sprach sie: "Herr Mühlborn, ich wollte Sie nicht zum Äußersten treiben, meinetwegen sollte kein Blut fließen, allein der Handschuh ist geworfen, ich kann nicht mehr zurück, indem ich einen braven Offizier dazu vermochte sich zu verbergen, nahm ich die Verantwortung auf mich. Seine Ehre wird ein Duell unvermeidlich machen, wenn anders —"

"Wenn anders? —" wiederholte Mühlborn sichtbar erbebend.

"Wenn Sie anders nicht auf jenem Papier, welches dort bereit liegt, eine Verzichtleistung auf meine Hand förmlich niederschreiben, meinem Vater sein Wort zurückgeben, und unser Haus verlassen, um es nie mehr zu betreten."

"Nein, nein!" schrie Mühlborn, den letzten Rest seines Willens und seiner Kraft sammelnd.

"Gustav! Gustav!" rief das Mädchen, die Hand ge-

gen das Kabinet ausstreckend, „ich entbinde Sie Ihres Wortes.“

„Fräulein, Fräulein! bedenken Sie,“ stammelte Mühlborn, sie zurück haltend.

„So unterzeichnen Sie jenes Blatt, welches bereits enthält, was wir von Ihnen fordern.“

Mühlborn ergriff die Feder, trat zum Tische, und anstatt seinen Heirathskontrakt zu unterzeichnen, unterfertigte er die Verzichtleistung.

Eugenie nahm sogleich die Schrift, rief Anna und sprach zu ihr: „Übergib das meinem Vater, und mit einer Verbeugung zu Mühlborn gewendet, fuhr sie fort: „Leben Sie wohl!“

In wenigen Augenblicken nachher, trat der General wüthend in das Zimmer seiner Tochter, das Papier, welches ihm Anna übergeben hatte, in der Hand zerknitternd. „Ich weiß Alles, schrie er, Mühlborn hat mir Alles gesagt, nicht genug, daß du einem rechtschaffenen Mann, den ich dir zum Gatten bestimme, deine Hand verweigerst, nein, von einem jungen, leichtsinnigen Gecken verleitet, führst du denselben sogar in dem Augenblick, wo die ganze Familie dich erwartet, in das Haus, in dein Schlafgemach, und entehrst so dich und mich, Schändliche!“

„Verzeihung, mein Vater!“ rief Eugenie, „erlauben Sie mir nur ein Wort zu meiner Rechtfertigung!“

„Nein, nein!“ schrie der General, mit den Füßen stampfend.

„Wenn Sie gütig gegen mich gewesen wären, wenn

Sie hätten begreifen wollen, daß schon der Gedanke an diese Heirath mich empörte, es wäre so weit nicht gekommen.“

„Ah! der junge Herr will also ein Duell, der elende Verführer will sich schlagen, er soll seinen Mann finden. Öffne diese Thür! heraus mein Herr! der Sie so großen Muth besitzen, heraus, heraus!“

Eugenie hatte die Thür zum Kabinet geöffnet, aber Niemand gehorchte dem Befehle des Generals, da trat dieser selbst hinein, kam aber gleich wieder zurück und fragte: „Wo ist der Mann, hat er sich verborgen?“ und er durchsuchte alle Winkel, ja selbst den Kleiderschrank, da warf sich seine Tochter in seine Arme und sprach:

„Mein Vater! Sie sind ein Ehrenmann, ein wackerer, unerschrockener Soldat, aber Mühlborn ist eine feige Memme, nur durch den Namen eines Mannes hab' ich ihm Schrecken eingejagt, und er hat auf mich und meinen Besitz Verzicht geleistet. Ich sagte ihm, ein Offizier sei in diesem Kabinet und er erblaßte, der Zufall machte, daß etwas im Kabinet fiel, ich weiß nicht was, vielleicht meine Scheere, er glaubte einen Säbel klirren zu hören, und er unterzeichnete. Nein, ein solcher Mann durfte nicht Ihr Schwiegersohn werden.“

„Es war also gar Niemand im Kabinet?“ fragte der General etwas milder.

„Niemand,“ antwortete Eugenie.

„Dann hast du Recht, mein Kind, ein solcher Feigling durfte nicht dein Gatte werden. Aber der Mensch wird überall sagen, daß Gustav Semberg bei dir verborgen war.“

„Und man wird ihm antworten, daß dieser unglückliche

Jüngling, der Bruder meiner Freundin, schon vor einem Jahr in einem Gefechte gefallen ist.“

„Ja richtig,“ sagte der General traurig, „er war ein braver Soldat. Übrigens wirst du doch einen Mann wählen müssen; denn ich bin alt und schwach, und möchte dich vor meinem Ende gerne versorgt wissen. Ich sehe schon, ich bin nicht glücklich in meiner Wahl und will mich auch nicht mehr darein mischen. Weißt du gar Niemand, der dir gefällt?“

Das Mädchen erröthete und lispelte einen Namen, worüber der General fröhlich lächelte; und diesen Namen trug Eugenie zwei Monate nachher.

Gefundenes und Empfundenes.

Skizzen aus meinem Leben.

I.

Ein seltsames Wiederfinden.

Ich habe so viel, um bequem leben zu können, aber die Leute halten mich für sehr reich, ich weiß nicht weßwegen. Ich besitze — ich darf es mir ohne Unbescheidenheit nachsagen — jetzt in meinem Alter mehr als Andere, weil ich in meiner Jugend mit Wenigem haushalten lernte, und weil meine Wünsche und Bedürfnisse sich nie über meine Mittel erhoben.

Ich muß in dieser meiner Lebensskizze auf eine Zeit zurückkommen, wo ich noch Student war, eine Zeit, von der Viele behaupten, sie sei ihnen das Liebste ihres ganzen Daseins. Was mich betrifft, so kann ich das nicht sagen. Ich bewohnte eine kleine, feuchte Kammer zu ebener Erde in einer Vorstadt mit einem Schulkameraden, alle Vergnügungen der Hauptstadt standen mir offen, allein ich konnte nur diejenigen genießen, welche umsonst zu haben waren, denn die übrigen konnte ich nicht bezahlen. In ein Kaffehhaus ging ich, um mich auszuwärmen und Billard — spielen — — zuzusehen. Auf die Bastei setzte ich mich

des Abends, um die Musik zu hören, und beim Eisessen Anderer lange Zähne zu bekommen. — Die Redoute sah ich nur ein einziges Mal bei Tage, als der Saal eben gereinigt wurde; ins Theater kam ich nur, wenn mein Violinmeister krank wurde, und ich ihn im Orchester substituiren durfte, und wenn es mir so gut wurde, durch irgend ein Geschenk oder durch Abschreiben einen Siebener zu erübrigen, um in einem Bierhause ein Seitel Bier sammt einem Paar Selchwürstel und einem Brot verzehren zu können, so hielt ich mich schon für einen Prinzen.

Das Lernen, war mir dazumal nicht so unangenehm, als das Lehren. Wer einmal in seinem Leben das schwierige und undankbare Amt eines Schulmeisters versehen hat, der denkt gewiß an die Verwünschung, die der liebe Herrgott über den ersten Menschen aussprach: „Du sollst dir dein Brot im Schweiße deines Angesichtes erwerben!“ Auch ich fristete ein armseliges Studentenleben mit dem Honorar, welches ich für drei tägliche Lektionsstunden einnahm und welches monatlich in 12 fl. C. M. bestand. Nebst zwei halsstarrigen, boshaften Knaben hatte ich in einem Kaufmannshause auch ein fünfjähriges Mädchen im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Es war ein liebes, kleines Wesen, mit einem Paar rother Bausbacken, das mir durch seine naiven Fragen und seinen Gehorsam die lange A-B-C-stunde doch einigermaßen versüßte.

Ich hatte das Kind recht lieb gewonnen und die Kleine auch mich, so zwar, daß die Eltern mich versicherten, es sei hinreichend, meinen Namen zu nennen, um Lischen von einer Unart alsogleich abzuhalten.

Der Karneval des Jahres 1798 war gekommen und mit ihm Bälle von allen Seiten. Auch der Vater meiner Schülerin gab seinen Freunden eine Tanzunterhaltung, und meine Wenigkeit wurde ebenfalls dazu eingeladen. Man wollte den Herrn Lehrer bei dieser Gelegenheit auch einmal abfüttern und rechnete zugleich darauf, daß er auf der Violine das Seinige leisten werde.

Mit meinem besten Rocke angethan, der aber auf dieser besten Welt auch nicht der allerbeste war, ging ich auf den Ball, spielte Ländler auf der Violine, daß ich Blasen an den Fingern bekam, ließ mir Schinken, Salami und Gugelhupf schmecken, und mußte zugleich auf das Ersuchen der Mutter, meine kleine Schülerin überwachen, daß sie nicht zu viel tanze oder in die Hitze trinke. Ein einziges Mal kam ich selbst zum Tanze, weil mich eine Verwandte des Hauses dazu aufforderte. Die Leute sagten von ihr, sie sei häßlich, mir ist sie an jenem Abende sehr schön vorgekommen.

Es wurde 9 Uhr, und die Mutter befahl nun ihrem Töchterchen, den Damen die Hände zu küssen und schlafen zu gehen. Die Kleine bat noch hier bleiben zu dürfen, aber auf die wiederholte Verweigerung der Mutter fing sie an zu weinen und widersetzte sich sogar, als man sie mit Gewalt wegführen wollte. Da rief die Mutter mich zu Hilfe, und nur mir gelang es durch Vorstellungen und Versprechungen die Kleine dazu zu bringen, daß sie schluchzend der Magd in ihre Schlafkammer folgte.

Eine halbe Stunde nachher verließ ich den Salon und ging auf den offenen Gang hinaus um frische Luft zu schöpfen. Auf diesen Gang ging ein Fenster des Schlafzimmers

der Kleinen, ich blieb an demselben stehen, sah hinein und erblickte beim Schein einer Nachtlampe folgende Scene. Das Mädchen kniete in ihrem kleinen Gitterbette aufrecht, die Händchen gegen ein Muttergottesbild emporgehoben, das über dem Bette hing, und lauschend vernahm ich von ihr folgende Worte: „O liebe, liebe Muttergottes! ich bitte Dich, mache, daß ich nur noch einen einzigen Walzer tanzen darf und ich will fleißig zu Dir beten und fromm und artig seyn mein ganzes Leben lang!“

Im Innersten von diesem naiven Gebet ergriffen, eilte ich sogleich zur Mutter zurück, erzählte ihr, was ich gesehen und gehört, und bat sie, die Kleine auf der Stelle aus dem Bette zu nehmen, anzukleiden, und in den Tanzsaal zu führen, um sie nochmals tanzen zu lassen. Ich versprach mir davon einen Eindruck in dem jungen Gemüthe für's ganze Leben und ein unerschütterliches Vertrauen auf die Macht des Gebetes.

Wie ich vorgeschlagen, so geschah es, die Kleine ward geholt, tanzte, und als ich sie dann wieder in ihre Schlafkammer zurückführte, bat sie mich inständig sie zu dem Bilde empor zu heben, damit sie der Muttergottes für die Gnade die Hand küssen könne.

Noch ein halbes Jahr nach diesem Abende, setzte ich meine Lektionen in dem Hause des Kaufmanns fort, täglich sah ich das Bild und täglich hatte ich auch das Vergnügen zu sehen, wie meine kleine Schülerin, wenn wir beteten, die Blicke immer vertrauensvoll zu diesem Bilde erhob, und ihm eine Kußhand zuwarf. Nach dieser Zeit war dem Kaufmann ein reicher Onkel in Deutschland gestorben, der ihn

zum Erben eines einträglichen Gutes eingesetzt hatte. Er gab seine Handlung auf und verließ mit seiner ganzen Familie Wien.

Im Jahre 1839, also 41 Jahre nachher, machte ich eine Reise nach Deutschland. Auf dieser Reise kam ich eines Tages in *** an (ich will weder Stadt noch Personen nennen, da diese nichts zur Sache beitragen). Es war schon Abend, und ich bin gewohnt, auf Reisen nie auf meinem Zimmer, sondern immer in der allgemeinen Gaststube mein Mittags- und Abendbrot einzunehmen. Man lernt Menschen und Sitten kennen, erfährt Neuigkeiten und sammelt sich leichter Notizen über einen fremden Ort. So that ich auch hier. Ein Paar Fremde, einige Studenten der Stadt und noch ein Mann machten meine Tischgesellschaft aus. Der Letztere interessirte mich vor den Übrigen. Er mochte bei fünfzig zählen, hatte ein offenes freundliches Gesicht, schien zwar etwas gerne zu sprechen, aber mit Verstand und Bescheidenheit. Mit ihm ließ ich mich in ein vertrauliches Gespräch ein, erfuhr, daß er Kaufmann hiesiger Stadt sei, und mit einer Frau und fünf Kindern ein angenehmes sorgenfreies Leben führe, da er mit dem zufrieden lebe, was er besitze und sich in keine größern Spekulationen einlasse. Er nannte mir die Merkwürdigkeiten der Stadt und erbot sich sogar, mich am künftigen Tage, den ich hier zuzubringen beschlossen hatte, abzuholen und herum zu führen. Ich nahm sein freundliches Anerbieten an, und als er meinen Namen erfuhr, bestürmte er mich so sehr im Kreise seiner Familie morgen mit ihm das Mittagmahl einzunehmen, daß ich auch darein willigte.

Schlag 7 Uhr stand der Mann in meinem Zimmer, wir gingen, besahen mit einander Kirchen und öffentliche Gebäude, Sammlungen und Kunstwerke, und ich habe nie auf meiner Reise einen liebenswürdigern Cicerone gefunden, der mir über Alles Aufschluß zu geben vermochte und es mit einer Klarheit und Bereitwilligkeit that, die mich entzückten. Ermüdet an Körper und Geiste kamen wir endlich gegen 2 Uhr Mittags in seiner Wohnung an.

Seine Gattin, eine Frau stark in den Vierzigen, von edler Gestalt und jenem offenen Wesen, das uns sogleich einnimmt, empfing uns freundlich, sie sagte mir einiges Angenehme über meine Werke und daß sie diese manche Stunde erheitert hätten, sie stellte mir ihre Kinder vor, wovon das älteste Mädchen 15, der kleinste Knabe 6 Jahre zählte, artige, liebenswürdige Kinder, und wir gingen dann zu Tische. Ein einfaches, aber sehr schmackhaft zubereitetes Mahl, gewürzt durch der Wirthe zuvorkommende Freundlichkeit, schmeckte mir vortrefflich, und es war eine der wenigen Stunden in meinem Leben, wo mich mein Junggesellenstand etwas unangenehm in den Nacken stieß.

Nachdem wir auch noch ein Glas Rheinwein auf unser gegenseitiges Wohl geleert hatten, fand ich es, da ich diesen Nachmittag noch weiter reisen wollte, an der Zeit, mich zu entfernen, als mich die Frau noch bat, ihr etwas in ihr Album zu schreiben, und da ich ihrem Ersuchen mit Vergnügen willfahrte, mich in ihr Schlafgemach führte.

Kaum eingetreten, fiel mir ein Marienbild über dem Bette auf, nicht als Kunstwerk, es war ein ganz gewöhnliches Bild, voll greller Farben und von geringem Aus-

drucke, aber mir war, als wenn ich das Bild schon oft gesehen hätte, und ich stand stumm die Blicke fest auf dasselbe geheftet. Die Frau bemerkte dies und fragte mich, warum ich das Bild so aufmerksam betrachte.

Ich sagte ihr die Ursache.

Dies Muttergottesbild, antwortete sie mir, ist das Einzige, was ich noch von meinen guten Eltern und von meiner zartesten Jugend her besitze, es hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet, manche trübe Stunde habe ich diesem Bilde geklagt, manches Gebet zu dieser Mutter der Gnade empor gesandt und mit festem innigen Vertrauen bin ich — wie mir meine gute Mutter erzählte — schon als Kind an diesem Bilde gehangen und die Himmlische hat auch mein Vertrauen nie zu Schanden werden lassen. —

Da dämmerte es in mir auf, ich erinnerte mich, wo ich das Bild gesehen und durch welche einfache Begebenheit es mir merkwürdig geworden und hastig, aber gewiß mit einem freudigen Ausdruck meines Gesichtes, bat ich die Frau, mir den Namen ihres Vaters zu nennen.

Sie that es und — ja, es war der Kaufmann, bei dem ich vor 41 Jahren Lektion gegeben und die vor mir stehende Frau das kleine L i s c h e n, welches ich unterrichtet hatte. Mit Thränen der Freude erzählte ich ihr die kleine Geschichte ihrer Kindheit, von welcher sie nichts wußte, da sie die Eltern vermuthlich für zu geringfügig gehalten hatten, um sie ihr mitzutheilen. Mit Thränen der Rührung hörte sie dieselbe und sagte nur: Ach! und sie hat doch so einen wohlthätigen Einfluß auf mein ganzes Leben

gehabt. — Ihnen, mein werther Lehrer, danke ich dieses fromme Vertrauen, welches mich nie verlassen hat und mir in jeder bedrängten Lage eine Stütze war. Kaum konnte ich mich erwehren, daß sie mir nicht die dargebotene Hand küßte. Ich drückte die ihrige, schrieb in ihr Album:

Mir gelang's ein festres Asyl
Als andre Lehrer zu bauen;
Ich impfte fest in Dein junges Herz
Das himmlische Vertrauen.

und schied.

II.

Eine Nasengeschichte.

Ich war im Jahre 1809 unter Denjenigen, welche vor den Franzosen fliehen mußten, und im Jahre 1814 unter Denjenigen, welche nach Frankreich berufen wurden, um bei der provisorischen Administration jener Bezirke mitzuwirken, welche von österreichischer Seite verwaltet wurden. Meine Station war die Stadt **Bourg** im Departement **de l'Ain**, nahe bei **Lion**.

Als unsere interimistische Verwaltung zu Ende war, kehrten wir wieder nach Österreich zurück, und zwar ich und noch ein Gouvernementsbeamter, der mir dort ein Freund geworden war, mit einander in einem eigenen Wagen. Wir wählten den Weg über **Chambery** durch die **Maurienne** über den Mont Cenis, Turin, und die Lombardei.

Unsere Reise fiel in den Monat December und die Tage waren daher schon kurz und unfreundlich. Da wir auf einer

Seite nicht zur Eile gedrängt waren, anderer Seits diese Reise für uns viel Sehenswerthes darbot, so machten wir ganz kurze Reisestationen und sprachen immer, wenn es dunkel wurde, in einer Herberge ein. Gewöhnlich spielten wir, wenn sich keine andere Unterhaltung darbot, um nicht allzufrüh zu Bette zu gehen, miteinander eine Partie Piquet.

Am 11. December, einem düstern, nebligen Tage kamen wir Abends in A**e an, begehrten im Gasthofe ein Zimmer und wurden über einen langen Gang in ein Eckgemach gewiesen. Wir verlangten vor allem, daß man uns den Kamin heize und dann das Abendmahl bereite.

Als die Aufwärterin abgegangen war, besahen wir uns unser Gemach etwas aufmerksam. Das Ameublement desselben bestand aus einem sogenannten Himmelbette, einem Tische sammt einigen Stühlen und einem Kommodekasten: Über dem letzteren hingen zwei Porträte in Öhl gemalt. Eine Frau mit angenehmen Gesichtszügen und im Kostüme der Zeit Ludwig's XV. und ein Mann, vermuthlich ihr Gemahl, ebenfalls aus derselben Zeit, in einer rothen Uniform, aber mit einer Nase, — mit einer Nase, die man mit vollem Rechte ein Gesichtsvorgebirge nennen konnte. Sie war dick, kupferroth, und vier junge, eben so unförmig gestaltete Näschen, saßen auf der Alten. Der Mann war widerlich anzusehen. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten und machte meinen Reisegesellschafter mit den Worten auf dieses Bild aufmerksam: Da sieh einmal dieses Ungethüm an, der Mann hatte es wohl auch nicht nöthig sein schönes Antlitz abkonterfeien zu lassen? Aber kaum hatte ich diese Worte noch ausgesprochen, als das Bild mit Ge=

polter von der Wand fiel. Wir stutzten Anfangs Beide, als aber mein Freund sprach: Siehst Du, der alte Herr hielt sich über Deine lieblose Bemerkung auf, brachen wir beide in ein noch stärkeres Gelächter aus.

Das Feuer im Kamin brannte indessen lustig, und wir rückten uns einen Tisch zu demselben, um unsere gewöhnliche abendliche Partie Piquet zu spielen. Die Aufwärterin verwunderte sich nicht wenig, als sie das Bild auf der Erde liegen sah, besonders, da weder der Nagel sich aus der Mauer gelöst hatte, noch die Schnur, an welcher das Bild hing, zerrissen war. Wir erstaunten wirklich mit ihr, sie sagte uns aber: Ach! der alte Herr hat in seinem Leben auch lauter tolle Streiche gemacht; wie mir meine Herrenleute erzählten. Sie hing das Bild wieder auf, und wir verlangten, daß noch ein zweites Bett in das Zimmer geschafft werde, welches auch gleich darauf geschah.

Wir spielten, soupirten dann, konnten uns aber immer nicht erwehren, manchen Seitenblick auf das Nasenungeheuer zu werfen, das jetzt bei Kerzenbeleuchtung noch gräßlicher aussah. —

Endlich begaben wir uns zu Bette. Mein Freund schlief lieber in einem freien Bette, und legte sich in jenes, welches später hereingebracht worden war, ich aber zog das mit alten brokatenen Vorhängen verschlossene Himmelbett vor. Mein Freund entschlummerte gleich, ich aber las noch eine halbe Stunde, dann löschte ich auch mein Licht aus und legte mich, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, in gerader Richtung ausgestreckt auf den Rücken, und entschlief ebenfalls.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mag, als

ich plötzlich erwachte, und auf meiner Nase etwas Eiskaltes verspürte. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand, um das kalte, fremdartige Ding zu verscheuchen, und drehte mich noch halb schlaftrunken auf die Seite hinüber, wo ich gleich wieder entschlummerte. Bald darauf weckte mich die Kälte auf der Nase zum zweiten Male; es glückte mir auf dieselbe Art wieder davon los zu werden; allein diesmal spürte ich, wie es sich von mir entfernend eine kühle Luft hinter sich zurück ließ, und hörte es sumsen, wie eine große Fliege. Nochmals entschlief ich, nochmals wurde ich auf dieselbe Weise geweckt, da rief ich meinen Freund. — „Was hast du denn?“ fragte er mich, „laß mir Ruhe, schlafe lieber, wir wollen früh fort.“

„Ich wollte wohl gerne schlafen, aber ich kann nicht, es setzt sich mir immer etwas Kaltes auf die Nase.“

„Ei, Dummheiten, du hast vermuthlich geträumt.“

„Nein, ich versichere dich, ich fühle noch immer die Eiseskälte.“

„Nun, so spielt dir vielleicht der alte Herr den Streich, weil du über seine Nase gespottet hast.“

Da sprang ich aus dem Bette, machte Licht, durchsuchte das Bett, und sah dann die Ursache meiner nächtlichen Unannehmlichkeit.

Von der Decke des Himmelbettes hing als Verzierung eine Schnur herab, an deren Ende sich ein elfenbeinener Knopf befand. Wenn ich in meine gewohnte Stellung zu liegen kam, so fiel der Schwerpunkt des kalten Knopfes gerade auf meine Nase, wenn ich dann das Ding wegwischte, so kam die Schnur in eine Schwingung, wobei sie mich nicht

berührte, und nur bei ihrem spätern Stillstande wieder ihre alte Richtung auf meiner Nase einnahm. Die Kühle und das Sumsen bewirkten ebenfalls ihre Schwingungen.

Wir lachten recht herzlich über diese Auflösung, und ich glaube, die meisten Gespenstergeschichten würden ebenfalls Lachen erregen, wenn man nur ihre Ursachen genau untersuchen wollte.

III.

Das Nadelbüchschen.

Als ich im Jahre 1809 bei Annäherung der Franzosen flüchten mußte, weil der französische Machthaber mir die Ehre angethan hatte, mich der von mir verfaßten Kriegslieder wegen öffentlich zu proskribiren, gelangte ich zu Schiffe in ein Dorf an der Theiß, mit Namen **Török-Betse.** Wenn Dir vielleicht, mein lieber Leser, die Ketskemeter Haide häßlich vorgekommen ist, oder wenn Du einmal den Weg von Haarburg durch das Hannöversche gemacht und dabei geflucht hast, wie ein Heide, so thue diesen Gegenden Abbitte, sie sind Paradiese gegen dieses **Török-Betse.** Mitten aus Sümpfen, über welche alle Gattungen Wasservögel krächzend und in solchen Schaaren dahin ziehen, daß sie die Sonne verfinstern, sieht ein spitziger Thurm heraus, und dort liegt das benannte Dorf. Nie hab' ich dort einen klaren, reinen Sonnenstrahl gesehen, denn durch die ewigen Nebel, welche von den Sümpfen aufsteigen, erscheint uns die Himmelsscheibe nicht golden strahlend, sondern nur blutig roth schimmernd. Es versteht sich von selbst, daß bei

solcher Lage auch kein Hügel zu sehen ist und daß das Auge in eine unermeßliche Ebene blickt, welche der Nebel begrenzt! Das Dorf ist zwar ziemlich groß, aber nur ein einziges Haus hat darin ein Stockwerk: das Wirthshaus, alle übrigen bestehen nur aus Erdgeschossen und sind mit Rohr gedeckt. Die Bevölkerung besteht meistens aus Griechen und der katholische Pfarrer ist nur Hirte von sehr wenigen Seelen. Die vorüberfließende Theiß ist bekanntlich so Fischreich, daß man im vollen Sinne des Wortes nur hineingreifen darf, um einen Fisch zu fangen, allein man kann diese Fische nicht essen, weil sie ekelhaft fett sind und daher thranig schmecken, man auch leicht das Fieber davon bekommt. Getrunken werden dort die ungeheuer starken syrmischen Weine und Slibowitza, mit dem Wasser aber, diesem reinen Himmelstranke, sieht es schlecht aus, denn Brunnen gibt es gar keine, und das Theißwasser, welches man durch Filtrirmaschinen trinkbar zu machen sucht, hat dennoch einen solchen Fischgeschmack, daß Einem davor ekelt. So war **Török-Betse** dazumal, und in diesem erbärmlichen Neste sollte ich, bis die Feinde Wien verlassen hatten, bleiben und wohnen. Betrübt saß ich auf dem Verdecke des Schiffes, auf welchem wir gekommen waren, und sah hin auf diesen fürchterlichen Aufenthaltsort und dachte: Wie? wenn das dein letzter wäre? Wenn du, entfernt von Freunden und Verwandten, hier den bösen Dünsten zum Opfer fallen müßtest und nicht einmal in kühler, fester Erde, sondern im sumpfigen Moor begraben läge st? Es war eine der unangenehmsten Betrachtungen meines ganzen Lebens, allein der Mensch denkt und Gott lenkt, und hier war es eben der kleinste aller Götter, der mein

Schicksal so lenkte, daß ich noch trauriger von **Betse** Abschied nahm, als ich dort ankam.

Schon nach wenigen Tagen ging ich des Abends nachdenklich durch das Dorf. Das Wetter war mild und vor vielen Häusern saßen die Bewohner auf ihren Bänken und genossen den lieblichen Abend. Vor einer der hübschesten Rohrhütten saß auch neben ihrer Mutter ein Mädchen — ein Mädchen, wie ich früher und später noch keines gesehen habe. Die griechische Abkunft war an der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit der Nase bildete, nicht zu verkennen, dabei besaß sie aber auch das Auge und das Füßchen einer Französin, den üppigen Wuchs einer Italienerin und den unwiderstehlichen gutmüthigen Zug um den Mund einer Deutschen. Ich würde sie nicht bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen freundlichen „guten Abend“ geboten, aber dieser Abend war für mich ein Morgen vieler herrlicher Tage. Ich trat zu den Frauen, sprach mit ihnen, setzte mich dann zu ihnen auf die Bank, und ich glaube wahrhaftig, ich säße noch auf der kleinen Bank in **Török-Betse**, hätte die Mutter nicht gesagt: „Jetzt komm, Katharine, der Nebel fällt sehr stark und es wird schon spät. Sie verzeihen,“ sprach sie zu mir gewandt, und ging dann mit der Tochter in's Haus. Ich weiß nicht, was ich antwortete, allein das weiß ich, daß ich noch eine Glockenstunde auf der Bank sitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen hinrückte wo Katharina gesessen hatte, daß ich nicht das Mindeste von dem giftigen Nebel verspürte, und daß es mir einmal vorkam, als ob sich das Fenster hinter mir öffnete und eine süße Stimme mir noch eine gute Nacht zuflüsterte.

Ich zählte damals 28 Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Betse selbst in ein häßliches Mädchen blos aus Langeweile verliebt geworden, und nun gar eine solche Schönheit! — Ich suchte Eintritt ins Haus und fand ihn ohne Schwierigkeit; Katharina war fröhlich und äußerst gutmüthig, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe, und bald wandelten sich die Hütten für mich in Palläste, die Sumpfvögel sangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Wassermelonen delikat, und die lehmigen Gassen hinderten mich nicht, täglich wenigstens viermal vor dem Hause vorüber zu gehen, um einen Blick von Katharinen zu erhaschen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde sie damals vom Flecke weg geheirathet haben, allein mein Schutzgeist hat mich vor der Ehe auch in den gefahrvollsten Lagen bewahrt.

So lebten wir selig wie die Engel in der Anschauung, zwei Monate vergingen in dieser Seligkeit, aber plötzlich ertönte mir der Ruf zum Aufbruche und zur Rückkehr nach Wien. Man erlasse mir, den Abschied zu beschreiben. Wir schwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen, wir weinten Beide die bittersten Thränen. Ich schenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüchschen, ein theures Erbtheil meiner verstorbenen Mutter. Noch einen Kuß, einen langen, seelenvollen Kuß, Katharina fiel bewußtlos in die Arme ihrer Mutter und mit mir rollte der Wagen fort.



Im ersten Jahre drängten sich die Briefe von beiden Seiten, jeder war zu kurz, jeder blieb zu lange aus. Im zweiten bemerkte ich erst, daß Katharina in der Ortographie doch nicht gar fest sei, im dritten schrieben wir uns jeden Monat einmal, im vierten alle Vierteljahre, endlich blieben die Briefe gar aus, und nur manchmal tauchte die Erinnerung an jene Zeit, gleich einer Sternschnuppe auf, verschwand aber auch, wie diese gleich wieder. In zwei Jahren brachte mir ein Kornliferant einen Gruß von Katharinen und nahm wieder einen von mir an sie mit zurück.

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wieselburger Fruchthändler, den ich, als er sich wegen Getreide-Einkauf nach Betse begab, bat, sich um Katharinen zu erkundigen, das gute Mädchen sei gestorben. Diese Nachricht ergriff mich tief, ich schrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen, es war wirklich so. Die Jungfrau war hinüber gegangen.

Ich muß gestehen, daß ich nun öfter an sie dachte, als früher, da sie noch am Leben war, und daß es mir oft ein herzinniges Vergnügen machte, mich im Gedanken in jene Zeit zu versetzen, wo mir das Mädchen ein unwirthbares Land zum Eden umschuf.

Im Karneval des Jahres 1820 besuchte ich die Redoute. Ich war erst ein paar Male den voll gepfropften Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir stehen blieben und mich einige Augenblicke starr ansahen. Sie waren als Zauberinnen gekleidet.

„Warum betrachtet Ihr mich so fest,“ fragte ich sie, „gefall' ich Euch vielleicht?“

„Nicht im mindesten," erwiederte die Eine, ohne ihre Stimme zu verstellen, aber in einem etwas fremdartigen Dialekte. „Nicht im mindesten. Wie sollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?"

„Eidbrüchig? ich?" antwortete ich lächelnd und hatte bereits die Maske unter den Arm gefaßt und war mit ihr weiter gegangen. „Ich schwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, so halte ich es."

Die Maske lachte so laut auf, daß Alles um uns stutzte.

„Hast du dieses Wort auch gehalten?" fragte mich die Zauberin, drückte mir schnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billet zu öffnen und zu lesen, war sie mit ihrer Freundin im Gewühle verschwunden.

Ich öffnete und sah meine Schriftzüge, es war ein abgerissenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und im Tode der Deinige" und darunter meine Namensunterschrift. Ich konnte mich wirklich im Augenblicke nicht besinnen, an wen ich diese Worte geschrieben haben mochte; denn — aufrichtig gestanden, ich mochte diese Endphrase wohl schon öfters gebraucht haben, allein eben dadurch wurde mir dieses Abenteuer noch interessanter. Ich hielt keiner anderweitigen Intrigue von Masken mehr Stich, und suchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich unter der gedrängten Menge erst in einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an sie, führte sie in die sogenannte Seufzerallee, wir setzten uns in eine Wandvertiefung und hier versuchte ich nun alles Mögliche, um zu erfahren, wer die Masken seien. Es sprach immer nur die Eine, von der

Andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin sprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus Allem, was sie sagte, auch nicht die kleinste Vermuthung ziehen. Ja sie schien vielmehr mich ausholen zu wollen, statt sich selbst zu verrathen. Lange waren wir so gesessen, und ich war noch immer so klug wie zuvor, als die räthselhafte Maske aufstand und mich bat, sie jetzt zu verlassen, da sie noch mit mehren Bekannten zu sprechen habe. „Nein," rief ich aus, „ich verlasse Dich nicht mehr, ich folge Dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer Du bist und sollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der Dich nach Hause bringt."

„Sei diskret," antwortete die Zauberin, mir mit dem Finger drohend, „ich will es auch seyn. Wenn Du mich jetzt allein lassest, so verspreche ich Dir, mich um 5 Uhr früh wieder hier an demselben Platze einzufinden. Wir gehen dann zusammen zur Garderobe. Ich lege dort die Larve ab, hole meinen Mantel und Du sollst sehen, wer ich bin. Damit Du aber überzeugt bist, daß ich Wort halte, so gebe ich Dir hier einstweilen ein Pfand, das ich bei Gott nicht gerne zurücklassen würde." Sie griff in ihren Busen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und sprang fort. Ich schaute, es war — ja es war dasselbe Nadelbüchschen, welches ich im Jahre 1809 Katharinen zum Abschiede gegeben hatte. —

Ich stand staunend und ein unheimliches Gefühl preßte meine Brust. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Rendezvous gegeben, und saß schon eine Stunde früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erschienen richtig, wie sie es versprochen hatten. Die Eine faßte mich am Arme und sprach: „Komm mit uns zur Garderobe, Deine Neugierde soll befriedigt werden.“ Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redoutensaale gerade unter dem Orchester bestand und nur einen Eingang hatte, welcher zugleich auch der einzige Ausgang war. Ich setzte mich hart vor demselben nieder und die Damen gingen hinein, um sich zu demaskiren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungeduld, ich sah jeder aus der Garderobe kommenden Dame ins Gesicht, musterte ihre Kleidung, meine Zauberinnen erschienen nicht. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze, sie erschienen nicht. — Ich wollte mich näher zur Garderobe drängen, um hinein zu schauen. Der wachhabende ungarische Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nix da Mannsbild!“ — Der Saal wurde nach und nach leer. Man fing schon an, die Lichter auszulöschen. Meine Masken erschienen nicht. Endlich trat auch die Garderobiere aus der Garderobe und schloß die Thüre derselben. Es befand sich keine Maske mehr darin, meine Zauberinnen waren verschwunden und ich habe seitdem nie mehr etwas von ihnen gehört.

Connor O'Mara, oder die zwei Warnungen.

Eine irländische Überlieferung.

Nahe bei dem Dorfe Kilfenora, in der Grafschaft Clare, einer der malerisch'sten Gegenden Irlands, merkwürdig ihrer hundert zwanzig schönen kleinen Seen und ihrer hundert sechs und zwanzig Schlösser- und Klosterruinen wegen, lebte vor nicht gar langer Zeit ein braver Bauer Namens Connor O'Mara. Er hatte ein junges, hübsches, arbeitsames Mädchen geheirathet, welches ihm zwei kräftige Knaben und zwei schöne Mädchen gebar. Da die Arbeit in der Grafschaft Clare seltener wurde, und Connor vernahm, daß man in der Provinz Leinster den Taglöhnern guten Lohn bot, so nahm er Abschied von seinem Weibe Nelly, küßte seine beiden Söhne und seine beiden Töchter, begab sich nach Kilkenny und verdingte sich zwischen dieser Stadt und Carlov an einen wohlhabenden Pächter Namens Fitz-Patrick. Dieser war ein ehrlicher Mann, der Gründe, Schafe, Kühe, und Schweine besaß. Sein Weib war eine tüchtige Hausfrau, die Patrick zum Vater einer zahlreichen Familie gemacht hatte.

Connor gefiel dem Pächter, der Pächterin, den Kindern, aller Welt, und nach Verlauf einiger Wochen

sagte Patrick zu ihm: „Connor! mein braver Junge, mir gefällt dein Benehmen, du bist ein fleißiger Arbeiter, und ich möchte dich gerne einige Zeit bei mir behalten. Willst du dich für ein Jahr verdingen? Nach Verlauf desselben verspreche ich dir zwölf Guineen und ein neues Kleid; außerdem sollst du alle Lebensbedürfnisse bei mir haben, und gehalten werden, als ob du zur Familie gehörtest.

Connor nahm diesen Vorschlag an, und während des ganzen Jahres beförderte er fleißig den Vortheil seines Herrn, er arbeitete angestrengt im Hause und auf dem Felde, besorgte die Heerden und kein Knecht konnte sich mit ihm vergleichen, denn er war nicht nur fleißig, sondern auch glücklich in Allem, was er unternahm.

Das Jahr ging für alle Bewohner des Pachthofes viel zu schnell zu Ende, und Fitz-Patrick, als ein kluger und vorsichtiger Mann berechnend, daß er, wenn Connor von ihm ginge, mit ihm seine rechte Hand verlöre, beschloß ihn um jeden Preis zu behalten. Als daher der letzte Tag des Jahres kam, und er mit Connor Abrechnung hielt, sagte er zu ihm: „Connor! ich bin zu sehr mit dir zufrieden, als daß ich dich von mir lassen sollte, wenn du noch ein Jahr bleiben willst, so verdopple ich deinen Lohn und verspreche dir wieder ein neues Kleid, ist dann das Jahr um, so besitzest du 36 Guineen, du kannst dann nach Clare zurückkehren, dir eine oder zwei Kühe kaufen, und dein Weib und deine Kinder ernähren.

Der Vorschlag war verführerisch, Connor willigte ein, indem er bei sich dachte, wäre Nelly da, sie würde mir gewiß selbst dazu rathen, und hat sie sich ein Jahr ohne

mich durchgebracht, so wird ihr der Himmel ja auch im zweiten helfen.

Im zweiten Jahre ging alles noch besser als im ersten, die Ernte war ergiebig, die Wolle stand zu hohen Preisen, die ganze Pachtung gedieh ganz außerordentlich. Die Abende am Kamin fanden lauter fröhliche Gesichter; denn Connor war ein lustiger Geselle, der durch seine Naivität die ganze Familie in gute Laune brachte. Die Kinder liebten ihn ganz besonders, der vielen Geschichten wegen, die er ihnen erzählte. Connor besaß ein gutes Gedächtniß und es gibt keine Provinz in Irland, wo man mehre Sagen zu erzählen wußte, als in Clare.

Eine große Betrübniß herrschte im Pachthofe, als das zweite Jahr zu Ende ging, und Connor selbst fühlte sein Herz gepreßt, wenn er an den Abschied dachte, doch verhehlte er sich nicht, daß ihn seine Pflicht als Gatte und Vater jetzt nach Hause rief. Fitz-Patrick und sein Weib berathschlagten sich mit einander und am Abend vor Connors Abreise, schlug ihm der Pächter vor, er wolle ihm 48 Guineen geben, wenn er noch ein Jahr bei ihm bleiben wolle. „Bedenke wohl mein Junge,“ setzte er hinzu, daß du nach drei Jahren dann 84 Guineen nach Hause bringen kannst, und daß du dir dafür nicht nur Vieh, sondern auch ein Grundstück kaufen und glücklich und unabhängig leben kannst.“

Connor setzte sich freilich Anfangs dagegen, aber endlich besiegte seine Zweifel doch die lachende Aussicht in die Zukunft für sich und die Seinigen. Vielleicht müssen meine Kinder in diesem Augenblicke — dachte er, einige Erdäpfel

bei einem mitleidigen Hause zusammen betteln, aber welch eine Freude, wenn ich dann mit neuen Kleidern und 84 Guineen in der Tasche plötzlich wiederkehre. Er blieb also auch im dritten Jahre bei Patrick.

Die Zeit verging schnelle, und auf's Neue segnete der Himmel die Wirthschaft. Patrick baute eine neue Scheune, vergrößerte sein Besitzthum um einige Joche, vermehrte auch seine Heerde, und da er einen großen Theil dieses Gedeihens seinem Knechte Connor zuschrieb, so beschloß er Alles daran zu setzen, um ihn auch noch im folgenden Jahre zu behalten. Er nahm ihn wieder in seine Kammer, wiederholte ihm alle früheren Beweggründe, vergaß auch das neue Kleid nicht, und erklärte ihm endlich, daß er am Schlusse des vierten Jahres zu den bereits schuldigen 84 Guineen noch 116 beifügen und ihn dann sicher mit 200 Guineen in der Tasche entlassen wolle.

Niemals befand sich ein armer Irländer in einer lockenderen Versuchung als Connor, aber diesmal blieb er standhaft, die Sehnsucht sein Weib und seine Kinder wieder zu sehen, war stärker als die Begierde nach den Guineen, und Connor hatte den Muth zu erklären, daß sein Entschluß unerschütterlich sei, und er nach Clare zurückkehren wolle. Fitz-Patrick that Verzicht auf die Erfüllung seines Wunsches.

Am Morgen der Abreise Connor's war es leicht zu sehen, daß kein Mensch im Hause ein Auge geschlossen hatte. Connor aber hatte bemerkt, daß die Hausfrau nicht eher zu Bette gegangen war, bis sie vorher fleißig gekocht und gebacken hatte. Man nahm das Frühstück stillschweigend ein,

und jeder bereitete sich traurig auf das Lebewohl. Patrick führte Connor in seine Kammer und sprach zu ihm: „Connor! drei Jahre hindurch hast du mir nun gedient, wie kein Anderer. Seit diesen drei Jahren hat nie ein Pfennig in meiner Rechnung gefehlt, und das gebrannte Wasser hat dir nie den Kopf verwirrt gemacht. Behalte also das, was ich dir vorhinein von Zeit zu Zeit auf deinen Lohn gegeben habe, auch aus deinem Sacke ist mancher Penny auf Naschwerk für meine Kinder gegangen. Ach! die armen Kleinen werden weinen genug, wenn sie ihren lieben Freund Connor nicht mehr sehen. Und bei diesen Worten wandte der Pächter sein Antlitz weg, um selbst eine Thräne zu trocknen, aber in demselben Augenblicke sich auch wieder fassend, lächelte er und fuhr also fort: „Connor, mein Freund, ich will über all dieses nichts weiter sagen, du kennst mich und meine Familie, und ich sehe an deinen eigenen Augen, daß sie den meinigen antworten. Ja wir verstehen uns, also nimm meinen Dank für deinen Dienst und für deine Freundschaft.“

Jetzt strömten häufig Thränen über Connor's Wangen, denn er suchte sie weder zurückzuhalten, noch zu verbergen.

„Jetzt laß uns noch von Geschäften reden. Hast du Vertrauen auf mich, Connor?“

„Ob ich Vertrauen auf Euch habe? O das unumschränkteste.“

„Willst du also zwei gute Warnungen von mir annehmen, bevor du reisest?“

„Recht gerne, mein guter Herr, und ich verspreche ihnen nicht entgegen zu handeln.“

„Wohlan denn, mein lieber Connor, so fordre ich dich auf, alles Geld was ich dir schuldig bin in Gestalt von zwei Warnungen in deine Tasche zu stecken, und wenn ich dir verspreche, dir zu beweisen, daß du, wenn du zu Hause bist, einsehen wirst, daß du dabei nichts verloren habest, willigst du wohl ein, diese zwei Warnungen anstatt deiner 84 Guineen anzunehmen?“

Das war eine sonderbare Frage, welche die Sache sehr ernsthaft zu verändern schien. Connor hatte freilich in seinem Leben schon Manchen rühmen gehört, der guten Rathschläge wegen die er gegeben, er wußte, daß man einem Advokaten oft für einen guten Rath große Summen bezahlt habe, man hatte ihm gesagt, daß weder die Könige, noch die Lord-Lieutenants von Irland einen Schritt machten, ohne in ihrem Hofe Räthe mitzuführen, welche mit goldenen Ketten, und sogar mit dem Hosenbandorden geziert sind, auch achtete er Fitz-Patrick eben so hoch, wo nicht höher, als diese königlichen Räthe, hatte unbegränztes Zutrauen in dessen Redlichkeit, und außerordentliche Achtung für seine Klugheit, allein er stand doch lange betroffen und nachdenkend und sagte dann: „Ich muß gestehen, lieber Herr, ich bin ganz erstaunt, und dann, ein linkisches Lächeln versuchend, setzte er hinzu: „Ach! ich sehe schon, Ihr wollt Euren Spaß haben mit mir, aber was thut das? es ist immer besser man lacht, als man weint, und mit diesen Worten drückten sich in Connor's Gesichte alle Merkmale der charakteristischen Verwunderung eines Irländers aus, der

ein Räthsel lösen soll, das für seinen natürlichen Verstand zu hoch ist.

Aber der Pächter lachte nicht, er wiederholte sein Anerbieten noch einmal und zwar so ernsthaft, wie ihn Connor noch nie gesehen hatte. „Du hast mir drei Jahre gedient,“ sagte er, „und hast volles Recht, deinen erworbenen Lohn von mir zu fordern, glaubst du, daß ich dir in's Gesicht sehen könnte, wenn ich dich darum bevortheilen wollte?“

„Ganz recht, lieber Herr!“ antwortete Connor, „aber glaubt Ihr, daß ich meinem Weibe und meinen Kindern in's Gesicht sehen könnte, wenn ich ihnen nach drei Jahren gar nichts nach Hause brächte?“

Connor,“ versetzte Patrick, „ich lese in deinem Innern, und muß dir sagen, wenn du meine Warnungen annimmst, so wirst du mit deiner Familie bald so glücklich seyn, als ich mit der meinigen. Mit diesen Warnungen wirst du schon viel reicher zu Hause ankommen, als wenn du jetzt deine 84 Guineen in deinen ledernen Beutel stecktest, ja ich erkläre dir im Gegentheile, wenn ich dir diese 84 Guineen jetzt in deine Hand aufzähle, und du hingegen meinen Warnungen kein Gehör gibst, so wirst du so arm nach Hause zurückkehren, als du ausgegangen bist. Nimm daher, ich bitte dich, meine Warnungen an, oder du wirst es dein Lebelang bereuen.“

Connor schwankte noch, indem er verlegen seine Finger krachen, und die Blicke überall herum schweifen ließ, als ob er einen wohlthätigen Schutzgeist erwartete, der ihn aus der Verlegenheit reißen würde; da setzte Patrick zu

seinen bereits angeführten Gründen noch Folgendes hinzu: „Connor!“ mein Junge, ich habe dir schon gesagt, ich lese, was in deinem Innern vorgeht, und es ist nicht schön von dir, daß du meinen Worten nicht glaubst, allein ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich überreden wollte. Ich wiederhole dir noch einmal, däß es schlimm für dich seyn würde wenn du meine Warnungen nicht annähmest, aber wenn du sie mit vollem Vertrauen empfängst, und bei deiner Ankunft zu Hause mit dem Tausche nicht vollkommen zufrieden bist, so komme wieder, diene mir noch ein viertes Jahr und ich verspreche dir dann zu den 84 Guineen noch 116 Guineen zuzulegen.

Sei es, daß die Worte des Pächters eine bezaubernde Gewalt auf Connor ausübten, sei es, daß er sich einem blinden Vertrauen hingab, oder daß ihn die Besorgniß anwandelte, sich Fitz-Patrick zum Feinde zu machen, kurz er unterwarf sich halb hoffend, halb fürchtend, und erklärte, daß er bereit sei, die beiden Warnungen an Geldes Statt anzunehmen.

„Wer weiß,“ sprach er leise zu sich selbst, „ob es wirklich Fitz-Patrick ist, der zu mir spricht, und ob ich nicht etwa gar mit dem Teufel, der mir in den Kleidern meines Herrn erscheint, zu thun habe, und wäre dies der Fall, so ist es immer am besten, ich sehe um jeden Preis fortzukommen“

Kaum hatte Connor eingewilligt, als der Pächter mit freudigem Gesichte seine Hand faßte, ihn bat sich niederzusetzen, das Gesicht gegen Sonnenaufgang zu wenden, und mit der größten Aufmerksamkeit zu hören. „Sei ja recht

aufmerksam," sagte Patrick, „denn wenn du nicht ganz genau den Warnungen folgst, die ich dir verkünden werde, so würdest du deinen Ungehorsam theuer bezahlen, während du, wenn du ganz folgsam bist, bald der glücklichste unter deinen Nachbarn seyn wirst. Bist du bereit?"

„Ich höre mit allen meinen Ohren," sagte Connor, „fangt nur an."

„Küsse vorher dieses heilige Buch." Connor küßte andächtig das vorgehaltene Buch.

„Jetzt schließe die Augen, um ja nicht ein einziges Wort von dem zu verlieren, was ich dir sagen werde." Connor schloß fest die Augen, und der Pächter begann:

„Du hast Verzicht geleistet auf den Lohn, den ich dir zu geben schuldig bin, nicht wahr? Du nimmst anstatt dessen zwei Warnungen von mir an, nicht wahr? Wohlan! so vernimm die erste Warnung:

Wenn du nach Hause gehst, so wende dich niemals von der Hauptstraße ab, vermeide jeden Nebenweg, und geh unter dem Vorwande schneller weiter zu kommen, niemals über die Felder. — Hast du mich gut verstanden?"

„Ja Herr," sagte Connor, dachte aber bei sich selbst, wenn die zweite Warnung auch nicht besser ist, als die erste so bekomme ich verdammt wenig für meine 84 Guineen.

Zweite Warnung:

Wenn du in einem Hause anhältst, welches du nicht kennest, besonders bei Nacht, so schau gut um dich, wenn du bemerkst, daß der Herr des Hauses alt und die Frau jung ist, so ent-

ferne dich so schnell als möglich, lege dich nicht nieder, und schliesse kein Auge in diesem Hause.

„Hast du auch dieses gut behalten?“

„Ich weiß es auswendig, und werde es auch mein Lebelang nicht mehr vergessen,“ sagte Connor, und setzte leise hinzu, „wenn mir Jemand die beiden Warnungen abkaufen wollte, ich gäbe sie ihm gerne mit Verlust.“

Was war aber zu thun? er hatte das heilige Buch geküßt, und sein Wort gegeben, das Beste war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er stand also auf, dankte Patrick, und bereitete sich nun sogleich seine Reise anzutreten; aber in diesem Augenblicke trat die Pächterin mit ihren Kindern ein, und Fitz-Patrick, Connor bei der Hand fassend, sprach zu ihm: „Was denkst du mein Sohn? glaubst du, wir werden dich ohne Nahrungsvorrath wandern lassen? Überall findet man Wasser in Ermanglung von Milch, aber nicht überall findet man Brot. Mein Weib hat dafür gesorgt, und die ganze Nacht gebacken. Hier sind zwei Kuchen, ein größerer und ein kleinerer, trage den größeren unter deinem Arme und beiß darein auf der Reise, wenn du Hunger hast, und nichts besseres findest, allein den kleinern — wünschen wir, sollst du hübsch in die Tasche stecken und ihn deiner Nelly in unserm Namen bringen, sie möge ihn als ein Zeichen unserer Freundschaft annehmen, sie soll ihn kosten, und meinem Weibe die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie auch gute Kuchen backen kann. Laß mich ihn dir selbst in deine Tasche stecken, — so mein Sohn! — Aber was seh' ich? — nicht einmal ein Knopf an der Tasche

— Geschwind Norry, Nadel und Faden und nähe mir den Sack auf der Stelle zu. Connor könnte fallen, und der Kuchen in den Koth fallen.“

Der Sack wurde zugenäht, und dann Abschied genommen. Alle umarmten Connor, und den gutmüthigen Jungen bewegten diese Zärtlichkeitsbezeigungen so sehr, daß er sich zufriedener auf den Weg begab, als er es noch vor einer halben Stunde war.

Wir wollen nicht alle Bemerkungen anführen, welche während des ersten Tages der Reise in Connor's Kopfe sich kreuzten; bald klagte er sich selbst an, daß er ein Dummkopf sei, bald setzte er Mißtrauen in die Redlichkeit seines Herrn, dann suchte er wieder geheimen Sinn in den beiden Warnungen, welche ihm 84 Guineen kosteten. Am ersten Abende blieb er an der Grenze der Grafschaft Kilkenny, in der Hütte eines Landmannes den er kannte, er theilte sein Abendbrot und rauchte eine Pfeife Tabak mit ihm, und mit den Wolken des Rauches zerstreuten sich im vertraulichen Gespräche eines alten Freundes auch die Wolken auf seiner Stirne. —

Am andern Morgen machte er sich wieder auf den Weg, und da er festen Schrittes vorwärts ging, so holte er bald zwei wandernde Kaufleute ein, welche sich, ihre Waaren auf den Rücken, nach Tipperary begaben. Sie gingen mit einander, und die beiden fröhlichen Gesellschafter zerstreuten bald Connor vollständig. Wenn sie aber prahlten, welche kostbare Sachen sie in ihren Reisebündel trügen, da griff er freilich unwillkührlich in seine Tasche, und er wurde betrübt darüber, daß er so gar nichts darin finde, als seinen

Kuchen. Er gab übrigens doch einen Schilling aus, um eine Scheere für sein Weib zu kaufen.

Unsere drei Reisenden kamen an einen Seitenweg, der zur Stadt Thurle führte. Einer der Krämer sagte: seht einmal hier beim Brunnen ist der Seitenweg, den man uns in der Herberge, wo wir übernachteten, bezeichnet hat, und auf den wir drei Meilen Weges ersparen.

Ja, sagte der zweite Krämer, das ist der Seitenweg, wir wollen ihn einschlagen.

Connor folgte den beiden Gesellschaftern, und war schon mit ihnen über einen Graben auf den Seitenweg gesprungen, als ihm plötzlich die erste Warnung Patricks einfiel. Er blieb stehen und wiederholte bei sich selbst: Wenn du nach Hause gehst, so wende dich niemals von der Hauptstraße ab, vermeide jeden Nebenweg, und geh unter dem Vorwande schneller weiter zu kommen, niemals über die Felder. Er hatte diese Warnung zu theuer bezahlt, um ihr nicht zu folgen. Connor entschuldigte sich also seinen beiden Gefährten nicht folgen zu können und ging allein auf der Hauptstraße vorwärts.

Es begegnete ihm nichts Bemerkenswerthes bis zur Stadt, wo er plötzlich auf einer Bank seine beiden Reisegesellschafter wieder fand, ihre Kleider waren zerrissen, und sie hielten ihm weinend und klagend die Hände entgegen.

Was ist Euch denn begegnet, meine braven Leute? fragte Connor.

Sie waren so in Verzweiflung, daß sie nur mit Mühe Worte fanden, und ihm erzählten: daß sie der Seitenweg, den sie eingeschlagen hatten, in ein Gehölz geführt habe, wo

sie von 6 verlarvten Männern angehalten worden seien. Es waren Räuber, welche ihnen Alles abgenommen und sie dann noch tüchtig abgeprügelt hatten. Sie glaubten an den Stimmen dieser Weglagerer zwei erkannt zu haben, welche ihnen am verflossenen Abend in der Herberge den Seitenweg angepriesen hatten. Connor tröstete sie, so gut er konnte und wünschte sich selbst Glück, sich zur rechten Zeit die Warnung Patricks in's Gedächtniß zurück gerufen zu haben. Er war zwar demohngeachtet nicht reicher, als die Beraubten, aber wenigstens nicht abgeprügelt, wie sie.

Connor verließ sie dann, da er ihnen mit nichts behilflich seyn konnte und setzte seinen Weg fort, bis er zu einer klaren Quelle kam. Hier machte er Halt, setzte sich auf den Rasen nieder, biß in seinen großen Kuchen, wusch sich Gesicht und Hände, dankte Gott, daß er der Gefahr so glücklich entwischt sei, und setzte sich dann wieder in Marsch.

Die Sonne sank unter, als er die Gränzen der Grafschaft Limerick erreichte. Er wünschte noch die Brücke von O' Brien zu überschreiten, denn wenige Schritte davon wohnte auch ein alter Bekannter von ihm, ein Hirte, von dem er überzeugt war, daß er ihn ebenfalls in seiner Hütte mit Freuden aufnehmen werde, allein die Nacht brach an, er fühlte seine Füße schwer, und schätzte sich daher glücklich, ganz in der Nähe einen Pachthof zu bemerken, aus dessen Fenster ihm ein Licht entgegen schimmerte und wo er um Unterstand zu bitten beschloß. Er klopfte also an das Thor, trat mit dem gewöhnlichen Gruße: „Gott beschütze Euch Alle" ein, und wurde von einem jungen Mädchen freundlich empfangen und eingeladen in die Küche zu treten. Connor

setzte sich ohne Umstände unter den Herdmantel. Ein lustiges Feuer brannte da und Connor bemerkte, daß er nicht allein sei. Er zündete seine Pfeife an, mischte sich in das Gespräch, und hieb in eine Schüssel voll Erdäfeln tüchtig ein, welche von der Magd aufgetragen wurde. Alles zeigte von einem wohl bestellten Hause, ungeheure Schinken hingen im Schornsteine, wo sie schon anfingen Farbe zu bekommen, auf den Stellen glänzten Geschirre von blank gescheuertem Zinn, und im Glaskasten erblickte er auch welche von Porzellan und sogar von Silber. Die weitläufigen Ställe beherbergten viele Schafe, Kühe und Pferde. Außerdem bemerkte er eine junge Frau, schön und zierlich gekleidet, welche zu- und abging, sehr geschäftig, und von Zeit zu Zeit nach einer Wanduhr blickend, deren Zeiger ihr zu langsam vorwärts zu schreiten schien. Neben ihm saßen zwei Männer mit guten Gesichtern, welche ihm Pächter zu seyn schienen, die im Begriffe standen irgend einen Markt zu besuchen, ein Gespräch mit ihnen überzeugte ihn, daß er recht hatte. Fremd in diesem Hause, so wie er, waren sie nur wenige Minuten vor ihm angekommen, und kannten den Pächter nur vom Namen. Dieser war nicht gegenwärtig, aber man erwartete ihn. Bald trat er ein, ein alter Mann mit weißen Haaren und sehr ehrwürdigem Gesichte, der alle Gegenwärtigen freundlich und anständig grüßt. Die junge Frau nähert sich dem Manne schmeichelnd. Das ist ihr Vater, dachte Connor, allein er war ihr Gatte, wie ihm die Magd sagte. Der Alte und seine junge Frau verloren sich bald Arm in Arm. Da erinnerte sich Connor der zweiten Warnung Fitz-Patricks. Wenn du in einem Hause

anhältst, welches du nicht kennst, besonders bei Nacht, so schau gut um dich und wenn du bemerkst, daß der Herr des Hauses alt, und die Frau jung ist, so entferne dich so schnell als möglich, lege dich nicht nieder und schließe kein Auge in diesem Hause.

Diese Worte „entferne dich so schnell als möglich," schlugen traurig an sein Ohr, und er glaubte Fitz-Patrick selbst vor sich stehen zu sehen, und zu hören, wie er ihm zurief: Hast du wohl verstanden? Er stand also auf, und den Augenblick benützend, wo alle gegen das Kaminfeuer gekehrt waren, gewann er unbemerkt die Thüre, öffnete sie ohne Geräusch, und ging ohne Jemanden gute Nacht zu wünschen von dannen.

Die Nacht war finster und stürmisch geworden. Connor, nachdem er längere Zeit im Finstern herum getappt hatte, befand sich endlich in einer Art Schoppen, worin Garben und Heubündel standen. Da er nicht mehr hoffen konnte vor dem Morgen die Heerstraße zu gewinnen, und da er sich auch sehr ermüdet und schläfrig fühlte, so streckte er sich so gut es gehen wollte, auf einen Heuschober hin und schloß die Augen; allein er konnte nicht so schnell entschlummern, als er gern gemocht hätte, was ihm seit 3 Tagen begegnet war, ging ihm im Kopfe herum. Er konnte sich nicht erklären, welch eine Gefahr ihm an dem warmen Kamin hätte drohen können, den er so eben verlassen hatte. Bald herrschte tiefe Stille um das ganze Haus, ein feiner Regen fiel, der wohl von Jenen gar nicht gehört wurde, welche sich unter dem wirthlichen Dache befanden. Auch die letzten Lichter, welche

noch durch ein Paar Fenster schimmerten, verloschen. Alles ist nun zur Ruhe gegangen, dachte Connor, nur mich hat meine vielleicht unzeitige Furcht eines weichen Lagers beraubt.

Plötzlich aber ließ ein Geräusch sich vernehmen, er horchte, ein Reiter näherte sich, hielt in dem Schoppen selbst und stieg vom Pferde, welches er an einen Pfeiler band. Seinen Mantel nahm er ab und legte ihn über den Sattel des Pferdes. Als dieses geschehen war griff er in seinen Gürtel und Connor hörte deutlich, wie er eine Pistole lud, er verkroch sich ängstlich ganz unter das Heu und wagte kaum mehr hervor zu blicken, aus Furcht gesehen zu werden. Glücklicher Weise stand das Pferd zwischen ihm und dem geheimnißvollen Fremden. Dieser sich allein glaubend, trat einige Schritte vor den Schoppen hinaus. Connor wagte den Kopf empor zu heben und sah, wie der Unbekannte an eines der untern Fenster klopfte, und sich gleich darauf ein Licht bei demselben zeigte. Connor dachte, ist da ein Dieb, so hat er auch einen Mitschuldigen im Hause, er zitterte darum nur noch mehr, und die Besorgniß für seine Sicherheit machte ihn noch aufmerksamer auf Alles, was vorging. Er wagte es sogar unter den Bauch des Pferdes vor zu kriechen, und verlor auf diese Art kein Wort von dem folgenden Gespräche, welches sich zwischen dem Reiter und einer Frau am Fenster entspann.

„Ich bin's, Marry.“

„Endlich hältst du Wort, William.“

„Bist du bereitet?“

„Ja, zu Allem, wenn du versprichst mich zu heirathen.“

„Ist das nicht mein höchster Wunsch? der einzige Be-

weggrund, warum ich mit Dolch und Pistolen bewaffnet hieher komme wie ein Räuber.“

„Würdest du wohl anstehen, deine Hand selbst in Blut zu tauchen, wenn dieß das einzige Mittel wäre, meine Hand zu erhalten?“

„Ich würde nur vor einem unnützen Verbrechen zurück weichen, aber, wenn's darauf ankäme den Alten aus den Weg zu räumen, hast du Alles so vorbereitet, daß der Verdacht auf Jemand Andern fällt?“

„Hierbei hilft uns der Zufall, viele Fremde haben diese Nacht hier Obdach genommen, man kann leicht diese anklagen und zur Verantwortung ziehen.“

„Ich kann also eintreten und dir folgen?“

„Komm! und habe nur den Muth den Streich zu wagen, ich werde alles Übrige besorgen.“

Der Reiter wendete sich gegen die Thüre, welche sich öffnete und er trat hinein.

Connor fiel in eine Art Fieber. Hätte er so viel Muth besessen als Ehrlichkeit, so würde er gewiß laut geschrien haben: Diebe! Mörder! allein er fürchtete, daß bei seinem Geschrei der Reiter zurück kehren und den Dolch in seine Brust bohren würde. Wenigstens dachte er bei sich selbst, will ich mich eines Beweises gegen das Verbrechen bemächtigen, welches ich leider nicht hindern kann. Er nahm die Scheere heraus, welche er von den Krämern für seine Nelly gekauft hatte, schnitt ein Stück von dem Mantel ab, welcher über dem Sattel lag, dann stach er drei Löcher in das Leder des Zaumes, aber so klein, daß unmöglich ein Anderer sie bemerken konnte, als Jener, der sie gemacht hatte.

Als dieß geschehen war, entfloh Connor so schnell als möglich, nachdem ihm vorher ein dumpfes Ächzen an die Ohren gedrungen war, das ihm die Seele durchschnitt, er kam bald auf die Heerstraße, da er mehr lief als ging.

Nach wenigen Stunden überschritt Connor die Grenze der Grafschaft Clare, und hatte nur mehr wenige Meilen bis zu seinem Dorfe, und um 6 Uhr Abends sah er endlich das Dach seiner ärmlichen Hütte. O der Freude! Nelly saß vor der Thüre und blickte nach der Straße, als ob eine Ahnung ihr seine Zurückkunft vorher verkündet hätte. Sie erkannte ihn, rief ihre Kinder, und bald lagen alle in den Armen des glücklichen Connor.

Aber als es sonach zu nähern Erklärungen kam und als Connor sich in der Verlegenheit sah, zu gestehen daß er mit leeren Säcken zurück komme, da stand die ganze Familie betroffen vor ihm und Nelly empfing stumm und ohne Dank die Scheere, welche er ihr überreichte. Die gute Frau dachte, Connor spreche nicht ganz die Wahrheit, und bat ihn daher ihr alle Begebnisse während seiner Abwesenheit zu erzählen.

Connor ließ sich nicht bitten, und als naiver Erzähler vom Anfange anfangend, wiederholte er Wort für Wort die Warnungen, welche ihm der Pächter zu Kilkenny statt der ihm schuldigen 84 Guineen gegeben. „Wie? — rief Nelly, ihn unterbrechend, das ist Alles was du uns von drei Jahren der Arbeit zurück bringest? Dieser Vorwurf Nelly's erinnerte Connor an den zweiten Kuchen, den ihm Fitz-Patrick so sehr empfohlen hatte. — Oh! oh! — rief er, ich vergaß, daß dir Mistriß Patrick auch einen Kuchen, von ihrer Hand gebacken, sendet.

Der vernähte Sack wurde aufgeschnitten, und Nelly empfing den Kuchen mit den Worten: Laß sehen ob die Frauen zu Kilkenny das Kuchenbacken besser verstehen, als wir in Clare. Die armen Kinder Connor's machten großmächtige Augen, denn seit langer Zeit hatten sie nichts gegessen als Kartoffeln, aber wie groß war das Erstaunen und die Freude der Familie, als Nelly den Kuchen durchschnitt und eine Börse mit 84 Goldstücken gefüllt sammt einem Briefe heraus fiel, welcher also lautete:

„Mein lieber Connor! Ich hoffe dieser Brief wird alle deine früheren Besorgnisse zerstreuen. Leichtgläubig und unvorsichtig, wie wir dich kennen, besorgten wir, du möchtest ärmer nach Hause kommen, als du ausgegangen warst, und darum zwang ich dich fast die beiden Warnungen von mir umsonst anzunehmen, welche aber wirklich jene 84 Guineen werth sind, mit denen du sie zu theuer bezahlt zu haben glaubst.“

„Hier hast du eine dritte Warnung mit in den Kauf: Es ist nicht genug, mein lieber Connor, Geld zu haben, man muß auch wissen es gut anzuwenden. Mache also guten Gebrauch von dem Deinigen, und Gott beschütze dich, was wir alle vom Herzen wünschen.

James Fitz-Patrick.“

Als dieser Brief gelesen war, wurde Gottes Schutz noch hundertmal mehr von dem dankbaren Connor und seinem Weibe auf Patricks Haupt erfleht. Dann erfüllte Connor Nelly's Wunsch und erzählte seine Reiseabenteuer, welche die Familie mit Staunen, und besonders jenes der

letzten Nacht mit Beben anhörte. Nun erst sahen Alle ein, wie kostbar Patrick's Warnungen waren.

Die Klugheit kommt bei manchen Menschen erst nach dem Reichthum. Connor und sein Weib beschlossen ihren Nachbarn Alles was ihnen begegnet war geheim zu halten. Zwei schöne Kühe und 6 Schweine wurden angekauft und die ärmliche Hütte glich bald einem kleinen Pachthofe. Da regte sich nach einigen Wochen Connor's Gewissen. Er wünschte doch gerne zu wissen, was in dem Hause vorgegangen sei, aus welchem er so glücklich entwischt war. Connor ging also zu Herrn Corbett, dem Sherif der Grafschaft Clare, und entdeckte ihm Alles, was sich mit ihm, seit seiner Abreise von Kilkenny begeben hatte. „Dem Himmel sei Dank! rief der Sherif, der dir den menschenfreundlichen Gedanken einhauchte mir dieß zu entdecken, vielleicht sind in diesem Augenblicke schon zwei Unschuldige in Limerick zum Tode verurtheilt; denn heute ist der Tag an dem ihr Urtheil gesprochen wird. Auf der Stelle mein Pferd satteln! rief der Sherif zur Thüre hinaus. Hast du das abgeschnittene Stück vom Mantel aufbewahrt? fragte er Connor. Dieser übergab es ihm. Dann schrieb der Scherif einen Brief und gab ihn Connor mit den Worten: du reitest sogleich auf meinem Pferde nach Limerick und steigst nicht eher ab, bis du am Thor des Justizgebäudes anhältst, dort gibst du diesen Brief meinem Collegen dem Sherif, der dir sogleich Eintritt in die Jury verschaffen wird. Geh mein Sohn, eile so viel du kannst und bedenke, daß du Tod oder Leben zweier Unschuldigen trägst.

In weniger als drei Stunden war Connor in Lime-

rick und hielt auf dem schaumbedeckten Gaule vor dem Gerichtshofe. Einige Minuten nachher stand er vor den Richtern.

Wirklich sprach man an diesem Tage das Urtheil über zwei Männer, welche angeklagt waren sich in das Haus eines reichen Pächters eingeschlichen zu haben, mit der Absicht ihn zu ermorden und zu berauben. Die Anklage führte die junge Frau des Opfers. Die beiden Angeklagten, bei welchen eine mit Gold gefüllte Börse und Papiere des Ermordeten waren gefunden worden, wollten nichts gestehen, allein alle Inzichten sprachen gegen sie, und die Vertheidigung ihres Anwaltes war fruchtlos.

Der Sherif stand in dem Augenblicke, als die Richter schon im Begriffe standen ihr „Schuldig" über die Angeklagten auszusprechen, auf, und sagte: Meine Herren, Etwas Außerordentliches nimmt Ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein neuer Zeuge hat sich gemeldet, welcher wichtige Entdeckungen zu Gunsten der Angeklagten machen will. Ich würde mich des Amtes unwürdig halten, welchem ich die Ehre habe vorzustehen, wenn ich Sie nicht ersuchte Ihre Sitze wieder einzunehmen, und noch einige Augenblicke ein Urtheil zurück zu halten, welches in der Zukunft für Sie und für mich eine Quelle von Gewissensbissen werden könnte.

Der Advokat der Angeklagten lud dann den neuen Zeugen ein, den Eid abzulegen, daß er die Wahrheit sprechen wolle. Connor trat vor und Alle bemerkten den Eindruck, den sein unerwarteter Anblick auf die junge Witwe machte, welche neben einem Manne saß, mit dem sie eben im Gespräche begriffen war. Sie erröthete und wandte das Gesicht

ab. Connor, ermuthigt, nahm nun das Wort: Mylord! sprach er, bevor ich mein Zeugniß ablege, bitte ich Eure Herrlichkeit, die Thüren dieses Saales besetzen zu lassen, denn ich müßte mich sehr irren, oder die beiden wahren Verbrecher befinden sich hier mitten unter uns. Bei diesen Worten bedeckte die junge Frau das Gesicht mit dem Sacktuche und ihr Nachbar knöpfte seinen Mantel zu, als ob er sich zum Weggehen bereiten wollte. Connor erzählte dann Alles der Wahrheit getreu und ein beifälliger Antheil überzeugte ihn, daß man seinen ungeschminkten Worten vertraue. Immer mehr beherzt gemacht, wurde er in der Folge fast beredt, er wandte sich gegen das junge Weib und mit dem Finger auf sie deutend, rief er: Dieß ist das Weib, welche an das Fenster trat, mit dem Reiter zu sprechen, ich hab mich durch ihre Stimme ganz überzeugt, als sie früher einige Worte halbleise mit dem Manne sprach, der neben ihr sitzt — und dieser Mann — ja, er ist der Mörder, ich erkenne ihn an seiner Gestalt, an seinem Bart und an seinem Mantel, wovon ich ein Stück abgeschnitten habe, hier ist es, man untersuche es und sehe, ob es nicht genau an dem Mantel fehle, den er so sorgfältig zuknöpft.

Diese Anklage ergriff die beiden Angeschuldeten mächtig, sie standen starr und während man das abgeschnittene Stück dem Mantel anpaßte, sprach Connor: Man untersuche auch den Zaum vom Pferde dieses Mannes, und man wird drei kleine Löcher darin finden, welche ich selbst mit einer Scheere hinein gestochen habe.

Mehr Beweise waren nicht mehr nöthig, der Mörder fiel auf seine Knie und gestand Alles, seine Mitschuldige sank

in Ohnmacht, und die beiden vorgeführten unschuldig Angeklagten hoben ihre Hände dankend zum Himmel und küßten dann jene Connor's.

Connor war für die Stadt Limerick fast ein Meerwunder geworden, man drängte sich ihn zu sehen, allein er kehrte gleich nach Hause zurück. Dort führte er mit seiner Nelly gute Hauswirthschaft, erzog seine Kinder in der Furcht des Herrn und wiederholte ihnen manchmal die Warnungen Fitz-Patrick's.

Der kleine Hut.

Erzählung.

Ein berühmter Biblioman kehrte nach einer dreijährigen Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich in seine Heimath zurück. „Liebe Freundin," sagte er triumphirend zu seinem Weibe, „ich werde dich nun nicht mehr allein lassen, wie die arme Penelope. Ulysses hat gefunden, was er sucht." Und er öffnete ein rundum mit Eisen beschlagenes Kästchen, und zeigte ein kleines Büchelchen in Schweinsleder gebunden. „Dieß," rief er aus, „ist der Schatz, der mich drei Jahre beschwerlichen Reisens und Nachforschens gekostet hat. Aber ich beklage mich nicht darüber, da mein Streben reich belohnt wurde. Dieses Büchlein ward mir für 100 Louisd'ors überlassen, und es ist der beste Handel, den ich in meinem Leben gemacht habe." Und als er diese Worte gesprochen hatte, näherte er sich dem Kamine, schürte das Feuer in demselben zusammen, und warf das Büchlein in die lodernde Flamme.

Dann sah er lächelnd seine staunende Gattin an, und sprach zu ihr: „Du hältst mich vermuthlich für einen Wahnsinnigen. Allein das Opfer, welches ich in diesem Augenblicke bringe, war nothwendig, und jetzt, da das Buch in

Asche liegt, kann ich dir Alles sagen. Sieh dort in meiner Bibliothek, rechts auf der dritten Stelle. Siehst du dort das Büchlein, welches gerade so aussieht, wie jenes, welches ich so eben verbrannt habe? Auf der ganzen Welt existirten nur zwei Exemplare von diesem kostbaren Werke, jedes war 500 Louisd'ors werth, jetzt existirt nur mehr ein einziges, und dieses ist unschätzbar."

Alle Liebhaber, von was immer für Gegenständen, denken wie dieser Biblioman, und handeln wie er, wenn sie können. Viele Bücher sind auf diese Art verbrannt, viele Kunstgegenstände vernichtet worden.

In einer kleinen Stadt der Grafschaft Sussex lebten zwei Männer, jeder von einer Leidenschaft besessen. Der Eine, Sir Eduard Kinnisdale, machte eine Sammlung von historischen Seltenheiten, der Andere, Henry Buttler, war ein wüthender Bibliophil. Da ihre Neigungen auf verschiedene Gegenstände gerichtet waren, so lebten sie im besten Einvernehmen, sie halfen sich wechselseitig mit ihrer Börse aus, sie standen sich bei großen Unternehmungen bei, Sir Eduard bewunderte gerne die Bücher Buttler's, und Buttler rühmte aus ganzem Herzen das Kabinet Sir Eduard's.

Dieses dauerte bis zur Verehelignug der beiden Freunde. Der ernsthafte Buttler hatte in seinen Büchern kein Präservativ gegen die Reize einer jungen Miß gefunden, der 17jährigen Tochter eines armen Pastors, und heirathete sie. Sir Eduard gestand, daß seiner Sammlung noch eine sehr kostbare Curiosität mangle, ein Weib, und er reichte seine Hand Miß Arabella Maccawin. Unsere beiden wü-

thenden Sammler waren weit entfernt, in Hymens Joch ganz glücklich zu seyn, und es gab in ihrem Häuslichen verschiedene Scenen, welche die gute Ordnung und die Einrichtung ihrer Sammlungen unangenehm berührten. Mistriß Buttler und Mistriß Kinnisdale liebten beide Putz und Tanz, sie hatten auch beide eine Schwäche für die knappen Uniformen, welche die jungen Dragoneroffiziere trugen, welche in ihrem Städtchen in Garnison lagen. Diese Übereinstimmung in ihren Neigungen entzweite die beiden Frauen und brach auch das freundschaftliche Einvernehmen der beiden Männer. Ein kleines Städtchen ist ein zu kleines Reich, als daß die Oberherrschaft über dasselbe eine Theilung zwischen zwei Frauen zuließe.

Ehemänner wie Buttler und Eduard sind unschätzbar. Ganz nur einer Leidenschaft hingegeben, ist ihnen Eifersucht fremd, und was auch kommen mag, sie fügen sich leicht darein, wenn es nur ihre Hauptleidenschaft nicht berührt. Eines Tages, als Buttler seine Frau etwas scharf anließ, bekam diese aus Galle Nervenzuckungen, ergriff ein Dutzend Bücher, welche eben auf einem Tische aufgestellt waren, warf sie auf den Boden und trat sie mit Füßen, daß die Blätter davon im Zimmer herum flogen. Dieser Vandalismus ward verübt, bevor der Biblioman noch Zeit gewann, seinen Schatz zu retten. Er hatte sich seiner Frau zu Füßen geworfen, gebeten und gedroht, allein vergebens! Er las nun die Überreste auf. Diese Lehre war hinreichend, Buttler zu überzeugen, daß er seiner Frau nie mehr widersprechen dürfe.

Mistriß Kinnisdal wandte bei einer ählichen Gelegenheit dasselbe Mittel mit gutem Erfolge an. Als sie ihr

Herr Gemahl in einem zärtlichen tête-à-tête mit einem Kapitän angetroffen hatte, und sich darüber aufzuhalten wagte, ließ sie ein fürchterliches Gewitter ergehen. Der Herr Gemahl flüchtete sich in sein Kabinet, aber dieses heilige Asyl wurde durch die Furie entweiht, welche, nachdem sie geschrieen, geheult und in Ohnmacht gesunken war, eine alte hetrurische Vase ergriff, und sie auf den Boden warf, daß sie in tausend Stücke zerbrach. Sir Eduard that einen Schrei des Entsetzens. „Himmel!“ rief er, „das ist ein unersetzlicher Verlust, denn es ist das einzige Exemplar auf der Welt.“

„Worüber beklagst du dich?“ antwortete ihm kalt seine Frau, „du hast ja statt eines Stückes jetzt hundert.“

Der arme Mann nahm sich fest vor, den Unterhaltungen seiner Frau kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen, denn lieber wollte er ihr tête-à-tête mit allen Kapitäns der ganzen Welt verzeihen, als sich noch einmal einer solchen Scene aussetzen.

Die Vorsicht hatte indessen den beiden armen Ehemännern ihr Mitleid geschenkt, und sie fast zu gleicher Zeit zu Witwern gemacht. Jeder von beiden besaß auch ein kostbares Unterpfand einer unglücklichen Ehe, Buttler hatte einen Sohn und Sir Eduard eine Tochter.

Durch ihre Gattinnen entzweit, knüpften sie nach deren Tode ihr altes Freundschaftsband wieder an. Indessen hatte sie die Zeit kälter gemacht, und sie waren zu sehr Egoisten geworden, um mehr den wahren Werth der Freundschaft zu fühlen. Auch hatte ihre Lebenslage seit einigen Jahren eine größere Scheidewand zwischen ihnen gezogen. Sir Eduard,

der über Buttler ohnehin den Vorzug einer adeligen Geburt hatte, war auch durch eine Erbschaft sehr reich geworden, indessen Buttler, durch seine Frau und seine Bücher zu Grunde gerichtet, erbärmlich leben mußte.

Allein der Bibliophil hatte sehr bescheidene Wünsche. Der Schatz seiner Bücher genügte zu seinen Freuden, und er dankte dem Himmel, daß er ihm nur noch so viel gelassen habe, um die Erziehung seines Sohnes bestreiten zu können. Der junge Edmund Buttler, von der Natur günstig ausgestattet und durch Erziehung vortheilhaft gebildet, war mit 19 Jahren ein vollkommener Jüngling. Er bestimmte sich zur Rechtsgelehrsamkeit, und sein Vater sah in ihm schon einen künftigen Lord-Kanzler von England.

Erwartend die Erfüllung dieser hohen Bestimmung, wurde Edmund, der ein offenes Herz wie einen offenen Kopf hatte, verliebt; und in wen? in Miß Henriette Kinnisdale.

Henriette war der Liebe des Jünglings würdig. Es gab in ganz Sussex kein hübscheres, anmuthigeres Mädchen. Sie besaß die Reize ihrer Mutter, ohne deren Gefallsucht und Leichtsinn zu besitzen. Sie hätte lieber Alles geduldet, als ihrem Vater einen Verdruß zu machen oder seinen gesammelten Schätzen Schaden zuzufügen, und die Dragoner-Uniform war ihr ganz gleichgültig, ja sie zog der glänzendsten den Advokatenmantel vor, vorausgesetzt, daß er von Edmund Buttler getragen werde. Edmund's Liebe wurde also erwiedert.

Eines Morgens trat der Jüngling zu seinem Vater in

die Bibliothek und sprach: „Lieber Vater, haben Sie denn gar nichts bemerkt?“

„Allerdings, mein Sohn,“ erwiederte Buttler, „da in diesem Incunabel einen Druckfehler, der mir früher nie aufgefallen ist.“

„Das meine ich nicht,“ versetzte Edmund lächelnd, „freilich ist das Herz schwerer zu durchschauen, als ein Buch. Vater, Vater! Ich bin verliebt.“

„Geh, mache mir keine Flausen vor, was geht das mich an?“

„Ach! an wen soll ich mich anders wenden, als an Sie? Wer anders kann und soll um die Hand meiner Geliebten für mich werben?“

„Wie, du willst heirathen? O mein Sohn, begehe ja diese Thorheit nicht. Und wer ist denn deine Auserwählte?“

„Miß Henriette Kinnisdale.“

„Die Tochter Sir Eduard's?“ schrie Buttler. „Unglücklicher! hast du denn den Abstand nicht bedacht, der zwischen Euch beiden ist?“

„Zwischen zwei Herzen, die sich lieben, gibt es keinen Abstand,“ antwortete ganz trocken der Doktor der Rechte.

„Aber der Rang? das Vermögen? Rechnest du diese für nichts?“

„Durchaus für nichts, da man deren nicht nöthig hat, um glücklich zu seyn.“

„Ja, wenn alle Väter deine Grundsätze theilten.“

Das Hin- und Herreden dauerte lange, aber endlich wich der kalte Vater dem feurigen Sohne, und nach einer Stunde kleidete sich Buttler an, und begab sich zu seinem

alten Freunde Kinnisdale. Er war voll Muth und Eifer, seinen Wunsch geradezu anzubringen, ausgegangen, kam aber ganz betrübt und niedergeschlagen wieder zurück.

„Nun, Vater, wie steht's," rief ihm sein Sohn schon von weitem entgegen.

„Schlecht steht's," antwortete Buttler, „das, was ich voraus sah, ist eingetroffen."

„Haben Sie ihm gesagt, daß wir uns unaussprechlich lieben?" —

„Kindisches Strohfeuer!" hat er geantwortet. „Junge Mädchen lieben gewöhnlich das Unmögliche, nehmen aber doch denjenigen, den man ihnen zum Manne gibt."

„Ach! Alles ist verloren!" rief Edmund verzweifelnd.

„Vielleicht noch nicht;" tröstete der Vater. „In ein Paar Tagen will ich wieder hingehen, vielleicht kommen ihm bis dahin bessere Gedanken."

Eine ganze Woche hindurch machte Buttler täglich Besuch bei Sir Eduard, und machte ihm Vorstellungen, allein vergebens, Eduard nahm endlich sogar zu Unhöflichkeiten seine Zuflucht, um sich des Zudringlichen zu erwehren. Das letzte Mal, als Buttler von Kinnisdale zurückkehrte, wäre er beinahe hinausgeworfen worden, brachte aber doch eine fröhlichere Miene mit, als gewöhnlich.

„Mein lieber Edmund," redete er seinen Sohn an, „Sir Eduard ist unbeugsam, der Hochmuthsteufel ist ihm mit den Jahren in den Kopf gefahren, er will, daß seine Tochter einen Baronet bekommen soll. Allein das geschieht nicht. Ich habe die Schwäche der Festung entdeckt, und weiß, wo ich Bresche schießen muß. Ohne meine unglückliche Leiden-

schaft für meine Bücher wärst du vielleicht so reich, daß Sir Eduard seine Forderungen und seinen Adel diesem Reichthum opfern würde. Aber Dank sei dem Himmel, Henrietten's Vater hat auch seine Passion, die ihn zwar nicht zu Grunde gerichtet hat, die uns aber doch vielleicht zum Ziele führen kann. Es kommt mir zu, das Unrecht wieder gut zu machen, welches ich dir durch Verschwendung deines Erbtheils zufügte. Du kehrst jetzt auf die Universität zurück und bleibst drei Monate dort, ich reise nach London und begebe mich von da nach dem Continente. In drei Monaten bin ich auch wieder zurück, wir finden uns hier. Ich wage dann den letzten Schlag, und hoffe mit Gott zu siegen."

Vater und Sohn umarmten sich, und sagten sich Lebewohl. Zwei Tage nachher fährt Buttler in London mit einem kleinen Reisesacke und einem Kästchen, worin seine kostbarsten Bücher verschlossen waren, ein.

Bei seiner Rückkehr nach drei Monaten gab Buttler ein Fest, wozu er Sir Eduard bat, der aber nicht kam. Buttler hatte wohl gewußt, daß es so kommen würde und auch darauf gerechnet, aber das Fest machte doch viel Lärmen und man sprach in der ganzen Stadt davon, ja man erzählte sich, daß Buttler seine Rückkunft feiern und seinen Freunden etwas Kostbares zeigen wollte, was er in Frankreich an sich gebracht hatte.

„Hm! vielleicht eine alte Scharteke!" sagte Sir Eduard verächtlich.

„Nein," antwortete der Sherif, „ein sehr seltenes, sehr merkwürdiges Stück, das eigentlich in die kostbare Sammlung Eurer Herrlichkeit gehörte, den kleinen Hut, den Na-

poleon bei seinem Übergang über den Bernhardsberg getragen.“ —

Sir Eduard erröthete und erblaßte. In seiner ganzen Curiositäten-Sammlung war ihm ein kleiner Hut Napoleon's eines der kostbarsten Stücke; er hatte ihn sehr theuer bezahlt, und bevor er ihn ankaufte, sich Dokumente und unwiderlegbare Beweise seiner Echtheit sowohl, als auch des Umstandes, daß er der einzige noch existirende Hut des großen Mannes sei, verschafft.

„Das ist ein falscher Hut!“ schrie Eduard. „Es werden mehre in Paris angeboten, und Dummköpfe kaufen sie als echt.“

„Erlauben mir Eure Herrlichkeit zu bemerken, daß auch Buttler unläugbare Zeugnisse für die Echtheit seines Hutes besitzt. Er hat den Hut von einem noch lebenden Kammerdiener des Kaisers gekauft.“

Gleich nach dieser Unterredung begab sich Sir Eduard, von seiner Leidenschaft getrieben, zu Buttler. Der Bibliophil empfing ihn ernst, und fragte um die Ursache eines so unerwarteten Besuches.

„Ich will Ihnen Aufschluß über eine Sache geben, worin Sie hintergangen worden sind. Ich meine den Hut — er ist falsch!“

Aber wie erstaunte Eduard, als ihm Buttler alle die Certificate vorzeigte, gegen die er nichts einwenden konnte.

„Ha!“ schrie er, „das ist zu viel! Was wollen Sie bei dem Handel gewinnen, wenn Sie den Hut mir abtreten?“

„Es ist mir leid, aber ich kann nicht.“

„Ich gebe Ihnen noch einmal so viel, als Sie gegeben haben.“

„Und wenn Sie mir die Hälfte Ihres ganzen Vermögens geben, ich dürfte es nicht annehmen, denn der Hut ist nicht mehr mein.“

„Wie, Sie haben ihn schon verkauft?“

„Nein, ich schenkte ihn meinem Sohne zur Aussteuer.“

„So? — Nun wohlan! So werde er mein Schwiegersohn,“ versetzte Sir Eduard nach kurzer Überlegung, aber mit der Bedingung, daß er mir das kostbare Kleinod abtrete.“

Man kann denken, wie gerne Edmund diese Bedingung einging.

Bonifaz, der Sultan von Ungefähr.

Ein Schwank aus dem Spanischen.

Eine kleine Insel irgendwo im Meere, war seit sieben Tagen in tiefe Trauer versenkt, weil ihr Sultan gestorben, und das Testament des Verstorbenen so seltsam abgefaßt war, daß man nicht wußte, wer die Krone erhalten würde. Die Insel hatte eine unbedingt monarchische Regierungsform, und jedes Wort des Fürsten war selbst nach seinem Tode ein unverbrüchliches Gesetz für das Land.

Alle Wessire gingen düster und schweigend herum, theils aus Bangigkeit über ihr künftiges Schicksal, da ihnen nicht bewußt war, ob sie der neue Sultan in ihren Ämtern lassen, oder ihnen vielleicht gar Rechenschaft über die Verwaltung der verschiedenen Zweige abfordern würde; theils weil ihnen die Sedisvakanz bei dem Volke viel zu schaffen machte.

Eines Abends begegnete Dummruly der Großwessir des verstorbenen Sultans, dem General Dividomine vor dem Pallaste. Blaß, entstellt, mit in einander geschlungenen Armen vor sich hin auf den Boden starrend, stand der letztere da, gerade so, als ob er eben den Plan

16 *

zu einem Trauerspiele im Geiste ausarbeiten wollte. — „Was fehlt dir General?“ fragte Dummruly. — „Ich bin verliebt!“ antwortete kurz, aber mit gräßlichem Tone Dividomine. — „Und in wen?“ — „Das ist's ja eben, was mich wahnsinnig macht. Ich darf keine Gegenliebe hoffen.“ — „Nun, wer ist denn der Gegenstand deiner Flamme?“ — „Prinzessin Abidi.“ — „Unglücklicher! die Nichte des verstorbenen Sultans?“ — „Sie selbst, sie allein! und keine Andere! Ein Feuer, das ich nicht zu dämpfen vermag, durchglüht mein Innerstes und mein Körper ist so mager davon geworden, daß mich ein Seidenwurm umarmen könnte.“ — „Hast du die Klausel des Testaments vergessen?“ — „Da Prinz Gelinor, mein theurer Sohn, der in die Welt gelaufen ist, ich weiß nicht wohin, nichts von sich hören läßt, so soll, da ich keinen anderen Verwandten habe und ich allen Thronstreitigkeiten zwischen den Eingebornen vorbeugen will, mein Zepter und meine Krone dem ersten Fremden, der auf der Insel anlangt, übergeben werden; auch soll selbiger meine Nichte Abidi zum Weibe nehmen. Kommt aber mein Sohn Gelinor binnen zwei Jahren zurück, so nimmt die Succession (wenn auch ein Fremder nach meinem obigen Willen bereits auf dem Throne säße) den gewöhnlichen Gang.““ — „Das Alles habe ich nicht vergessen, werther Dummruly!“ — „Was hat dir also die Kühnheit gegeben, in die Prinzessin verliebt zu werden?“ — „Die hat mir Niemand gegeben, sie ist von selbst gekommen.“ — „Hast du der Prinzessin dich schon entdeckt?“ — „Nein!“ — „Hast du ihr auch nicht geschrieben?“ — „Ich kann nicht schreiben.“ — „Wie Ge-

neral?“ — „Die gemeine Kanaille mag sich mit dem Gekritzel abgeben; wir schreiben mit dem Degen, in das Blut Anderer getaucht.“ — „Mache dir keine Hoffnung, Geneneral, und bedenke, die Prinzessin war einst dem Prinzen Gelinor mit Liebe zugethan.“ — „Das thut nichts, Gelinor ist abwesend und ich bin da, und noch kein Weib hat mir widerstanden, das ich mit meinem Flammenauge so recht angeblitzt habe.“ — „Du bist doch ein wenig eitel, General, denn dein Äußeres ist nichts weniger als verführerisch.“ — „Alter Schwätzer, ich suche meines Gleichen.“ — „In jedem Falle könnte diese Leidenschaft uns großes Unglück bringen, wenn ich nicht von deiner Klugheit überzeugt wäre. Ich hoffe, daß du nach dem Beispiele deiner erhabenen Ahnen den letzten Willen unsers Sultans verehren und unterstützen wirst.“ — „Ich bin nicht mehr klug. Seit sieben Tagen harre ich mit dem ganzen Lande auf den Fremden, dem wir unsere Huldigung darbringen sollen. Heute halte ich mich trotz meiner fünfzig Jahre nicht mehr, ich entdecke der Prinzessin meine Leidenschaft und erhört sie mich, so flieh ich mit ihr.“ — „General!“ — „Sage nichts! ich werde die Ruhe dieses Landes nicht stören, ich suche anderswo einen Thron für mich und die Prinzessin. Ihr wißt wohl, dieser Degen weiß sich Alles zu verschaffen. Lebe wohl!“ — Mit diesen Worten stürzte der General Dividomine in den Pallast. Noch hatte er darin nicht zehn Schritte gethan, als er die liebenswürdige Abibi erblickte. — Seit der Zeit, als man am Hofe keine Nachricht von Gelinor erhalten, seufzte sie Tag und Nacht nach ihm, dem Geliebten ihrer Seele. Hundertmal verwünschte

sie seine Sehnsucht, die Welt kennen zu lernen, täglich sandte sie die innigsten Gebete zur Sonne, daß sie ihr den Geliebten erhalte, und in ihre Arme zurückführe, und schwur oft in den herbsten Augenblicken ihres Schmerzes, eher in's Meer zu springen, als einem Andern anzugehören. — Der General Dividomine war wohl am wenigsten dazu geeignet, diese Entschlüsse wankend zu machen; ein fünfzigjähriger Halbnarr, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er einen Degen an der Seite trug. Die Prinzessin behandelte ihn gewöhnlich gütig, da sie wußte, daß er das Vertrauen ihres Oheims besaß, und dieß war es, was ihm glauben machte, er dürfe nur ein Wort sprechen, um glücklich zu seyn.

Als Adidi ihn im Pallaste bemerkte, trat sie auf ihn zu und fragte, was man Neues spreche. — Dividomine suchte den angenehmsten Ton aus seiner Kehle hervorzuzwingen, und antwortete: „daß man gar nichts Neues spreche, daß seine Soldaten noch immer an den Küsten ausgestellt wären, um Denjenigen zu erwarten, der sie regieren sollte, und daß es Kanonendonner verkünden würde, wenn er angelangt sei.“ „Gebe der Himmel, daß er nie erscheint!“ rief die Prinzessin sehr laut aus, und setzte etwas leiser hinzu: „Prinz Gelinor besitzt dieses Herz, und ich würde die unglücklichste der Frauen, müßte ich die Gattin eines Andern werden.“ — Der edle, etwas taube General, der nur den Vordersatz, aber nicht den Nachsatz gehört hatte, rieb sich freudig die Hände und wiederholte freudig die Worte der Prinzessin: „Gebe der Himmel, daß er nie erscheine!“ „Das heiß' ich zuvorkommen!“ sagte er schmunzelnd zu sich selbst.

„Sei kühn, General, und du siegst!“ und wie der Blitz schleuderte er sich zu den Füßen der Prinzessin nieder und schrie, daß man es im ganzen Pallast hören mußte: „Himmlische Prinzessin mit dem Doppelherzen!“ — Adidi war so betroffen, über diese seltsame Anrede, daß sie den Redner alsogleich unterbrach, ihn bittend, er möchte ihr erst die Worte erklären. — „Sei ruhig!“ erwiederte der General. „Alles soll dir klar werden. Außer deinem Herzen, das mir unendlich theuer ist, besitzest du auch das meinige, das mir noch theurer ist. Ich bin General und doch dein Sklave. — Du kannst es hindern, daß man nicht mit Fingern auf mich deute und ausrufe: Seht den Mann ohne Herz! — Schenke mir das deinige, göttliche Adidi!“ — „Du bist närrisch!“ sagte die Prinzessin, halb lächelnd, halb zürnend.“ — „Ja das bin ich!“ fiel ihr Dividomine in's Wort, „für dich, durch dich bin ich's!“ — „Entferne dich Verwegener!“ rief Adidi ernsthafter. — „Zürne nicht, schönste deines Geschlechtes, wenn ich dir meine Hand anbiete, bevor ich dir noch eine Krone anbieten kann. Ich habe bisher alle Hoheit verachtet, aber du kennst meinen Muth; sprich ein Wort und dieser Degen macht aus allen Inseln des großen Weltmeers eine einzige, welche dir huldigen soll, und dieser Arm gewohnt zu siegen, hebt dich auf einen Thron, wozu zweihundert Königreiche die Stufen bilden sollen.“

In diesem Augenblicke schallte Kanonendonner, vermischt mit Trommelwirbeln und Schmettern der Trompeten. Der Großwessir Dummruly trat ein, schreiend: „Der neue Sultan kommt! bereite dich Prinzessin ihn zu empfangen! und du General, folge mir ihn zu bewillkommen!“ Der

General stand auf, zog seinen Degen mühsam, sagte der Prinzessin Lebewohl und folgte Dummruly.

Immer näher gegen den Pallast wogte das Volk mit Freudengeschrei. Abidi erfuhr, daß ein Schiff in der vorigen Nacht gestrandet und Mann und Maus auf demselben zu Grunde gegangen sei, bis auf einen einzigen Matrosen, der schwimmend sich auf die Insel gerettet habe. Dies Alles hatte seine Richtigkeit, und wir setzen hier noch dazu, daß das gestrandete Schiff ein engliches war, und der glückliche Matrose sich Bonifaz nannte. Die Soldaten, welche ihn fanden, hatten sich beeilt, ihn mit Kleidern zu versorgen, welche des Thronerben würdig waren, und man trug ihn auf einem Palankin, in Mitte des allgemeinen Freudengeschreies, in den Pallast. — Bonifaz war ein kleiner dicker Kerl, mit einem Paar rother Bausbacken, einem kleinen, stets zum Lächeln verzogenen Mund, struppigem schwarzen Haar und breiten schwarzen Augenbrauen, dumm und roh, übrigens ein guter Schlag Menschen, an dem wir, außer der Gefräßigkeit, eben keine hervorstechende Unart zu rügen wüßten. Die ersten Worte, die er bei dem Eintritte in den Pallast von sich hören ließ, waren folgende, an die Träger seines Palankins gerichtet: „Holla! nicht so geschwind! der Teufel mag euer Kutschiren sogleich gewohnt werden!“

Die Prinzessin hatte kaum einige Blicke auf den neuen Herrscher geworfen und seine ersten Worte vernommen, als sie schnell und mit dem innigen Wunsche, daß sie ihm ja recht sehr mißfallen möge, in ihr Gemach eilte. Der Großwessir Dummruly freute sich heimlich darüber, daß der

neue Herrscher so wenig Geist blicken ließ, und sah schon das ganze Regierungsgeschäft auf seinen Schultern ruhen. Er erhob seine Stimme und schrie, was nur seine beiden Lungenflügel erleiden mochten: „Beneidenswerthes Volk dieser glücklichen Insel, schreie Heil! Heil! Heil deinem Herrn! Drei Waffenherolde wiederholten die Aufforderung gegen alle drei Enden der Insel und das ganze Volk rief nach: „Heil! Heil! Heil unserm neuen Sultan!“ wobei nur ein einziger Spaßvogel auch gehört haben wollte, daß einige Satyriker der Insel statt Heil — Heu unserm neuen Sultan! sollten gerufen haben. — Der General Dividomine kommandirte während dieses Freudenrufes seine Truppen, das Gewehr zu präsentiren, und Bonifaz, durch allen diesen Lärm überrascht, fragte: wo denn der neue Sultan sei? — „Hoher und mächtiger Herr!“ rief Dummruly, indem er sich bis zur Erde beugte. — „Sprichst du mit mir?“ fragte Bonifaz. — „Mit wem sonst, wer käme dir gleich?“ — „Nun, mein guter Freund, so wiederhole ich es hier nochmals: mein Vater war Schiffsjunge bis in sein sechzigstes Jahr, wo er starb, und ich bin jetzt im fünften Jahre Matrose.“ — „Sire! Ich thue nur meine Pflicht, indem ich dich im Namen unserer ganzen Insel als unsern Sultan erkenne.“ — „Ich? ein Sultan? Entweder ihr irrt euch, oder ihr wollt mich zum Narren haben.“ — „Nein, Sire! der Sultan, dein Vorfahrer, hat dich dazu erwählt.“ — „Der Sultan, mein Vorfahrer? Was zum Henker, woher kennt er mich denn? war er ein Hexenmeister, daß er voraus wußte, der Sturm werde mich heute Morgens auf seine Insel verschlagen?“ — „Nein, Sire, aber —“ „Er

hat also an mich gedacht, ohne mich zu kennen?“ — „Allerdings!“ sprach der General Dividomine, indem er sich dem Palankin näherte, „und in Folge des Testaments unsers vorigen Herrschers rufen wir dich laut zu unserm Herrscher aus. — Feuer!!!“ — Das martialische Kommandogebrüll des Generals, eine allgemeine Decharge aus 5000 Gewehren und das Vivatgeschrei des Volks erschreckten den armen Bonifaz so sehr, daß er sich auf seinem Palankin ganz klein zusammenkauerte, und als es endlich anfing, etwas stiller zu werden, unterließ er nicht zu gestehen, daß er es nicht liebe, in der Luft sich huldigen zu lassen, und daß er daher wünsche, von dem Palankin herab auf die Erde zu steigen.

Man trug ihn zu einem Throne, auf den er sich lächelnd niederließ; endlich sagte er, indem er die Ellbogen auf seine Knie stützte, und das neugierige Gesicht in beide Hände legte: „Laßt uns jetzt einmal gescheidt reden, meine Herrn! Wie in aller Welt bin ich denn auf einmal Sultan geworden?“ — Der Sultan, der vor Euch auf diesem Throne saß,“ sagte der Wessir, „hatte einen Sohn, der in die Welt ging; seit langer Zeit haben wir von diesem nichts gehört, und es erscholl sogar schon einmal das Gerücht, er sei gestorben; da der Sultan sonst keine Verwandte hatte, so erwarteten wir den ersten Fremden, den der Zufall auf diese Insel führen würde, um ihm die Krone zu übergeben.“ — „Ach, das ist schön, das ist recht schön von euch!“ erwiederte Bonifaz, „ihr hättet vielleicht Leute unter euch, die ganz gut verständen, euch zu regieren und die genau wüßten, was euch und eurem Lande Noth thut; aber ihr

zieht einen Fremden vor; gescheidt, meine Herren! sehr gescheidt! Und ich also, ich bin dieser Fremde?“ — „Ja, Sire!“ — „Noch schöner! Sagt mir, ist eure Insel schwer zu regieren?“ — „Nun, so so!“ — „Einerlei! Ich werde schon damit fertig werden, und um mich beliebt zu machen, werd' ich Alles thun, was man von mir verlangt. Wie heißt Ihr denn, alter Herr, der mir so eben die schönen Aufschlüsse gegeben hat, und wer seid Ihr? — „Ich bin der Großwessir Dummruly!“ — „Schön, und der alte Grenadier dort?“ — „Das ist der General Dividomine.“ — Nach diesen Worten stand Bonifaz auf und grüßte militärisch. — „Was thut ihr hoher Herr, ihr grüßt Eure Untergebenen?“ — „Laßt mich nur!“ entgegnete Bonifaz, ich kenne die Disciplin, war ja selbst Soldat!“

Der General Dividomine, der den Fremden außerordentlich liebenswürdig fand, seitdem er sich vor ihm gebeugt hatte, nahte sich dem Throne und fragte in der devotesten Stellung, welche Charge der Erlauchte im Militär gehabt. Bonifaz aber that, als ob er das nicht gehört habe und redete weiter: „Also, mein lieber General, ihr sagt, mein Vorfahr sei gestorben?“ — „Ja, Sire!“ — „Nun denn; in Gottes Namen, so lassen wir das Schiff vom Stapel laufen,“ rief Bonifaz freudig, indem er mit den Fingern in die Luft schnalzte. — „Aber jetzt Kinder,“ fuhr er wieder fort, indem er vom Throne herabstieg, „jetzt thun mir einige Erfrischungen sehr noth!“ Der Wessir rief sogleich zur Thür hinaus: „Man bereite eilends ein Bad für Seine Hoheit, warme Wäsche und Wein und Zucker!“ — „Lieber Wessir,“ sagte Bonifaz, „du bist ein guter Kerl,

ich werde etwas für dich thun, aber sei so gut und laß einen Koch kommen.“

Bonifaz hatte sich noch kaum zu Dividomine gewendet, um mit diesem weiter zu sprechen, als der Wessir schon wieder mit einem Manne eintrat, den er mit den Worten vorstellte: „Hier Herr, ist das Haupt deiner eilf Köche.“ — „Eilf Köche!“ rief Bonifaz, sich vergnügt die Hände reibend, „das ist gut,“ und indem er sich zu dem Manne wandte, fragte er ihn, wie er heiße. „Kukelhupf, Euer Hoheit zu dienen. — „Gut, mein lieber Kukelhupf, du sollst mir heute deine ganze Kunst zeigen. Ein ausgesuchtes Mittagsmal für drei Personen; denn ich behalte meinen Wessir und meinen General bei mir zu Tisch!“ — „Sire!“ schrien Beide wie aus einem Halse und neigten sich so tief, daß das Zusammenstoßen ihrer Köpfe einen so starken Schall gab, als ob sie inwendig hohl wären. — „Keine Ceremonien!“ erwiederte der neue Sultan, „wir theilen Alles, nicht wahr, Kukelhupf?“ — „Wie es Eurer Hoheit gefällt.“ — „Vor Allem aber, Kukelhupf, eine Schüssel von meinner Erfindung. Ich bin ein Engländer und verstehe mich auf ein gutes Rostbeef. Also Kukelhupf, man gebe wohl acht: Man kaufe einen Ochsen, in den Ochsen lege man ein Kalb, in das Kalb einen Hammel, in den Hammel ein Lamm, in das Lamm eine kalekutische Henne, in die kalekutische Henne, einen Kapaun, in den Kapaun ein Repphuhn, und in das Repphuhn eine Drossel, und auf diese Art in einander geschachtelt, brate man mir das Ganze.“ „Ha! das ist ein Rostbeef! Nicht wahr, Kukelhupf?“ — O, unnennbar

vortrefflich Sire!“ — „Bis das fertig wird, bringe man mir etwas kalte Speise!“ — „Alsogleich Sire!“

Man hob Bonifaz in das Bad, man wusch, man rieb und parfümirte ihn, man ließ ihn kalte Speisen essen, führte ihn in seinem Pallaste herum, und endlich stellte man ihn auch der Prinzessin Abidi vor. Wahre Schönheit macht auch auf den ungebildetsten Menschen den tiefsten Eindruck. Bonifaz konnte sich nicht satt sehen an der herrlichen Abidi, und hielt sich für den glücklichsten aller Menschen als man ihm sagte, daß sie ihm zur Gattin bestimmt sei. „Die Krone,“ rief er, „werde ich wieder ablegen, wenn ich muß, aber meine schöne Prinzessin lass' ich nicht mehr.“ Die Prinzessin hörte seine Worte mit kalter Höflichkeit und fand Bonifaz eben so unerträglich als den General Dividomine. Dieser verschluckte, ohne ein Wort zu sagen, das Mittagsmal und zugleich die herbe Pille, einen Nebenbuhler zu finden, und ging dann, um die allgemeine Illumination zu dirigiren.

Am andern Morgen war der neue Sultan gezwungen, seine Geistesfähigkeiten zu zeigen, denn er mußte öffentlich Gericht halten und Recht sprechen. Die alten Gebräuche der Insel gestatteten dem Sultan, am Tage der Thronbesteigung eine unglückliche Ehe aufzulösen. Der größte Theil der Verheiratheten der Stadt und des Landes stand in langen Reihen vor dem Pallaste des Wessirs, um dieser Rechtswohlthat theilhaftig zu werden; dieser aber stellte nur ein Paar dem Herrn zur Wahl vor, da mehre andere Fälle dessen kostbare Zeit in Anspruch nahmen. Wir wollen hier Boni-

faz und seine Wessire im großen Rathssaale selbst sprechen lassen.

Der Oberrichter (indem er sich tief verneigt). Sire! Es hieße auf das Meer schreiben und in den Sand bauen, wollte man alle die erhabenen Eigenschaften, welche dich vor allen Sterblichen auszeichnen, würdig loben.

Bonifaz. Wer ist der große schwarze Herr, der da spricht?

Wessir. Der Oberrichter der Insel und Verwalter der Justiz, Herumdrehadino.

Bonifaz. Ach, den Herrn muß man sich zum Freunde machen!

Oberrichter. Herr, wenn du mir die Gnade anthust, mich in meinem Amte zu lassen, so kannst du auf deinen ergebensten Diener rechnen.

Bonifaz. Ich — ja es ist — aber — in jedem Falle — du weißt wohl — lassen — ja lassen.

Oberrichter. Herr, ich bin bis zu Thränen gerührt über die huldvollen Worte.

Bonifaz. Nun, so weine nur, weine! das macht nichts; weine dich aus! Wessir, du mußt für den Oberrichter sorgen.

Wessir. Herr, deine kleinsten Wünsche sind Gesetze für uns. Doch die Pforten des Palastes öffnen sich; die Stunde ist da, wo deine himmlische Weisheit glänzen soll.

Bonifaz. So lassen wir sie glänzen.

Oberrichter. Die Sitzung fängt an.

(Man führt einen Dieb herein.)

Dieb (stürzt vor Bonifaz auf seine Knie nieder). Herr!

Oberrichter. Still Elender! du sprichst erst, wenn du gefragt wirst.

Bonifaz. So fahrt den guten Menschen doch nicht an. Was hast du zu deiner Vertheidigung zu sagen?

Dieb. Herr, ich hoffe nicht, daß man mich an einem so allgemeinen Freudentag allein unglücklich machen wird.

Bonifaz. Er redet nicht übel. Wie heißest du?

Dieb. Stibizulo.

Bonifaz. Deine Verbrechen?

Oberrichter. Herr, er ist drei Mal auf Diebstahl ertappt worden.

Bonifaz. Das erste Mal?

Dieb. Das erste Mal stahl ich eine schlechte Halfter.

Bonifaz. Wer wird denn einer solchen Kleinigkeit wegen einen Diebstahl begehen?

Dieb. Ja, Herr, es war ein recht schöner Esel an der Halfter.

Bonifaz. Nun wohl, ich befehle, daß der Kerl die Halfter zurückgeben soll.

Dieb. Und deu Esel, Herr?

Oberrichter. Den Esel auch.

Bonifaz. Ja, versteht sich, den Esel auch.

Dieb. Aber der Pächter, Herr, den ich ihn gestohlen habe, fordert, ich soll ihm das Thier bezahlen, weil es den Schweif verloren hat.

Bonifaz. Es gibt überall Mittel, sich zu vergleichen, wenn man nur will. Du behältst den Esel und ernährst ihn, bis ihm der Schweif wieder nachgewachsen ist.

General. O weises Urtheil!

Oberrichter. Das zweite Mal ist Stibizulo vor drei Wochen ertappt worden, als er einem Bürger der Stadt eben einen Beutel aus dem Sacke praktizirte.

Bonifaz. Praktiziren ist kein Verbrechen; praktiziren muß ein Jeder, der etwas lernen will.

Oberrichter. Herr, er hat den Beutel wirklich gestohlen, man hat es gesehen.

Bonifaz. Unglücklicher, wie hast du Andere können zuschauen lassen, wenn du so etwas thust?

Dieb. Herr, der Beutel war so schön und so wohl gespickt, und so leicht zu mausen, daß, bei meiner Ehre! Ihr selbst nicht widerstanden haben würdet.

(Allgemeines Gemurre.)

Bonifaz. Ruhig! Die Versuchung war stärker als er; man muß mit dem Schwachen Mitleid haben.

Oberrichter. Item und zum dritten Male ist Delinquent heute Morgens bei einem Diebstahl ergriffen und eingezogen worden.

Dieb. Herr, auch mir ward deine glückliche Ankunft kund, und da ich kein Geld hatte, um mich gehörig freuen zu können, so nahm ich es aus der Tasche eines Andern, der mir's gewiß nicht gegeben haben würde, wenn ich ihn darum angesprochen hätte.

Bonifaz. Nun sehet, was kann man dagegen sagen? Die Meinung des Menschen war gut, sie entschuldigt ihn. Du bist frei, geh' und stiehl nicht mehr!

Dieb. Gewiß in meinem Leben nicht mehr. (Er schleicht sich hinaus und stiehlt dabei dem Oberrichter seine Uhr.)

Bonifaz. Jetzt wollen wir zur Tafel gehen, denn ich fange schon an Hunger zu verspüren.

Oberrichter. Erlaube, Herr, jetzt kommen die Mißrathenen.

Bonifaz. Was versteht ihr darunter?

Oberrichter. Du kannst heute eine unglückliche, mißrathene Ehe auflösen.

Bonifaz. Nur eine?

Oberrichter. Eine einzige.

Bonifaz. Da werd' ich viele Neider machen. Nun, in Gottes Namen!

Oberrichter. Die übel Vereinigten können reden.

Hurli. Herr, du siehst vor dir —

Basada. Herr, zu deinen Füßen liegt —

Hurli (zu seinem Weibe). Mir gebührt das erste Wort. —

Basada. Hier gilt kein Vorrecht.

Hurli. Herr, ich bin der Mann —

Basada. Herr, ich bin das Weib —

Hurli. Sire! befiehl ihr zu schweigen.

Basada. Sire, gebiete, daß er mich zu Wort kommen lasse!

Bonifaz. Bei mir kann Jeder reden — redet meinetwegen alle Beide zusammen.

Basada. Aber man wird nichts hören.

Hurli. Man wird mich nicht verstehen.

Wessir. Gehorcht! Es ist nicht die erste Streitsache, die geschlichtet wird, ohne daß man sie verstanden hätte.

Basada. Ich will aber, daß man mich verstehe.

Hurli. Ich wünsche, daß man meine Gründe erfahre.

Bonifaz. Gut, so soll derjenige zuerst reden, welcher der größte Narr ist.

Hurli. Herr, das bin ich, sonst hätt' ich das Weib da nicht geheirathet.

Basada. Dasselbe kann ich mit mehrem Grund sagen, Herr!

Bonifaz. Ja, da müssen wir ein anderes Mittel finden (denkt nach).

Oberrichter (schreit). Still, der Sultan denkt!

Bonifaz. Ja, so geht's. Zuerst rede der Mann eine Minute lang, dann das Weib eine Minute lang. Der Tambour soll immer einen Wirbel schlagen, wenn das Eine aufzuhören und das Andere anzufangen hat.

Oberrichter. Also, Hurli, man beginne.

Hurli. Ein Jahr ist's, daß wir verheirathet sind, und nicht ein einziger Tag verging seitdem ohne Zank und Streit; sie bringt mich unter die Erde.

(Der Tambour wirbelt.)

Basada. Er lügt, Sire. Er sagt nicht, daß er ein Trunkenbold ist, der die ganze Woche nichts arbeitet, sondern nur das versäuft, was ich verdiene, und wenn ich dagegen rede, so schlägt er mich ganz unbarmherzig.

(Der Tambour wirbelt.)

Hurli. Schöne Vorwürfe, die sie mit dem Besen in der Hand macht; nun, da ist's wohl freilich natürlich, daß ich auch gallig werde und ihr manchesmal einen Klaps mit meinem Schnupftuche versetze.

(Der Tambour wirbelt.)

Basada. Herr, er hat kein anderes Schnupftuch als

seine Finger, indessen ich, wenn ich noch so böse werde, ihm ein paar Mal meine Fußsocken um den Kopf schlage.

Hurli. Herr! in den Fußsocken stecken aber ihre Holzschuhe.

Bonifaz. Eitel dummes Geschwätze! Ich verurtheile das Weib dazu, daß sie ihrem Manne Schnupftücher mache.

Basada. Herr! das hilft nichts, ich kann nicht mehr mit ihm leben.

Hurli. Ich bleibe keine Stunde mehr bei ihr.

Bonifaz. Nun recht, so geht auseinander.

Oberrichter. Du trennst also diese Ehe, Herr?

Bonifaz. Ja, ich trenne sie.

Die Eheleute (fallen ihm zu Füßen). Tausend Dank! (Jedes gibt dem Andern noch einen Stoß, dann laufen sie zu verschiedenen Seiten freudig ab).

Bonifaz. Jetzt gibt's also nichts mehr aufzulösen?

Oberrichter. Nichts, Sire.

Bonifaz. So gehen wir zum Essen.

Oberrichter. Erlaube, noch einige Bescheide auf eingelangte Bittschriften sind von dir zu ertheilen.

Bonifaz. Unmöglich! Wir haben ja schon gearbeitet, daß uns der erhabene Schweiß von der sehr erhabenen Stirne läuft.

Großwessir. Verzeihe, Herr! aber man würde es dir sehr übel nehmen.

Bonifaz. Übel nehmen? — Wer? — Was? — Das bäte ich mir aus, daß sich Jemand unterstände, mir etwas übel zu nehmen; ich werde noch mehr thun, was nicht ganz in der Ordnung seyn wird, aber dennoch darf Niemand muksen.

Oberrichter. Es ist unsere Pflicht —

Bonifaz. Meinetwegen, heut' will ich's noch thun, aber nie mehr, daß Ihr's wißt. Bei mir müssen die Geschäfte alle Tage in fünf Minuten abgethan seyn, die übrige Zeit gehört zur Ruhe.

Ein Sekretarius (tritt vor). Hier sind die Bittschriften.

Bonifaz. (sieht sie an). Ich habe meine Brillen im Wasser verloren.

Großwessir. Es sollen sogleich welche —

Bonifaz. Laßt nur das! Solche Brillen, wie ich sie brauche, um lesen zu können, sind gewiß nicht auf der ganzen Insel zu finden. (Er gibt dem Sekretär die Bittschriften.) Lies du, ich ernenne dich zu meinem Obermundvorleser.

Sekretär (liest). „Ein armer Soldat bittet um eine Pension, weil er in der letzten Bataille ein Bein verloren hat."

General. Was entscheidest du, Herr?

Bonifaz. Verloren? — Derjenige, der's gefunden hat, soll bei Lebensstrafe angehalten werden, das Bein dem armen Soldaten zurückzustellen. Weiter!

Sekretär. Diese Bitte ist von einer Witwe, welcher ihr verstorbener Gemahl in seinem Testamente sein ganzes Vermögen legirt hat; aber die Verwandten des Verstorbenen fechten das Testament als falsch an.

Bonifaz. Das ist ein wichtiger Fall. Der oberste Gerichtshof soll morgen den Verstorbenen vorladen und ihm den Eid auftragen.

Oberrichter. Gnädigster Herr!

Bonifaz. Keine Widerrede — zum Ende!

Sekretär. Hier ist die Klage eines Mannes darüber, daß er im Gefängniß seyn muß.

Bonifaz. Sind denn die Gefängnisse hier eben so schaurig und traurig als anderswo?

Großwessir. Für Gefängnisse, Herr, sind sie sehr gut eingerichtet.

Bonifaz. Weiß schon, was das sagen will. Ich verordne hiemit ein- für allemal, daß man für die Gefängnisse Sorge trage, daß man die Gefängnisse mit guten Betten versehe, und Diejenigen, welche darin sind, gut nähre; das muß seyn, sonst will ja kein Mensch hineingehen.

Oberrichter. Aber, mein gnädigster Herr, ein Gefängniß ist ja kein Gasthof.

Bonifaz. Einerlei. Man gehorche mir, wenn ich etwas sage. Auch stelle man den Gefangenen frei, zu gehen und zu kommen, wie sie wollen; man muß Niemand geniren.

Großwessir. Aber Sire, wenn wir die Thüren offen lassen, so gehen uns die Gefangenen davon.

Bonifaz. Gott bewahre! wenn sie gut gehalten werden, so kommen sie gerne wieder.

Die Uhr schlug zwei und man ging zur Tafel, worüber unser Bonifaz nicht wenig erfreut war.

Glücklicherweise herrschte auf dieser Insel der Gebrauch, daß die Befehle und Verordnungen des Sultans, wenn sie den Staatsgesetzen zuwider waren, erst zwölf Tage, nachdem sie gegeben worden sind, ausgeführt werden durften. Diese Gewohnheit rettete das Reich. Wenn man die Gefangenen losgelassen und die Spitzbuben so behandelt hätte, wie es Bonifaz befahl, so würde die persönliche

Sicherheit, Handel und Eigenthumsrecht gefährdet worden seyn.

Nach der Tafel wollte Bonifaz der Prinzessin Adidi seine Liebeserklärung machen; aber sei es, daß die Schönheit der Prinzessin ihn verwirrt machte, oder daß sein Kopf durch die wichtigen und schweren Urtheilssprüche so sehr eingenommen war, er brachte nur die alltäglichsten, nichtsbedeutenden Worte hervor. Die Prinzessin wußte gar nicht, was sie auf den Unsinn antworten sollte, als er endlich seine Liebeserklärung mit folgenden Worten endigte: Dein unmenschlicher Blick, Göttin aller Göttinnen, hat mein Herz verkalkt, ja, himmlisches Wesen, das griechische Feuer, das Feuer von St. Elmo, das Feuer, welches im Innersten des Vesuvs brennt, das wilde Feuer, ja selbst alle Irrlichter der Welt, sind bloße Strohfeuer gegen das Liebesfeuer, welches der Wind deiner Schönheit in die Öfen meines Gehirns bläst. Deine Reize spielen Versteckens in meinem Herzen, darum überspringen meine Gedanken alle Grenzen, ich lasse meiner Zärtlichkeit den Zügel, ich gebe meinen Seufzern den Sporn, ich peitsche meine Liebe vor mir her. O, theure Adidi! erhöre mich, oder ich löse mich zu deinen Füßen in einen flüchtigen Rauch auf und verfliege in den Lüften.

Die arme Prinzessin schwieg Anfangs betroffen, da sie den neuen Sultan nicht geradezu vor den Kopf stoßen wollte, wenn das anders bei ihm möglich wäre. Sie begnügte sich damit, ihm für's Erste zu sagen, daß sie die Liebe nicht verdiene, indem sie eine Menge Fehler besäße. „Das thut nichts,“ erwiederte Bonifaz, ich bin auch nicht fehlerfrei!“

Prinzessin. Ich bin stolz.

Bonifaz. Und ich bin's gar nicht, das hebt sich gegen einander auf.

Prinzessin. Ich bin faul.

Bonifaz. Das bin ich auch.

Prinzessin. Ich habe öfters Migraine, und da werde ich mürrisch.

Bonifaz. Welches Weib hat diese nicht?

Die Prinzessin schwieg, traurig darüber, daß es ihr nicht gelingen wollte, dem neuen Anbeter zu mißfallen.

Am andern Morgen traf ein Kourier ein, der eine Depesche brachte; der große Rath versammelte sich in Eile, weil der Abgesandte die Sache sehr wichtig machte. Bonifaz, dessen Frühstück dadurch unterbrochen wurde, wollte demjenigen sogleich den Krieg erklären, der die Zeit so übel gewählt hatte; aber der Rath widersetzte sich. Der Großwessir öffnete die Depesche und las: „Ein Fremder, welcher in dieser Nacht auf der Insel angekommen ist, will und verlangt, daß sich Bonifaz mit ihm schlage, oder ihm den Thron abtrete.“

„Nun seht Ihr,“ rief Bonifaz, „er will, aber ich will nicht! ich verstehe mich auf das Zeugs nicht.“ — „Warst du doch Soldat, Herr!“ sagte der Großwessir. — „Freilich war ich's,“ erwiederte Bonifaz, „aber es ist ein Unterschied zwischen Soldaten und Soldaten.“

Großwessir. Du standest doch an der Spitze eines Regiments?

Bonifaz. Freilich, aber an der hintersten Spitze.

Großwessir. Deine neue Würde soll dir Muth geben.

Die Heirath durch Häringe.

Wahre Anekdote.

Es war am 20. Jänner 1795. Die Franzosen zogen in Amsterdam ein, die Gewehre waren auf den Plätzen noch in Pyramiden gestellt, und die Soldaten um ihre Waffen gruppirt, erwarteten die Anweisungen ihrer Quartiere.

Ungeachtet der Strenge der Jahreszeit waren die Einwohner der Stadt doch aus ihren Häusern getreten um die Truppen zu sehen, und Lichter brannten an allen Fenstern. Doch erhob sich nicht weit vom Thore hart an der Admiralität ein kleines Haus, dessen düsteres Äußere mit jenem der Nachbargebäude seltsam kontrastirte. Ein schmaler aber gut verwahrter, und von der Gassenseite durch eine Mauer geschlossener Hof, befand sich vor dem eigentlichen Wohngebäude. Es war das Haus des Kaufmanns Woerden.

Woerden war ein bekannter und geachteter holländischer Kaufmann, ausschließlich mit seinen Handelsangelegenheiten beschäftigt, hatte er keinen Antheil an den politischen Ereignissen seines Landes genommen, andern Theils war er ein zu genauer und sparsamer Mann, als daß er den Luxus einer Beleuchtung seiner Fenster hätte mitmachen wollen.

Auf einem Tische, der neben ihm stand, befand sich eine glänzende Lampe von Kupfer, ein großer Krug Bier und

eine weiß thonerne Tabakpfeife, welche noch nicht gebraucht zu seyn schien. Beim Kamine saß auf einem Schemmel eine alte Magd, deren Körperfülle und Kleidung die flammändische Abkunft verriethen, und die sich unter ehrfurchtsvollem Stillschweigen damit beschäftigte, die kleinen Kohlen, welche auf den Stubenboden herausgefallen waren, mit der Zange aufzulesen, und wieder in den Kamin zurück zu werfen.

Plötzlich ertönte der Schall einer Glocke, und die Magd stand auf. „Wer kann zu dieser Stunde noch läuten?“ sagte der Kaufmann. „Geh und sieh zu.“ Die Magd ging, und einige Augenblicke nachher trat ein großer junger Mann in das Zimmer, er warf seinen Mantel auf einen Stuhl, und trat zu dem Alten.

„Guten Abend, Vater!“ sprach er ihn an.

„Wie, du bist's Wilhelm? Ich erwartete dich nicht so bald.“

„Ich verließ Broek schon diesen Morgen, allein die Straßen sind so voll Truppen, daß wir den ganzen Tag auf der Reise zubrachten.“

„Hast du van Elburg gesehen?“

Der Jüngling trank ein Glas Bier und setzte sich dann neben seinem Vater zum Kamine. „Ja, Vater, gesehen und gesprochen. Van Elburg verweigert mir die Hand seiner Tochter nicht, aber er beharrt darauf, ihr nicht mehr als 4000 Dukaten Heirathsgut mitgeben zu wollen.“

„So?“ sagte Woerden, indem er seine buschigen weißen Brauen zusammenzog, „dann mag er seine Tochter und sein Heirathsgut behalten.“

„Ach, mein Vater!“

„Schweige, Wilhelm! In deinem Alter opfert man der Liebe Alles und fragt nicht nach Geld, aber die Liebe vergeht und das Geld bleibt."

„Aber bedenken Sie lieber Vater, van Elburg ist einer der reichsten Kaufherren Hollands, und was er während seiner Lebenszeit nicht geben will, muß er ja doch nach seinem Tode zurück lassen."

„Nun, — Mordelement!" antwortete Woerden, indem er seine Fischotterkappe auf den Tisch warf, „bin ich nicht auch reich?"

„Ja wohl, aber eben deswegen —"

„Höre mich, mein Sohn! Du wirst mir bald in meinem Geschäfte nachfolgen, rufe dir dann oft zwei Grundsätze ins Gedächtniß zurück. Ein Kaufmann muß nie mehr geben, als er empfängt, und nie Geschäfte zum Profit Anderer machen. Mit diesen Grundsätzen wirst du dein Glück im Handel machen und auch im Ehestande."

„Aber —"

„Kein Wort mehr. — Über diesen Gegenstand ist nichts mehr zu sprechen."

Wilhelm kannte die Festigkeit seines Vaters zu gut, um länger dagegen zu sprechen, indessen vermochte er es doch nicht, seine üble Laune zu verbergen. Der Alte nahm aber darauf keinen Bedacht, stopfte ganz ruhig seine Pfeife, und zündete sie an.

Da ließ sich die Hausthorglocke zum zweiten Male vernehmen, gleich darauf hörte man ein Pferd in den Hof traben und die Haushunde fingen zu bellen an.

„Ach," sagte Woerden, „das muß ein Fremder seyn,

den meine Hunde noch nicht kennen. Geh Wilhelm, und sieh zum Fenster hinaus.

Wilhelm that, wie ihm befohlen und sagte: „Vater, es ist ein Offizier der Miliz.“

„Ein Offizier der Miliz? Was will man von mir?“ In diesem Augenblicke trat die Magd ein und reichte Herrn Woerden einen großen Brief, der kaum das Siegel beschauend, ausrief: „Provisorisches Gouvernement!“ und sein Gesicht verfinsterte sich, er riß den Überschlag heftig auf, entfaltete das Schreiben und las. Wilhelm folgte ängstlich mit den Augen allen Bewegungen seines Vaters, allein er beruhigte sich gleich wieder, denn das Antlitz des Alten hatte schnell die vorige Heiterkeit angenommen, und er sagte zum Offizier:

„Es ist gut, ich übernehme das Geschäft,“ er gab das Schreiben seinem Sohne, und dieser las, daß es sich um die Lieferung von 400,000 Stücken Häringen an das Gouvernement binnen einem Monate handle.

„Wilhelm,“ rief plötzlich der Alte! „Wilhelm, da kommt mir ein guter Gedanke. Du sollst die Tochter van Elburg's mit einer reichen Mitgift heirathen.“

„Wie das, mein Vater?“

„Laß nur mich machen. Laß Morgen mit Tagesanbruch zwei Pferde satteln und halte dich bereit, mir zu folgen.“

„O mit Freuden — Vater, lieber Vater, mein Dank.“

„Schon gut, schon gut.“

Am andern Morgen fand die aufgehende Sonne die beiden Reisenden schon auf der Straße von Amsterdam nach

Broek, wo sie Mittags anlangten. Sie begaben sich alsbald zu van Elburg, der ihnen entgegen rief: „Ei! schön willkommen, Meister Woerden. Sie haben wohl vor den Franzosen die Flucht ergriffen?“

„Es handelt sich nicht darum, Meister van Elburg, Sie wissen wohl, ich bekümmere mich nicht um die Politik. Prinz von Oranien, oder Franzosen, mir einerlei. Ich komme, werther Herr, um Ihnen ein gutes Geschäft anzubieten.“

„Erklären Sie sich, ich bin bereit.“

„Ich habe binnen einem Monate eine Lieferung von 400,000 Häringen zu machen, können Sie mir diese binnen drei Wochen verschaffen?“

„Zu welchem Preise?“

„Zu zehn Gulden das Tausend.“

„Zehn Gulden? — Hm! hm! — Ja, das könnte geschehen.“

„Nun wohl. So schlagen Sie ein und somit wäre der Handel abgemacht. Jetzt lassen Sie uns zu Tische gehen, denn ich bin sehr hungerig. Während des Essens wollen wir dann noch von einem zweiten Geschäfte sprechen.“

Wirklich lenkte Woerden während des Mahles das Gespräch auf die Heirath seines Sohnes mit van Elburg's Tochter, und zog ihn wegen des unbedeutenden Heirathsgutes auf. Allein van Elburg erklärte fest, daß er es auch nicht um einen Gulden vergrößern wolle. Endlich gab Woerden nach, und der Vermählungstag wurde festgesetzt.

Am folgenden Morgen begaben sich Woerden und sein Sohn auf den Rückweg. Kaum hatten sie Broek verlassen, als der Jüngling die Frage wagte:

„Vater! Sie haben also Ihren Entschluß geändert?“

„Wie so?“

„Nun, Sie haben ja das geringe Heirathsgut van Elburg's acceptirt.“

„Wilhelm! Was denkst du von mir? Laß mich gewähren und frage nicht; denn du erfährst nichts. Das Geschäft ist wichtig, zehn Gulden das Tausend Häringe ist theuer, 40,000 Gulden sind eine bedeutende Summe, ich muß jetzt meine fünf Sinne beisammen behalten.“

Als der Vermählungstag ankam, eilten Woerden und sein Sohn nach Broek. Eine große Anzahl Verwandte und Bekannte waren im Saale versammelt. Der Hausherr trat den Angekommenen entgegen, aber sein Gesicht war so blaß und bekümmert, daß Wilhelm besorgte, er habe ihnen etwas Schlimmes zu verkünden. Woerden aber theilte diese Besorgnisse seines Sohnes nicht; denn der pfiffige Alte wußte nur zu gut, welchem Umstaude diese Bekümmerniß zuzuschreiben sei.

„Meister van Elburg,“ sprach er mit einem Lächeln, „was haben Sie denn? Sie sind ja ganz verändert!“

„Ach werther Herr und Freund, ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, ich muß sogleich mit Ihnen sprechen.“

„Was ist's denn? Wäre Ihnen die Heirath vielleicht nicht mehr genehm? Sie dürfen es nur sagen, Herr Bruder, und können sich noch zurück ziehen.“

„O nein, nein! das ist es nicht.“

„Wenn das nicht ist, so gehen wir vorerst zur Trauung, denn ich weiche nicht von meiner Ordnung ab. Ich bin gekommen, um der Vermählung meines Sohnes beizuwoh-

nen, das sei das Erste, dann steh ich zu allem Übrigen zu Diensten."

Man begab sich in die Kirche, und in einer halben Stunde nachher waren die jungen Leute vereinigt. Kaum waren sie zu Hause angekommen, so nöthigte van Elburg, Woerden in sein Kabinet. "Herr Bruder!" sprach er, nachdem er die Thür sorgsam abgeschlossen hatte, "ich muß Ihnen, meinem Versprechen gemäß, 400,000 Häringe binnen vierzehn Tagen liefern, und ich konnte mir auch noch nicht einen Einzigen verschaffen, sie sind Alle verkauft.

"Das glaub ich gerne," antwortete Woerden in ein lautes Lachen ausplatzend, "ich habe sie ja selbst alle gekauft."

Elburg stand erstaunt. "Wie soll ich also mein Versprechen halten?" fragte er dann schüchtern.

"Muß gehalten werden," erwiederte Woerden. "Hören Sie mich, Sie werden einst Ihrer Tochter ein großes Vermögen hinterlassen, ich weiß es, allein auch ich werde meinem Sohne nicht weniger hinterlassen. In dieser Hinsicht gleicht sich also Alles aus. Aber was die Gegenwart betrifft, da ist es anders. Ich trete mein Geschäft in Kurzem meinem Sohne ab, Sie geben Ihrer Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift. Das steht nun zu weit hinter Dem, was ich thue. Ich wollte aber deßwegen den Neigungen unserer Kinder nicht entgegen seyn, und beschloß daher das Gleichgewicht herzustellen und Sie, verehrter Herr Bruder, zu zwingen, sich Ihrem Range und Ihrem Rufe gemäß zu benehmen."

Als Woerden so sprach, machte van Elburg immer größere Augen.

„Hören Sie also, was ich that,“ fuhr der Kaufmann von Amsterdam fort. „Sie haben sich verpflichtet mir 400,000 Stück Häringe, das Tausend für zehn Gulden zu liefern, aber ich bin bereits in Besitz aller vorhandenen. Wollen Sie also Ihr Wort halten, welches einem Kaufmann heilig seyn muß, so müssen Sie mir die Häringe abkaufen, um sie mir liefern zu können. Ich gebe Ihnen das Tausend für fünfzig Gulden. Sie haben mir also nur die Differenz von 16,000 Gulden zu bezahlen, und das ganze Geschäft ist abgethan.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte van Elburg sein kaltes Blut wieder gewonnen. „Was Ihr da vorschlagt, Meister Woerden,“ sagte er, „ist stark aber in der Ordnung. Ihr seid ein feiner Kaufmann, und ich muß in den sauren Apfel beißen.

Nun ging man wieder zum Vermählungsfeste zurück und Alles war froh und heiter.

Acht Tage nachher war van Elburg nach Amsterdam gefahren, um seine Tochter zu besuchen, die jetzt mit ihrem Manne daselbst lebte. Diesmal hatten die beiden Väter die Rollen gewechselt, jetzt war Woerden sehr bekümmert.

„Ach werther Herr Bruder,“ rief er dem eintretenden Elburg entgegen, „Sie sehen mich in Verzweiflung, die Fischer kommen mit meinen Häringen und ich fand nicht eine einzige Tonne auf dem Platze, um sie einzulegen. Die ganze Waare geht mir zu Grunde.“

„Ja, lieber Herr Bruder,“ antwortete lachend van Elburg, „Sie haben alle Häringe mir vorgekauft, ich habe mit den Tonnen dasselbe gethan. Ich könnte sie Ihnen sehr

theuer verkaufen, denn Sie müssen sie haben, allein da mir nur daran liegt, meiner Tochter nicht mehr zum Heiraths-gut mitzugeben, als die einmal bestimmten 4000 Dukaten, so mögen Sie selbe um denselben Preis bekommen, den Sie von mir heraus zu pressen versucht haben. Ihr Herren habt viel Feinheit in Amsterdam, aber wir in Broek sind auch nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ja,“ antwortete Woerden mit süßsaurer Miene, „nachmachen ist leicht, aber erfinden — erfinden!“ —

Der unbekannte Freund.

Erzählung aus der Schreckenszeit in Frankreich, nach dem Französischen.

I.

Am 20. Februar 1791, standen viele Müssiggänger von Paris vor einem Anschlagzettel, auf welchem man Folgendes las:

Heute den 20. Februar 1791
werden die Schauspieler der Mlle. Montasier zum ersten Male aufführen:
Die Verzweiflung des Jocrisse.
(Baptiste wird die Rolle des Jocrisse spielen.)
Dann folgt:
Isabelle von Salsbury.
Oper in 3 Akten, Text von Fabre d'Eglantine.
Musik von Mengozzi.
Zu Anfang der Vorstellung wird gegeben:
Der Taube, oder: Die volle Herberge.
Lustspiel in 3 Akten von Desforges.
Der Anfang ist um halb 7 Uhr.

Lange vor dieser bestimmten Anfangsstunde belagerte man schon die Eingänge des Theaters, und füllte lärmend den zu kleinen Saal. Man wollte sich zum hundertsten Male an der beliebten Farçe des Desforges ergötzen, und Baptiste in seiner neuen Rolle bewundern. Der Zudrang war um so größer, als das Theater in der Straße Richelieu, welches allein mit jenem der Montansier wetteifern konnte, an diesem Abend ein Spektakel von geringer Anziehungskraft gab. Es war Carl IX. von Chenier, welches Stück erst später durch Talma's unnachahmliches Spiel gehoben wurde.

Jocrisse's Verzweiflung erhielt unerhörten Beifall. Baptiste übertraf sich selbst, und vom Parterre bis zum Paradies erschallte ein fortwährendes tolles Gelächter. Die beiden ersten Stücke fügten dem letzten ein Unrecht zu, ein großer Theil der Zuseher ging nach dem neuen Lustspiele, zufrieden mit seinem Abende fort, und Andere, welchen ihre politischen Vorurtheile selbst bis zu Festen und Vergnügungen folgten, blieben im Theater-Foyer bei einem warmen Kamine stehen.

Die Hauptpersonen, welche einen Kreis um den hohen Kamin im Foyer bildeten, waren der boshafte Vater des Figaro: Beaumarchais; an seiner Seite stand anmaßend ein zierlich gekämmter, stark gepuderter und angenehm duftender petit-maître, dessen Wäsche von außerordentlicher Weiße glänzte, und der sein Jabot und seine Manschetten von Spitzen wohlgefällig strich. Dieser kleine Mann dessen Name sich aber in Paris bekannt zu machen anfing, war Maximilian Robespierre. Hinter ihm auf den

Stuhl lehnte sich ein junger Journalist, Camille Desmoulins, und vor dem Kamine stand aufrecht, den Rücken gegen das Feuer gewendet, eine Art von Koloß mit athletischen Formen, er nannte sich Danton.

„Was seh ich?“ sprach eintretend mit einer etwas ärgerlichen Miene, welche er aber zum Scherze zu verziehen suchte, „Fabre d'Eglantine, dessen Oper in diesem Augenblicke dargestellt wurde, unsere Staatsmänner haben sich herabgewürdigt, sich diesen Abend von mir unterhalten zu lassen?“

„Nicht von dir, mein Lieber,“ antwortete ein junger Elegant, der an der rechten Seite des Kamins stand. „Diesen Abend lassen wir deine Isabelle von Salsbury allein lamentiren. Baptiste hat uns alles Weinen verleidet.“

„Der Satan von St. Just ist immer spitzig,“ erwiederte Fabre, „der wirklich ungehalten war, daß seine Freunde während seiner Oper hier saßen.

„Sage doch Maximilian,“ nahm Danton das Wort, „wer ist denn das abscheuliche Ungeheuer mit dem du dich morgen zusammenbestellt hast? Wenn ich einer Furcht fähig wäre, der Kerl könnte sie mir einjagen.“

„Hm! das ist Marat.“

„Marat! wer ist der Marat?“

„Der Arzt bei der Garde-du-Corps des Grafen von Artois,“ sagte Faber.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch einen neu Angekommenen unterbrochen. Alle Welt kannte ihn als einen fröhlichen Lebemann, er besaß keine Feinde, aber viele Freunde und noch mehr Gläubiger. Er war jetzt bei Kasse,

denn er hatte eine Stelle verkauft, die er abzulegen genöthiget war, und er suchte jetzt nur die Gelegenheit, das empfangene Geld so gut und so schnell als möglich wieder loszuwerden. Der Mann nannte sich Antoine-Quentin-Fouquier de Tinville.

„Der liebe Fouquier hat heute eine besonders unternehmende Miene,“ rief Danton, „woher kommst du denn lockerer Geselle, und was willst du?“

„Ich komme im Namen des Königs und des Gesetzes euch alle — zu einem Abendessen im nächsten Gasthofe einzuladen, das ich bezahlen will.“

„Ach bravo! bravissimo,“ rief die ganze Versammlung.

Binnen fünf Minuten saß die ganze Gesellschaft schon in dem Salon des Restaurateurs Fevrier, im Palais-Royal, wo sich diese Herren gewöhnlich des Abends zu versammeln pflegten.

„Sieh da, Barnave auch hier!“ riefen Alle, indem sie eintraten.

„Du soupirst doch mit uns?“ donnerte Danton mit seiner Schreckensstimme.

„Ich bin nicht allein,“ antwortete Barnave; „ich bin mit einem Freunde hieher gekommen,“ und dabei deutete er auf einen Unbekannten, der ihm gegenüber am Tische saß.

„Nun schon gut,“ erwiederte Danton, „die Freunde unserer Freunde sind auch unsere Freunde.“

„Ganz recht,“ fügte Fouquier hinzu, und fragte, sich zu dem Fremden wendend: „Wollen Sie uns das Vergnügen machen?“ Ein gegenseitiger Handschlag galt statt der Antwort.

„Wir lassen nun unsere Gäste mit musterhaftem Appetit das Abendmahl verzehren, welches Tinville großmüthig anbot und benützen die Gelegenheit mit wenigen Worten zu erzählen, wie es kam, daß sich Barnave in der Gesellschaft eines Fremden an diesem Orte befand, wo gewöhnlich nur vertraute Freunde zusammen kamen.

Barnave, als er aus der Sitzung der Gesetzgebungsversammlung kam, hatte noch einige Gänge jenseits der Seine gemacht, und war erst nach 10 Uhr davon zurückgekehrt. Als er langsam und nachdenkend dem Palais-Royal zuging, bemerkte er auf einmal vier Personen, welche sorgsam in ihre Mäntel gehüllt ihm auf dem Fuße folgten. Barnave der jeder Gefahr gerne in's Antlitz sah, ging gerade auf sie zu, und sagte: „Meine Herren! wenn ich nicht irre, so folgen Sie mir schon längere Zeit?“

„Ja mein Herr,“ antwortete Jener, der ihm der nächste war.

„Was wollen Sie von mir?“

„Für's Erste, Sie fragen, ob Sie der Deputirte Barnave sind?“

„Der bin ich.“

„Dann haben wir von Ihnen Gerechtigkeit zu fordern.“

„Für wen? gegen wen?“

„Barnave! als die grausamen Knechte deiner verfluchten Revolution den tugendhaften Foulon mordeten, erinnerst Du Dich nicht diese verhaßten Worte gesprochen zu haben? Ist denn das Blut gar so rein, daß man davon nicht einige Tropfen vergießen darf?“

„Ich erinnere mich dieser Worte und ich läugne sie nicht.“

„Elender! Du sollst es mit deinem Leben bezahlen,“ schrien vier Stimmen auf einmal und vier gezogene Degen blitzten.

Barnave wußte wohl, welchen Haß die königlich Gesinnten gegen ihn nährten, daher ging er des Nachts auch niemals unbewaffnet.

„Schändliche Straßenräuber!“ schrie er, einen Schritt zurückweichend, und ihnen ein langes Stilet entgegen haltend, „ich will euch mein Leben so theuer als möglich verkaufen.“ Ein ungleicher fürchterlicher Kampf begann. Barnave mit dem Rücken an das Parapet des Quai gelehnt, suchte sich gegen seine vier Gegner zu vertheidigen, aber ohngeachtet seines Muthes und seiner Gewandtheit drangen sie immer mehr auf ihn ein, und er wäre gewiß verloren gewesen, wenn nicht ein Mann von ungeheurer Gestalt, und außerordentlicher Kraft, wie ein Blitzstrahl auf die Mörder hingefahren wäre, er schlug den Einen zu Boden, schleuderte den Zweiten in den Fluß, während Barnave sein Stilet dem Dritten in die Brust stieß, und der Vierte die Flucht ergriff.

„Wahrhaftig mein Herr!“ sagte Barnave, „ohne Ihren Beistand gehörte ich jetzt unter die Todten.“

„Wahrscheinlich.“

„Darf ich wissen, wem ich diesen großen Liebesdienst verdanke?“

„Mein Name thut nichts zur Sache.“

„Er würde mich vielleicht in den Stand setzen, Ihnen edler Unbekannter einst meine Dankbarkeit beweisen zu können.“

„Sie können nichts für mich thun.“

„Desto schlimmer, wenn aber doch jemals der Fall eintreten sollte, so versprechen Sie mir, mich an den heutigen Abend zu erinnern, und Sie werden sehen, daß Barnave nicht undankbar ist.„

„Sie sind Barnave, Mitglied der Gesetzgebungsversammlung?“

„Der bin ich.“

„Ein patriotisch-gesinnter, fester Mann, ein schöner Geist, ein edles Herz.“

„Er bietet Ihnen seine Freundschaft,“ sagte Barnave, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich nehme sie an,“ erwiederte der Unbekannte einschlagend. „Wer weiß, wen man in den Zeiten, worin wir leben, noch brauchen kann. Ich habe Ihnen jetzt das Leben gerettet, und später vielleicht —“

„Nun später?“

„Hm! reden wir nicht von später.“

„Wohlan, eben als diese vier honnetten Leute mich begrüßten, war ich im Begriffe zum Abendessen zu gehen. Wollen Sie dieses mit mir theilen?“

„Ich danke.“

„Wenn man eines Menschen Freundschaft annimmt, so kann man es doch nicht verweigern, sich an seinen Tisch zu setzen.“

„Sie fühlen sich beleidigt? — Wohlan, so soupiren wir mit einander.“

Und alsogleich gingen unsere neuen Freunde in das Palais-Royal, wo wir sie wieder finden, indem sie an Tinville's Abendmahl Theil nehmen. Es ging sehr lu-

stig her, und beim Dessert waren Alle, mit Ausnahme Robespierre's und des Fremden benebelt.

II.

Barnave war einer der leidenschaftlichsten Republikaner, einer der wüthendsten Volksrepräsentanten und nach Mirabeau auch der beredetste. Noch sind der Opfer nicht genug gefallen, es fehlt dem schwärmerischen Volkstribun, den die Verläumdung hintergeht und verblendet, noch eines, und dieß ist die schönste und edelste der Frauen, jene welche die heiligsten Rechte auf Verehrung und Bewunderung hat, die Beste der Gattinnen, das Muster der Mütter, die Königin von Frankreich, die unglückliche Maria Antoinette.

Wie? Barnave, dieser sonst so edle und großmüthige Mann, wird der Verfolger einer schwachen Frau? ja er ließ sich hinreißen durch das Geschrei der Böswilligen, er hielt diese Frau für eine Feindin seines Vaterlandes, sie klagte er in seinem Herzen an, sie habe alles Unglück über Frankreich gebracht, und eben aus dieser Anklage schöpfte sein Rednertalent seine Kraft und seinen Glanz. Oft hatten die Vertheidiger der unglücklichen Königin versucht ihn durch Beweise und muthige Anstrengungen eines Andern zu überzeugen, Barnave, das Auge voll Feuer, den Blick voll Begeisterung, donnerte von der Tribune und schleuderte die Herrliche in den Abgrund. Dolche bedrohten Barnave's Brust, er zitterte nicht, verführerische Anerbietungen wurden ihm gemacht, er stieß sie mit dem Fuße von sich. Er war ein fürchterlicher Feind, den weder Drohungen noch

Versprechungen erschüttern konnten. Und dennoch brach sich dieser unversöhnliche Haß. Wir werden erfahren wie.

Eines Morgens nach einer düstern, stürmischen Nacht, verbreitete sich ein Gerücht in Paris, welches die allgemeine Besorgniß vermehrte. Der König und seine Familie, welche ihre Sicherheit in der Hauptstadt gefährdet sahen, hatten die Flucht ergriffen. Was war ihr Ziel? wohin flohen sie? — Bald ist die Bewegung allgemein, der Tambour trommelt, die Sturmglocke läßt ihren düstern Schall vernehmen, man läuft in den Stadtvierteln herum, die Sektionen bewaffnen sich, die Deputirten versammeln sich in Unordnung. Man berathet sich in Hast, denn während ein Wort gesprochen wird, dreht sich auch das Rad des Wagens wieder, der die erhabenen Flüchtlinge weiter trägt. Der kleinste Wortwechsel würde ihre vollkommene Freiheit befördern. Darum verordnet die Versammlung einstimmig: „Der König und seine Familie seien, wo sie immer gefunden werden, gefangen zu nehmen, und die Municipalität jenes Ortes, wo dies geschieht, habe mit bewaffneter Hand Beistand zu leisten, damit der König und seine Familie trotz allem Widerstande gezwungen werden, nach Paris zurückzukehren.“ Dann ernannte die Versammlung drei Kommissäre, welche abgesandt wurden, die Flüchtlinge zurückzubringen. Natürlich fiel die Wahl auf jene Mitglieder, welche als die erbittertsten Republikaner bekannt waren. Diese waren Barnave, Latour-Maubourg und Petion.

Zufall, Unglück und Verrath vereinigten sich, um Ludwig XVI. in dem Augenblicke gefangen zu nehmen, als er sich schon gerettet glaubte. Man erkannte ihn zu Varennes,

und hier wurde ihm die Verordnung der gesetzgebenden Versammlung kund gemacht. Als ein ergebenes Opfer kehrte er zurück, aber, hatten ihm am vorigen Tage Wünsche, Hoffnungen und Ergebenheit auf seiner Flucht begleitet, so hingen sich jetzt wüthende Volksmassen an seine Räder, gleich als wollten wilde Thiere ihn zerreißen. — Einer seiner treuesten Diener, ein alter Soldat, wollte dem unglücklichen Könige doch wenigstens ein freundliches Gesicht inmitten dieses barbarischen Todesgeheules zeigen, allein man stürzte sich auf ihn und erdrosselte ihn ohne Gnade.

Beim Anblicke dieser Gräuel erblaßte Barnave und wich entsetzt zurück. Er glaubte furchtbaren Feinden entgegen zu gehen, von zahlreichen treuen Anhängern umgeben, und fand nur einen armen einzelnen Mann ohne Vertheidigung, den Beleidigungen einer von Wein und Blutdurst gereitzten Menge ausgesetzt. Er glaubte in der Königin jene hochmüthige Fremde zu finden, wie man sie ihm beschrieben hatte, die Unbill auf den Lippen, die Verachtung im Blicke, Haß und Treulosigkeit im Herzen, und er sah eine weinende Frau zitternd für das Leben ihres Gatten, eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder fest an ihr Herz drückte, einen Engel der Güte und Ergebung, die ihren Verfolgern nur verzeihen kann.

Ergriffen von einem edlen und großmüthigen Gefühle wendete Barnave sein Ansehen an, um jenen Elenden wenigstens jene Achtung einzuflößen, welche man dem Unglücke schuldig ist, er beschützte die drei Diener, welche die Person ihres Königs nicht verlassen wollten, sein würdiges Benehmen kontrastirte seltsam mit jenem seines Kollegen Petion,

der die Schamlosigkeit gar so weit trieb, daß er Madame Elisabeth aus dem Wagen steigen ließ, um selbst darin Platz zu nehmen. Barnave bestand darauf, er wollte auf dem äußeren Sitze bleiben, und auf dem ganzen Wege, inmitten dieses kanibalischen Geheules von außen, unterhielt er die Königin, er hörte den Ton dieser Stimme, die im Herzen wiederhallte, er vergaß Alles, daß er ein Gefangenwärter, und sie gefangen, daß sie Königin und er Volk sei, und daß sie Feinde seyn sollen.

Am folgenden Tage, dem letzten der Reise, war bereits Alles zur Abfahrt bereit. Barnave trat in das Gemach der Königin, um sie zum Wagen zu begleiten. Er trat unbemerkt ein, und er war Zeuge einer der rührendsten Scenen. Die Königin hatte ihre Tabletten in der Hand, zu ihren Füßen lagen die drei getreuen Garden, welche fest darauf beharrten, den König nach Paris begleiten zu wollen, obschon sie versichert waren, daß sie dort ihre Treue mit ihrem Leben werden bezahlen müssen.

„Meine Herren," sprach die Königin mit nassen Augen zu ihnen, „so möge sich denn Ihr Edelmuth erfüllen, aber wenn wir das Unglück haben, Sie zu verlieren, und wir nicht selbst unsern Feinden zum Opfer fallen, so sein Sie versichert, Ihren Kindern soll die Anhänglichkeit ihrer Väter vergolten werden, ich selbst will ihnen verkünden, was Sie an uns gethan haben." — Thränen unterbrachen ihre Worte andere Thränen antworteten diesen, dann verließen alle schnell und ohne Barnave das Zimmer, da sie das Geschrei des Volkes vernahmen, welches schon ungeduldig wurde, seine Opfer zu empfangen.

„Das ist eine Märtyrin! ein Engel! rief Barnave und bemächtigte sich einer Schleife, welche die Königin in der Hast verloren hatte, er küßte sie ehrfurchtsvoll und verbarg sie in seinem Busen.

Den Abend dieses Tages hatte Paris seinen König wieder gefunden. Die Sendung der Kommissäre war erfüllt. Man grüßte mit kalter Höflichkeit Petion, man dankte herzlich Latour-Maubourg. Barnave empfing nichts als einen Händedruck des Königs und einen Blick der Königin.

III.

Wir finden uns, um zwei Jahre älter, eben am 20. Februar 1793 wieder in Paris.

Frankreich war in seinem Innersten zerstört, alle Klassen der Gesellschaft waren nivellirt. Man brannte die Schlösser ab, es gab keine Adeligen mehr, man verkaufte die Palläste es gab keine Reichen mehr, man wird bald die Städte zerstören, es wird keine Einwohner mehr geben, seit lange sind auch die Tempel entheiligt und geschlossen, denn es gibt für Franzosen auch keinen Gott mehr. — Ludwig XVI. ist ein ergebener Christ, der den Weg von Stufe zu Stufe zum Schaffot gegangen.

Barnave sah seinen Wahn von Popularität entfliehen, und mit Schaudern eine Politik herrschen, welche sein Herz verläugnete. Für immer hat er seinen enthusiastischen Jugendträumen, in welchen ihm die Freiheit unter so lachenden Farben erschien, Lebewohl gesagt. Er sah wohl ein, daß seine Kräfte zu ohnmächtig seien, die erhabenen Schlachtopfer zu retten, die er im Innersten seines Herzens gleich

Heiligen verehrte, daß jeder Versuch von seiner Seite ihr Schicksal nur noch verschlimmern könne, daß Gott allein ihr Retter seyn könne. Er erkannte, daß er die letzten zwei Jahre seines Lebens vergessen müsse, wenn ihm noch Ruhe werden sollte, und er verließ Paris, um in dem Lande, wo er seine Kindheit zubrachte, Vergessenheit seiner gescheiterten Hoffnungen zu finden.

Bald gewährte ihm der herrliche Anblick der reizenden Thäler der Dauphinee, die er so wieder sah, wie er sie verlassen hatte, und die himmlische Gebirgsluft die Ruhe der Seele wieder, wornach er sich so lange gesehnt hatte. Er fand seinen alten Vater, der stolz war auf sein Talent, und auf den Namen, den er sich erworben hatte, und seine Mutter, die ihn nur bewundern und weinend umarmen konnte, wieder. Er traf auch Jugendfreunde wieder und die Tochter eines Freundes seines Vaters, welche ein liebliches Kind bei seiner Abreise war, und jetzt als eine entzückende Jungfrau vor ihm stand. Indessen bewahrte er die Schleife der Königin fortwährend in seinem Busen in einer Kapsel verschlossen, gleich einer Reliquie.

Barnave vermählte sich bald mit jenem jungen Mädchen, und widmete sein ganzes Leben seiner Gattin, seinem alten Vater und seiner guter Mutter, die aus Schmerz gestorben wäre, wenn er sich neuerdings aus ihren Armen gerissen, und auf die politische Laufbahn zurückgekehrt wäre, so verflossen ihm die Tage, wenn nicht glücklich, doch ruhig und behaglich.

Eines Tages ließ sich ein Bauer bei ihm melden, es

war ein verkleideter Bote aus Paris, der ihm einen Brief folgenden Inhaltes brachte:

„Barnave! Wir haben uns Freundschaft geschworen, und bis hieher habe ich gezeigt, daß ich mein Wort zu halten weiß. Eine große Gefahr bedroht Sie. Ihre Feinde erinnern sich Ihrer, verlassen Sie Frankreich, so schnell als möglich. Leben Sie wohl! Möchten wir uns niemals wieder sehen!

Ihr Freund vom Quai der Tuilerien."

„Diese geheimnißvolle, aber klare Mittheilung verbreitete Unruhe in der ganzen Familie, bald aber gewöhnte man sich daran, die Gefahr als übertrieben anzusehen. Man beruhigte sich durch den Gedanken, daß Barnave von allen seinen Mitbürgern geachtet, ja geliebt wurde, der Brief war alsobald vergessen, alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang, und Barnave, nachdem er hin und her gerathen, wer denn der unbekannte Freund seyn könne, der es für nothwendig fand, sich in ein undurchdringliches geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, blieb endlich bei der Meinung stehen, es sei ein heimlicher Agent der königlich Gesinnten.

IV.

Am 20. Februar feierte man im Hause Barnave's das Geburtsfest seines alten Vaters. Es war ein Familienfest, zu welchem alle Glieder der Familie versammelt waren. Barnave saß bei dem Jubelgreise oben an. In dieser Zeit des Schreckens von außen, fühlte man mehr als jemals das

Bedürfniß, sich näher an einander zu schließen. In dem Augenblicke der gemüthlichsten Fröhlichkeit, eben als Barnave einen Toast auf das Wohl seines Vaters ausbrachte, wurde am Thore des Hauses geklopft, und man vernahm deutlich die Worte, welche immer Schrecken verbreiteten: „Im Namen der Nation, aufgemacht!“ Todtenblässe bedeckte mit einem Male alle Gesichter, nur Barnave blieb kalt und gab Befehl zu öffnen.

Alsbald tritt ein Anführer der Nationalgarde von Grenoble herein und spricht: „Welcher ist der Bürger Barnave?“

„Ich bin's,“ antwortete Barnave.

„Ich habe Befehl von dem Comité zu Grenoble, Dich zu arretiren und in's Gefängniß zu führen.“

„Was ist mein Verbrechen?“

„Du bist verdächtig.“

„Ich ersuche Euch um einige Augenblicke, um meine Papiere zu mir zu nehmen.

„Unmöglich, ich darf Dir keinen Augenblick gönnen.“

„Lebe wohl, Vater! Mutter! Louise, lebt wohl! „rief Barnave und folgte der Wache. Seine Familie stürzte ihm nach, um ihn noch einmal zu umarmen, allein die vorgehaltenen Bajonetten wiesen sie zurück, und sie hörten bald von außen das Geschrei der Bande, welche, die Marseillaise heulend, ihre Beute fortschleppte.

Einige Monate verstrichen, und Barnave schmachtete noch immer in dem Gefängnisse zu Grenoble, wo er sich doch noch der Tröstungen seiner Familie und seiner Freunde zu erfreuen hatte. Das Gericht schien ihn vergessen

zu haben, und diese seltene Ausnahme gab ihm noch Hoffnung. — .

Allein in einer Oktobernacht weckte man ihn aus dem Schlafe, um ihm eine Ordre des Revolutions-Tribunals vorzulesen, in welcher befohlen wurde, ihn nach Paris zu führen, und gleich darauf wurde er, ohne daß ihm gestattet ward, seinen Freunden ein Lebewohl zu schreiben, mit andern Unglücklichen in einen Wagen geworfen, der sie schnell nach Paris brachte.

In dem Augenblicke, als Barnave in Paris ankam, tauchten die alten Erinnerungen in seiner Seele auf, die Bewegung in den Straßen rief ihm den Tag zurück, wo er mit den königlichen Flüchtlingen einfuhr, die Königin tröstete und ihr Hoffnung für die Zukunft einflößte. Allein er wagte nicht, dieses Bild zu verfolgen, da sich ihm jetzt ein ganz anderes darstellte. Er sah jetzt Marie Antoinetten nicht mehr als Königin, sondern als Verurtheilte, weiß gekleidet, wie einst die Märtyrer der christlichen Religion, die Hände auf den Rücken gebunden, ein einfaches Tüchelchen um den Hals geschlungen, und einen Voile um den Kopf geworfen, mit einer dreifärbigen Kokarde befestigt. Sie wurde auf demselben Wagen zum Schaffotte geführt, der schon so viele Opfer dahin brachte, und ein constitutioneller Priester saß ihr zur Seite. Bei dem Zuge waren alle Häuser zum Beweise der Trauer und Betrübniß geschlossen, aber um den Wagen bewegte sich eine Heerde von Hyänen, welche die Luft mit gräßlichem Geschrei erfüllten. Marie Antoinette verhielt sich würdig

und ruhig, sie zeigte nur eine Verachtung, mit Mitleid vermischt, gegen diese Elenden, es schien sogar, als wollte sie von diesen weniger Kenntniß nehmen, indem sie die Aufschriften auf den Häusern las. Von allen Fenstern flatterten dreifärbige Fahnen, und über jedem Thore waren die Namen, das Alter und die Beschäftigung aller Personen verzeichnet, welche in diesem Hause wohnten, denn ein einziges Individuum auszulassen, wäre als großes Verbrechen bestraft worden.

Ach! diese schreckliche Vision Barnave's, war leider eine Wirklichkeit, es war eben der 16. Oktober, jener Tag, an dem die unglückliche Marie Antoinette durch ihre Hauptstadt zum Schaffotte zog. Barnave's Wagen fuhr sogar an jenem der Königin vorüber, da stieß er einen fürchterlichen Schrei, einen Schrei der letzten Hoffnung und des letzten Lebewohl aus, den die Verurtheilte vernahm; denn sie wendete sich um, und warf einen dankbaren Blick in den Wagen.

Barnave stemmte sich wüthend gegen die Thüren seines fortrollenden Gefängnisses, dann aber, als er die Königin aus dem Gesichte verloren hatte, brach er ganz zusammen, und blieb in dem Zustande eines stummen Dahinbrütens bis zu dem Tage, wo er vor die Schranken des Revolutionstribunals gefordert wurde. Hier gab er sich keine Mühe sich zu vertheidigen, es waren Briefe von seiner Hand in der Correspondenz gefunden worden, welche man am 10. August in den Tuillerien entdeckt und übrigens wußte er wohl, daß man sich gegen den Henker vergebens vertheidigte.

Eine Stunde nach seiner Verurtheilung saß er auf dem feuchten Steine in seinem Gefängnisse, und erwartete mit Ruhe den Scharfrichter, die Thüre knarrte in ihren Angeln, und Barnave erbebte unwillkürlich, indem seine Blicke auf den Eintretenden fielen.

„War es der Scharfrichter?“

„Nein, es war ein Freund, ein Retter, es war jener geheimnißvolle Unbekannte, der ihm stets zur Zeit der Gefahr erschien.“

„Sie? rief Barnave, und stürzte ihm entgegen.

Dieser aber hielt ihn zurück mit den Worten: Barnave, wir haben nur wenige Augenblicke, lassen Sie uns dieselben benützen.“

„Was wollen Sie?“

„Ihre Rettung.“

„Unmöglich, Sie wissen also nicht?“

„Ich weiß Alles.“

„Sie sind zum Tode verurtheilt, das Schaffot erwartet Sie. Horch! Hören Sie dieses Geschrei, das grausame Volk harrt schon seiner Opfer, es ist kein Augenblick zu verlieren.“

„Wie können Sie jetzt von Rettung sprechen?“

„Sie ist noch möglich, wenn Sie wollen.“

„Aber wer sind Sie, der Sie so große Macht besitzen.“

„Für Alle bin ich der Mann des Todes, für Sie der Mann des Heils.“

„Wie? sprach Barnave erblassend, Sie wären?“

„Der Scharfrichter.“

„Und Sie wollen mich retten?“

„Ich will es, ich kann es.“

„Wie?“

„In diesen Zeiten, wo das Schaffot überflüssiges Futter erhält, werden die Formen nicht immer genau beobachtet, man guillotinirt nach Ziffern, nicht nach Namen. Zwanzig Verurtheilte sind mir für heute zugezählt, ich nehme den Zwanzigsten von dem morgigen Contingent, und Sie werden unter meinen Leuten Gelegenheit finden, zu entwischen.“

„Nein, niemals, niemals! einige elende Lebenstage fristen auf Kosten eines Andern, dem sie noch zugezählt sind. Nein, nein, das wäre der schändlichste aller Diebstähle.“

„Aber was liegt daran, ob er heute oder morgen stirbt?“

„Im Gegentheile, daran liegt viel. Diese zwölf Lebensstunden können ihm noch dazu dienen, ein geliebtes Weib, ein theures Kind zu umarmen, und — wer weiß? Wenn in dieser kurzen Zwischenzeit der Racheengel Gottes über die Tyrannen Gericht hielte.“

„Barnave ich beschwöre Sie, die Zeit schwindet.“

„Vergebens! ich nehme es nicht an.“

„Im Namen Ihres alten Vaters!“

„Mein Vater wird aus Gram schon gestorben seyn.“

„Im Namen der Rache an den Mördern der Königin!“

Bei diesem Zauberworte sank Barnave entkräftet an die Mauer des Gefängnisses. Er wurde blässer und schwächer als in dem Augenblicke, als er erfuhr, daß ihm der Scharfrichter gegenübersteht.“ Die Königin!“ rief er, — „Sie haben sie sterben gesehen? — Hören Sie, ich habe eine Gnade von Ihnen zu erflehen — die letzte.“

„Sprechen Sie — aber geschwinde, — ich höre Tritte, man kömmt.“

„Hier habe ich eine Reliquie von der Heiligen“ — und hiermit nahm er die Kapsel von seiner Brust, und zeigte dem Scharfrichter die darin verschlossene Schleife. — „Schwören Sie mir, daß diese Schleife zu mir in das Grab gelegt werde.“

„Ich schwöre es Ihnen,“ sagte der Scharfrichter feierlich und bewegt.

„In wenigen Minuten darauf war Barnave's Haupt gefallen.

Das verhängnißvolle Dachstübchen.

Kleine Erzählung aus dem Leben.

Karl Felber hatte seine juridischen Studien vollendet; ein nicht reicher, aber gutherziger Onkel hatte sich selbst so viel abgedarbt, um ihm den Gradum auszuhalten, und nachdem er nun Doctor juris geworden war, das heißt ein Mann, der dazu befugt ist, anderer Leute Geldangelegenheiten zu besorgen, da gelang es ihm, bei einem bereits akkreditirten Advokaten einzutreten, bei dem er für sehr leichten Lohn die schwersten Satzschriften machen mußte. Karl Felber war ein hübsch gebauter, gesunder und stets fröhlicher Junge. Er ertrug sein Schicksal mit Gleichmuth und dachte, es muß doch einmal besser werden. Hatten Strauß und Lanner seine Börse geleert, oder drohte der Schneider mit einer Interimsnote, so ging er zu seinem Freunde Max Hellwerth, der so wohlhabend war, um sich das Vergnügen machen zu können, ihm einige Banknoten zu leihen, und dann lebte Karl lustig wie vorher, unbekümmert für die Zukunft fort.

Karl wohnte in einem kleinen Dachstübchen eines schönen Hauses in der **Straße, er stieg fröhlich seine 132 Stufen herab, bis er auf die Straße kam und huschte sehr schnell

bei der Hausmeisterswohnung vorüber, weil ihn daselbst gewöhnlich Unannehmlichkeiten erwarteten, als da sind: die bereits besagten Interimsnoten oder Sammlungsbogen für wohlthätige Institute, oder Hausbeleuchtungsforderungen, oder andere Reklamationen, die ihm nicht willkommen waren.

Eines Tages, als er wieder wie ein Pfeil an der Hausmeisterswohnung vorüber schnellen wollte, öffnete sich das Thürfenster derselben, der Hausmeister steckte seine kupferfarbene Nase heraus und rief:

„He, he! Herr von Felber! Herr von Felber!“

Der junge Mann blieb stehen, trat dann gegen die Hausmeistersthür, und fragte: „Was gibt's denn, Herr Ulrich, etwa einen Brief?“

„Nein, die Hausfrau will mit Ihnen sprechen.“

„Melden Sie ihr meine höflichste Empfehlung,“ sagte Karl, „und ich werde morgen die Ehre haben, ihr meine Aufwartung zu machen,“ und langsamer ging er auf die Straße hinaus, da sich ihm einige fatale Ideen aufdrangen. Sie wird den Miethzins fordern, dachte er, ich bin ihr zwei Termine schuldig, und die Hauseigenthümer sind alle gleich, wollen alle bezahlt seyn. Zum Glücke ist sie alt: wenn sie so jung und schön wäre, wie die Witwe im zweiten Stock, so wäre ich verloren, denn ich kann nun einmal einer hübschen, jungen Frau nichts versagen.

Felber lief zu seinem Freunde Hellwerth, und wollte bei diesem seinem gewöhnlichen Schutzgeist Hilfe suchen; allein dieser war auf dem Lande und sollte erst zu Ende des Monats zurückkommen. Felber schrieb nur einige Zeilen an ihn, die er zurückließ, und dann schlug er sich den

Gedanken an seine Schuld für diesen Tag einstweilen aus dem Kopfe:

Am andern Tage um die Mittagszeit aber klopfte er mit etwas schwererem Herzen an die Thür seiner Hausfrau, der Frau von Kalt. Eine alte Stubenmagd führte ihn durch einige Gemächer in das Kabinet ihrer Frau, die mit Brillen auf der Nase an einem Tische saß und in einem Journale las. Frau von Kalt war eine kleine Frau von beiläufig 65 Jahren, mager, gekrümmt, deren leidendes Gesicht aber doch einen Ausdruck von Wohlwollen hatte, welcher für einen Schuldner etwas ermuthigend war; sie war mit jener sorgfältigen Reinlichkeit gekleidet, welche für Alte die einzige erlaubte Zierlichkeit ist. Nachdem sie Felber aufmerksam betrachtet hatte, bat sie ihn sich zu setzen.

„Gnädige Frau!“ beeilte sich Karl zu beginnen, „ich werde mich nächstens meiner Schuld entledigen, jetzt bin ich leider nicht in der Lage — mein Onkel —“

„Davon ist nicht die Rede,“ fiel ihm Frau von Kalt in das Wort, „ich wünschte über etwas ganz Anderes mit Ihnen zu sprechen.“

Auf diese Worte legte Karl etwas freundlicher seinen Hut weg und rückte seinen Stuhl etwas näher zu jenem der alten Frau. Was wollte Frau von Kalt von ihm? sie war vermuthlich in einen Prozeß verwickelt, über welchen sie ihn zu Rathe ziehen, den sie ihm vielleicht gar zu führen anvertrauen wollte. Seine erste Clientin, das erste Lächeln der Glücksgöttin! Frau von Kalt nahm ihre Brille ab, legte sie in das Zeitungsblatt und begann dann also:

„Herr von Felber, Sie bewohnen die höchste Dach-

stube im Hause, jene, wo die Stiege ganz endet, ein sehr kleines Gemach, wo man sich den Kopf in der Thür anstoßt, wenn man nicht daran gewohnt ist, und mit einem Fenster, das noch, wie in alten Klöstern, mit kleinwinzigen achtecki= gen Glasscheiben versehen ist?“

„Ganz recht, gnädige Frau, Sie machen eine ganz ge= naue Beschreibung meiner Karthause.“

„O ich kenne das Zimmerchen gut, hab' es ja selbst be= wohnt. Hören Sie mich aufmerksam an. In wenigen Mo= naten wird es 50 Jahre, daß ich aus meinem Dörfchen nach der Residenz kam, ich besaß nichts als meine 15 Jahre und mein Talent zur Nähterei, auf welches letztere ich mein Fortkommen baute; allein, ohne Schutz und mit wenigen Thalern in der Tasche nahm ich einen Unterstand an, wo ihn der Zufall mir bot, und das war gerade in jenem Dachstüb= chen, welches Sie jetzt bewohnen. Da quartirte ich mich ein, wie es einer armen Nähterin möglich war. Ich hatte ein Gurtbett, ein kleines, weiches Tischchen, zwei Stohsessel und einen kleinen Spiegel, der mir täglich das Gegentheil von dem zeigte, was mir jetzt meine großen Trumeauxspie= gel zeigen. Ich wartete auf Arbeit, sie kam; aber nicht al= lein, sie kam mit der Liebe. Sie haben wohl, wenn Sie Ihr Fenster öffneten, gerade gegenüber auch eines bemerkt, welches zu einer Dachkammer des gegenüberstehenden Hauses gehört?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiederte Karl, „es wohnt eine alte Frau darin, die mir täglich aufräumt.“

„Damals wohnte ein junger Kunsttischler darin. Er sah mich Anfangs immer an, dann warf er mir süße Blicke

und endlich gar Kußhände zu Ich blieb nicht gleichgiltig dafür und mein junges Herz schlug heftiger, wenn ich ihn erblickte. Wir begegneten uns auf der Straße, drückten uns die Hände, und damit ich's kurz mache, es gefiel mir besser, mit ihm spazieren zu gehen, als zu Hause zu arbeiten. Meine Kundschaften beklagten sich, ich verlor eine nach der andern, und eines Tages suchte ich umsonst in allen meinen Taschen um einen Zwanziger und war eben so, wie Sie, meinem Hausherrn zwei Vierteljahre Miethzins schuldig. Ich war immer redlich, Herr Felber, und ich sah wohl ein, daß mein junger Kunsttischler ein Sausewind sei, und daß ein solcher Mensch nicht dazu tauge, ihm mein ganzes Lebensglück anzuvertrauen; aber ich zählte 15 Jahre, war ohne Rath, ohne Schutz, und in solcher Lage ist man immer aufgelegter einen thörichten Streich zu begehen, als einen klugen. Eines Tages hielt mich auch der Hausmeister am Thore an, wie er Sie gestern anhielt, und ersuchte mich zum Hausherrn hinauf zu steigen. Ich that es sogleich. Der Hausherr war ein alter Mann, Herr von Fahnenhelm. Er empfing mich in demselben Gemach, wo wir uns jetzt befinden, und machte mir den sonderbarsten Vorschlag von der Welt. Sie werden nie errathen, was er mir vorschlug.“

„Sie waren jung und schön,“ wagte Karl zu antworten, „es ist nicht schwer zu errathen?“

„Sie irren sich, Herr Felber. Herr von Fahnenhelm schlug mir vor, mich zu heirathen. Dieser Anbot war übrigens doch etwas vernünftiger, als er auf den ersten Anblick zu seyn scheint. Alles im Hause liebte und achtete mich, und Alles bemitleidete mich, daß ich mein Herz an einen

jungen Taugenichts verschenken wollte, der mich unglücklich machen, und mich früher oder später dem Elende Preis geben würde. Herr von Fahnenhelm, der Sohn einer armen Familie, war auch ohne Vermögen nach der Hauptstadt gekommen, und dankte seine jetzige Wohlhabenheit einer vor dreißig Jahren geschlossenen Ehe mit einer Frau, die seine Großmutter hätte seyn können. Ein alter Mann hat freilich fast immer unrecht, wenn er ein junges Mädchen heirathet; wenn aber die Person, mit der er sich verbindet, brav und gut ist, so hat es doch auch seine guten Seiten, er befreit sich von erbschleicherischen Verwandten und aus den Klauen räuberischer Diener, und wenn auch die Liebe nicht an seinem Sterbebette weint, so vergießt doch die Dankbarkeit aufrichtige Thränen. Ich erröthete und erblaßte bei dem seltsamen Vorschlag und bat um Bedenkzeit. O! ich armes, verliebtes Kind lief zu meinem Kunsttischler, um ihm Alles haarklein zu erzählen und ihm um seinen Rath zu fragen."

"Ich traf ihn unter dem Thore seines Hauses mit einer kleinen Hausirerin, der er all' das Schöne wiederholte, was er mir seit drei Monaten gesagt hatte; da sprang ich gleich wieder davon, wendete mich gegen das Fahnenhelm'sche Haus, und ich gestehe, daß ich die Fenster der fünf Stockwerke mit einem eigenen rachesüchtigen Vergnügen zählte. Ich, das arme Mädchen, das nicht einmal so viel besaß, um den Miethzins zu bezahlen, durfte nur Ein Wort sprechen, um Eigenthümerin eines schönen Hauses und reich zu seyn, freilich mit einem alten Mann — aber ein junger Liebhaber hatte mich so eben schändlich betrogen.

"Einen Monat nachher war ich Frau von Fahnen-

helm. Ich werde den Verlust dieses vortrefflichen Mannes immer bedauern, der mir viel zu früh starb, obschon man behauptet, daß junge Frauen den Tod alter Männer immer mit Ungeduld erwarten. Ich zählte noch nicht zwanzig Jahre, als ich Witwe wurde. Einige Zeit nachher zog ein Herr Lambrecht in mein Haus. Ein schöner Mann von 35 Jahren, und so redlich, daß er kein Vermögen besaß, obschon er Lieferant war; er machte mir den Hof und ich heirathete ihn. Obwohl ich weit entfernt bin, mich über ihn zu beklagen, so glaube ich doch, ich war mit Fahnenhelm glücklicher; der Alte machte keine Forderungen und war nicht eifersüchtig. Lambrecht hatte Launen, gleich einer schönen Frau, und er war so hübsch, daß ich stete Zweifel in seine Treue setzen mußte. Seit zehn Jahren meiner jetzigen Witwenschaft, mein lieber Herr Felber, befinde ich mich nun in derselben Lage, in welcher sich vor 50 Jahren Fahnenhelm befand. Aus meinem Dorfe melden sich alle Monate neue Vettern und Basen bei mir, meine Kammerfrau drängt sich mit eigennütziger Zuvorkommenheit an mich, und jede meiner Freundinnen will die andere bei der alten, reichen Frau ausstechen und allein Hahn in dem vollgefüllten Korbe seyn. Täglich rufe ich mir jene Zeit in mein Gedächtniß zurück, als ich noch in jenem Dachstübchen wohnte, wo Sie jetzt wohnen, wie arm war ich damals und wie wenig durfte ich hoffen, je reich zu werden; es ist fast zur fixen Idee bei mir geworden, daß, wie sich einst das Glücksrad für mich so glücklich gedreht hat, es sich auch für Jenen drehen soll, der jetzt dieses Stübchen bewohnt; und daß ich mein Haus eben so wieder hingeben soll, wie ich es bekom-

men. Ich habe keine nahen Verwandten, ich habe keine Freunde, die ein solches Glück verdienten. — Wollen Sie mich heirathen, Herr Felber?"

Drei Monate nach diesem Gespräche erhielt Felber folgenden Brief:

"Mein lieber Karl! Ich komme in diesem Augenblicke vom Lande zurück und du kannst nicht glauben, wie sehr es mich schmerzt, zu wissen, daß du vor drei Monaten meiner Hilfe bedurftest und ich dir nicht nützlich seyn konnte. Ich habe, während wir uns nicht gesehen haben, eine große Reise gemacht, und Paris und London gesehen. Endlich bin ich wieder hier, und meine Börse steht dir zu Dinsten. Ich erwarte dich noch diesen Abend.

Stets der Deine
Max."

Noch diesen Abend kam Karl zu seinem Freunde, er war in Trauer gekleidet, und sein, sonst fröhliches Gesicht trug unverkennbare Spuren des Grams; eine leichte Runzel zog sich sogar über die sonst so heitere Stirne.

"Was ist denn dir, mein Freund? Warum im Trauerkleid; ist dein Onkel hinüber gegangen, bist du sein Erbe?"

"Erbe bin ich, aber mein Onkel lebt, ach Freund! ich habe meine Gattin verloren."

"Deine Gattin? du verheirathet und Witwer? Um alle Welt, wie kam das?"

"Das kam daher, weil ich ein Dachstübchen bewohnte."

"Was willst du damit sagen?"

"Ja, das ist schon die Gewohnheit in meinem Hause, wenn man diese Dachstube bewohnt, bezahlt man keinen

Zins, heirathet die Hauseigenthümerin und wird dann selbst Hausherr, das geht schon über ein halbes Jahrhundert so fort.“ —

„In deinem Hause?“

„Ja, ja, Freund, in meinem Hause, es ist eines der schönsten in der **Straße und trägt mir jährlich bei 15,000 Gulden;“ und also sprechend rollten Thränen über die Wangen des jungen Mannes. „O! wer weiß hätte meine Mutter für mich gethan, was sie gethan hat! Die Heirath war ihr nur ein Mittel mich zu bereichern; sie gab mir ihre Hand, um mich glücklich zu machen; ich war ihr Sohn, und kaum hatte sie mit ihrer Segenshand das Füllhorn ihres Reichthums über mich ausgeschüttet, als sie sich aus meinen Armen los machte, als ob sie befürchtet hätte, mich ihre Wohlthat zu theuer erkaufen zu lassen und mir ein zu großes Opfer aufzulegen.“

„Diese Äußerungen gereichen dir zur Ehre, sagte Hellwerth, sie bezeugen deine Herzensgüte, aber tröste dich und bedenke, was würdest du erst empfinden, wenn du den Gegenstand einer ersten leidenschaftlichen Liebe, eine junge, frische, schöne Gattin einige Monate nach der Hochzeit verloren hättest. Für diese fühltest du Achtung, Dankbarkeit, Freundschaft, aber keine Liebe.“

„Das ist wahr, ich will auch nicht mit Gefühlen prunken, die ich nicht empfinde; diese Thränen sind auch nur ein gerechter Tribut, den ich der Verblichenen zolle, und wenn ich dir mein ganzes Herz entdecken soll, so wisse Freund, ich bin jetzt wirklich verliebt.“

„So?“

„Ja, und verliebt in eine Person in meinem Hause.“ Es ist schon nicht anders, das verhängnißvolle Dachstübchen hat noch immer seine alte Wirkung. Ich bin verliebt in eine junge Witwe, die jetzt darin wohnt, und sobald die Zeit der Trauer vorüber ist und die Schicklichkeit es erlaubt, mache ich meine Werbung.“

„Und wenn du die Witwe heirathest, was geschieht dann mit dem Dachstübchen?“

„Dann steht es leer.“

„Wie viel trägt dein Haus?“

„Bei 15,000 Gulden jährlich.“

„Ich pränumerire mich auf dieses Dachstübchen für meinen Neffen, einen angehenden Mediziner.“

Ohne daran zu denken.

Ein kleines Lebensbild, welches wahr seyn könnte.

Ohne daran zu denken! das ist die Devise der meisten Menschen. Man spricht, handelt, verbindet und entzweit sich, lächelt, weint, ist artig, unhöflich, liebenswürdig, und langweilig, ohne daran zu denken. Oft aber haben jene Handlungen, welche, ohne daran zu denken, begangen worden sind, nachtheilige Folgen, dieses mag Euch meine kleine Erzählung beweisen.

Mutz hatte seine Jugendjahre auf dem Lande bei einer Tante zugebracht, welche ihn erzog. Er ging aus dem Hause dieser ehrwürdigen Dame, ausgerüstet mit Allem, was zum Eintritt in die große Welt nothwendig erachtet wird. Er war ohne daran zu denken oberflächlich, launenhaft, schwärmerisch, ein guter Reiter, Tänzer und Spieler. Er besaß eine gute Lebensart, viel Witz, und eine sehr schöne Gestalt, ohne daran zu denken, welches ein seltener Fall ist. — Diese Gestalt diente seinen guten Eigenschaften zum Firniß und seinen Fehlern zum Schleier. Mutz — so beschaffen, — interessirte, wurde geliebt und hatte viele Abenteuer. — Allein bald wurde er dieser einförmigen Lebensart müde und wählte eine andere, bei der es ihm schlimmer ging. Er verband sich

mit einigen jungen Burschen, welche ihn zum Spiele verleiteten, wo er all sein Geld verlor, ohne daran zu denken. — Er lernte dadurch einsehen, daß Bündnisse, welche man ohne daran zu denken schließt, sich auch eben so wieder auflösen. Seine Freunde verließen ihn, da er arm war, und er stand allein und ohne Geld in einer Welt, wo man nur wenige Vergnügungen umsonst erhält.

Er war in die große Welt getreten, um sich ein Amt, einen Namen und eine Frau zu erwerben. Erst jetzt dachte Mutz daran, als er sich außer Stand gesetzt sah, dieses Alles zu erringen. Er konnte sich nicht dazu entschließen, sein Elend vor denjenigen zur Schau zu tragen, welche Zeugen seines Glanzes waren, er kehrte also zu seiner Tante zurück, in den Schoß der Einsamkeit, wo er Trost für seine Unglücksfälle suchte. Mit trüber Miene, zu Fuße kam er dort an. Die gute Tante ersparte ihm das Geständniß seiner Unbesonnenheiten, empfing ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und setzte ihm nur die einzige Frage: ob er keine Schulden hinterlassen habe? Mutz bekannte, daß er 10,000 Gulden schuldig sei. Deine Fehler, mein Sohn, erwiederte die Tante, entstanden nur aus Leichtsinn, sie sind verzeihlich, da dein Herz keinen Theil daran hat. Ich werde die 10,000 Gulden bezahlen, nur versprich mir künftig nichts mehr zu thun, ohne daran zu denken. Mutz leistete das Versprechen, ohne daran zu denken.

Es befand sich auf dem Schlosse der Tante eine junge Anverwandte; Karoline (so hieß sie) war schön, lebhaft, witzig, feurig. Es bedurfte nicht so viel, um Mutzen zum Versprechensbruch zu bewegen. Er verliebte sich in Karolinen

ohne daran zu denken. Die Tante billigte diese Neigung; Karoline erwiederte sie, beide ebenfalls, ohne daran zu denken.

Die beiden Liebenden verbanden sich auf ewig durch das Band der Ehe. Die Tante gab ihnen so viel, daß sie anständig, aber nicht glänzend leben konnten. Sie gingen nach der Hauptstadt, und dort war es, wo Mutz einsehen lernte, daß er sich verheirathet hatte ohne daran zu denken. Er hatte früher nur die liebenswürdigen Eigenschaften seiner Frau bemerkt, jetzt wurde er eine Coketterie an ihr gewahr, die sich immer mehr entfaltete. Karoline wurde zusehends kälter gegen ihren Gemahl, sie zeigte mit jedem Tage mehr Hang zum Glanz und zur Gefallsucht. Mutz wurde eifersüchtig, weil er geliebt hatte, er hörte aber jetzt auf zu lieben, weil er Ursache hatte eifersüchtig zu seyn, und er wollte sich trennen, weil er nicht mehr liebte.

Nur unter der Bedingung wurde ihm die gewünschte Trennung erlaubt, daß er ihre Schulden bezahle und ihr einen zureichenden Jahresgehalt aussetze. Er ließ die Gläubiger seiner Frau zu sich rufen. Die Marchande de Modes überreichte ihm eine Note von 420 fl., die Nähterin von 100 fl., der Kaufmann von 1080 fl., der Galanteriehändler von 700 fl., der Schneider von 500 fl. u. s. w. — Diese Summe war ihm zu groß, und er zog es vor, seine Frau zu behalten.

Aber bald wurde diese immer herrischer, launenhafter, unhöflicher gegen ihn, und Mutz, endlich dieser Behandlung überdrüßig, zog sich zu seiner Tante zurück, welche sein Unglück mit ihm theilte, und sich den Vorwurf machte, es veranlaßt zu haben.

Karoline starb bald darauf an den Folgen eines bösartigen Fiebers, welches ihr ihre Ausschweifungen zugezogen hatten. Zu gleicher Zeit vernahm Mutz, daß auch die Schulden seiner Frau von einem alten reichen Bankier bezahlt worden seien. Somit war er wieder frei und glücklich, ohne daran zu denken, allein er dachte auch nicht daran, sein Glück zu benützen.

Er besuchte öfters eine Witwe bei 50 Jahren, welche sehr großes Vermögen besaß, und noch immer hübsch genannt werden konnte. Ihr Geist und ihr Charakter gefielen Mutzen, ihre Buhlerkünste lockten ihn an, und er heirathete sie endlich, ohne daran zu denken, daß sie um 20 Jahre älter sei als er. Er betrug sich als Ehemann musterhaft, ließ es weder an Artigkeit noch Achtung fehlen, allein bald wurden ihm die Zudringlichkeiten der Halbgrauen doch lästig, und er bemerkte zu spät, daß er zum zweiten Mal, ohne daran zu denken, in die Falle gegangen sei. Seine Sclaverei dauerte nicht lange, er verlor seine zweite Frau, und sie hinterließ eine große Erbschaft, welche ihm von den Verwandten der Frau bestritten wurde. Er führte Prozeß, der Richter sprach das Urtheil ohne daran zu denken, und er verlor seine Sache mit der gerechtesten Hoffnung, sie zu gewinnen.

Zum dritten Mal kehrte Mutz zur Tante zurück, die ihn in seiner Jugend bei seinen Fehltritten und in seinem Unglücke geliebt hatte, allein als er ankam, fand er diese auf dem Todtenbette, sie starb in Mutzens Armen, den sie zum einzigen Erben eingesetzt hatte.

Mutz dachte selten, aber er fühlte immer. Sein Schmerz war seinem Verluste angemessen. Nachdem die ersten

Thränenströme geflossen waren, ging er damit um, sich einen Plan für sein künftiges Leben zu entwerfen. Mit Grund der Welt überdrüssig, beschloß er auf dem Schlosse der Tante zu bleiben, allein es war ihm zu alt. Man schlug ihm einen Plan vor, der ihm gefiel, und er verschwendete sein Geld, ohne daran zu denken, zu einem neuen Bau. Nachher überließ er Schloß und Gut dem Baumeister statt der Bezahlung, und zog sich mit einem kleinen Jahresgehalt in ein Provinzialstädtlein zurück. Dort fing er erst an, Behagen an der Einsamkeit zu finden, und mit dieser stellte sich auch das Nachdenken ein. Er wurde ein Philosoph und dachte sein ganzes noch übriges Leben darüber nach, daß er früher Alles gethan hatte, ohne daran zu denken.

Der Ehemann als Kindeswärterin.

Lebensbild nach Kock.

Ihr seid verheirathet und habt Kinder. Das ist ganz in der Ordnung. Es heißt in der Schrift: „Wachset und mehret Euch!“

Wir sprechen hier von einem Ehemann, der Kinder hat, und sie zärtlich liebt, der sich ihnen mit Leib, Gut und Blut weiht, der in Entzücken an ihrer Wiege steht, der ihnen Koch einstreicht und es früher kostet, ehe er es ihnen gibt, der bei Nacht aufsteht, um ihnen Trank zu reichen, und der bei Tage sie auf der Bastei oder auf dem Glacis spazieren führt.

Laßt uns auch ein wenig auf das Glacis gehen, wir werden recht bald einem Ehemann als Kindeswärterin begegnen, und ihn auch auf den ersten Blick erkennen, diesen Prototyp väterlicher Liebe, der alle andern Rechte des Mannes abgeschworen hat, um sich ganz seinen Kleinen zu opfern.

Seht dort jenen einfach, dezent und bürgerlich gekleideten Mann!

Er würde auch sehr reinlich seyn, wenn seine Kinder nicht die Gewohnheit hätten, ihre Hände an seinen Kleidern abzuwischen. Da nun überdies auch auf diesen noch immer Überreste von Backwerk, Honig, Butter, Obst u. s. w. sichtbar sind, so seht ihr wohl, er muß etwas schmutzig aussehen.

Manchmal sieht man sogar auch Risse an seinen Kleidern, es ist selten, daß ihm nicht ein Knopf fehlt, und daß sein Hut nicht eingedrückt ist. Alles dies ist Folge der Späße seiner Kleinen, doch das hindert ihn gar nicht, den ganzen Tag hindurch auszurufen: „Die größten Freuden sind die Vaterfreuden!"

Dieser Herr hat zwei Söhne und seine Gattin verspricht ihm einen dritten. Der ältere zählt sechs, der jüngere vier Jahre. Diesen Beiden steht er vom Morgen bis zum Abend zu Befehl. Die Gattin will, daß alle ihre Wünsche erfüllt werden, sie behauptet, um den Charakter der Kinder zu bilden, müsse man immer ihren Willen thun.

Der Vater ist ganz damit einverstanden, und statt die beiden Jungen gehorchen zu lehren, gehorcht er ihnen.

Karl und Wilhelm wollen spazieren gehen, der gute Mann greift schnell um seinen Hut und sie gehen fort. Die Mutter ruft noch von der Stiege herab: „Mann! hab auf die Wagen gut acht, laß mir die Kleinen nicht zu schnell laufen und nicht mit dem Sande spielen, wenn sie ihre Kleider beschmutzen, so ist's deine Schuld," und der gute Mann antwortet: „sei ganz ruhig, mein Kind, ich lasse sie nicht aus den Augen." Er nimmt den Weg auf das Glacis und führt Karl'n an der einen, Wilhelm an der andern Hand.

Anfangs geht's recht gut, die Kleinen freuen sich, daß sie spazieren gehen können, und begnügen sich damit, Alles anzuschauen, sie zwingen den Papa, vor jedem Auslagkasten stehen zu bleiben, der dies auch mit außerordentlicher Gefälligkeit thut.

Endlich aber kommen sie in eine Straße, da will Karl

rechts die Figürchen bei einem Zuckerbäcker sehen, und Wilhelm will links zur Spielwerk-Handlung gehen. Karl zieht den Papa rechts und Wilhelm links, und zum ersten Mal ist er nicht im Stande, allen beiden Lieblingen zu Willen zu thun, er redet ihnen also zu: „Liebe Jungen, wir können nicht zugleich auf beide Seiten gehen, wir wollen Eines nach dem andern thun.

„So gehn wir jetzt gleich zu den schönen Figuren dort," schreit der Größere.

„Nein, dort zur Spielerei, will ich hin," schreit der Kleinere und stampft mit den Füßen, was der Papa für Charakter hält.

„Nein, daher!" — „Nein, dorthin!"

Die beiden Knaben hängen sich mit aller Gewalt an die Rockschöße ihres Erzeugers, welcher fast Lust hat zu weinen, aber da er doch einsieht, wenn er nicht Ordnung macht, so reißen ihm die unbändigen Jungen die Kleider vom Leibe, so entschließt er sich endlich etwas barsch zu seyn und schreit: „Mordtausendelement! wenn ihr nicht aufhört, ihr heillosen Jungen, so laß ich Euch da mitten auf der Gasse stehen und die Polizei führt Euch dann ein."

Diese Drohung macht ihre Wirkung, die Kinder lassen ihn einen Augenblick aus und schweigen. Erstaunt darüber, daß er sich Gehorsam zu verschaffen wußte, führt er seine Kinder mit einer Art von Stolz weiter und sieht um sich, was diese heroische Handlung auf die Vorübergehenden für einen Eindruck macht.

Zur Belohnung führt er die Knaben in den Prater. Sie kommen zu einer Hütte, vor welcher auf Leinwand eine

Menge ausländischer Thiere abgemalt sind. Die Knaben begnügen sich nicht die gemalten anzuschauen, sie wollen die wirklichen sehen. Der Vater führt sie hinein, es ist schon zum zehnten Mal, daß der arme Mann dieses Spektakel sehen und die Explication hören muß.

In der Hütte war es sehr heiß, als sie heraus gegangen sind, bekommen die Kleinen Durst. Der Vater führt sie zu einem Wirthshause und läßt ihnen Wasser, Schanden halber auch eine Bouteille Bier bringen, welche er austrinkt, um nicht das Geld dafür umsonst ausgegeben zu haben. Vaterliebe macht zu Allem fähig.

Dann wollen die Kleinen das Marionettenspiel sehen. Der Vater führt sie hin, da sich aber vor dem hölzernen Theaterchen immer mehr Leute, auch große sammeln, so schreien die Bälge aus vollem Halse: „Vater! ich sehe nichts, aufheben! aufheben!“

Unser Ehemann faßt jeden der Knaben mit einem Arm und hebt sie so hoch empor, daß jeder auf einer seiner Achseln zu sitzen kommt. Dazu ist er noch gezwungen, ihnen alle Scenen des Marionettenspieles zu expliziren, er, der in seiner Stellung gar nichts sieht, denn die Kleinen stellen ihm hundert Fragen.

„Papa! Wer ist denn der grobe Kerl, der den Hannswurst prügelt?“

„Das ist der Kommissär, mein Sohn.“

„Er hat zwei große Hörner, eine rothe Zunge und einen langmächtigen Schweif.“

„Ach! wenn das ist, dann ist's nicht der Kommissär, sondern der Teufel!“

„Aber Papa, warum schlägt denn der Teufel den Hannswurst?“ —

„Ja, vermuthlich war er nicht artig, hat seine Suppe nicht essen wollen, und die Fabel vom Fuchsen und Raben nicht auswendig gewußt.“

„Papa! Ist denn der Teufel der Lehrer des Hannswurst?“ —

Der Herr Papa, erstaunt über die Tiefe dieser letzten Frage, wirft seine Blicke stolz auf die Umstehenden, um in ihrem Gesichte Bewunderung für den Geist seines sechsjährigen Sprößlings zu lesen, da er aber von allem dem nichts bemerkt, antwortet er sehr laut, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen:

„Nein, lieber Karl, der Teufel ist nicht der Lehrer des Hannswurstes, weil — denn — kurz der Teufel straft aber alle bösen Buben, die unartig sind.“

„Papa! wer ist denn der mit dem langen schwarzen Kittel und mit dem Mehl in den Haaren, der jetzt nach dem Teufel gekommen ist, und mit dem Hannswurst disputirt?“

„Das ist der Kommissär, liebe Kinder.“

„Ach, ach! jetzt hat der Kommissär den Hannswurst todtgeschlagen.“

„Das ist ein Beweis der himmlischen Gerechtigkeit, welche früher oder später die Bösen bestraft.“

„Nein, Papa! der Hannswurst steht wieder auf und bringt den Kommissär um.“

„Dann hat der noch mehr Schuld auf sich gehäuft, und die Vorsehung straft den Schuldigern durch den Schuldigen.“

„Papa, Papa! der Kommissär ist auch nicht todt. —

Er nimmt seinen Prügel wieder und haut gar fürchterlich auf den Hannswurst zu.“

Jetzt weiß der Vater die Moral des Stückes nicht weiter zu erklären, es ergreift ihn auch in diesem Augenblicke ein gewaltiges Niesen, und Jedermann weiß wohl, wenn man niest und dabei noch ein Tabakschnupfer ist, so fühlt man auch ein unwiderstehliches Bedürfniß, sich die Nase zu putzen. Unser Mann hätte viel darum gegeben, sein Sacktuch aus der Tasche zu nehmen, allein wie sollte er das thun, da er auf jedem Arme ein Kind trug.

Zu gleicher Zeit erhebt sich auch ein Wortwechsel auf den beiden Schultern unsers verheiratheten Mannes. Karl und Wilhelm reißen einander wechselseitig einen Kuchen aus den Händen, den ihnen der Vater früher gekauft hatte, sie schimpfen und schlagen einander. Vergebens ruft der Vater: „Wird jetzt bald ein Ende seyn, da oben? Halte ich euch darum in der Luft, daß ihr euch prügelt?“

„Papa! er hat mir meinen Kuchen genommen.“

„Papa! er wollte mir nichts davon geben.“

„Ist nicht wahr, Papa! ich habe ihm ein Stück davon gegeben.“

„Ja, aber das kleinere.“

Um dem Streit ein Ende zu machen, ergreift der Vater das einzige Mittel, und setzt seine beiden Söhne auf die Erde herab.

Da schreien aber alle Beide noch stärker und wollen wieder den Hannswurst sehen, der sich jetzt mit einem Kaninchen herumbalgt. Aber der Papa, den die vorige Sitzung ermüdet hatte, fühlt nicht mehr Kraft genug, die beiden

Knaben auf den Armen zu halten. Er führt sie daher fort, und kauft ihnen, um sie zu beruhigen, erst Lebkuchen, dann Äpfel, dann Chocoladebrot.

Karl, der Ältere, reißt dem Papa alle Augenblicke aus, um dieses oder jenes zu besehen. Wilhelm will's seinem Bruder nachmachen und reißt ebenfalls aus. Da ist denn der arme Papa in großer Verlegenheit, er will zugleich den beiden Knaben nachlaufen, welche verschiedene Wege genommen haben, er hustet, keucht, schwitzt, stößt auf die Vorübergehenden, erhält eine Grobheit von dem Einen und einen Rippenstoß von dem Andern, allein darauf achtet er nicht, und fühlt sich überglücklich, wenn er, triefend von Schweiß, die beiden Flüchtlinge ereilt und zurückgebracht hat.

Bald aber bemerkt er, daß der Ältere eine blutige Nase und ein blaues Auge hat, und daß des Jüngern Hose zerrissen ist und seine Jacke einen Schoß weniger hat.

„Mein Himmel! Spitzbuben!“ schreit er. „Was muß ich sehen? Nur einen Augenblick habe ich euch aus den Augen verloren, und wie finde ich euch wieder?“

„Papa! unten schieben sie Kegel und ich bin hinzugegangen, um das anzusehen, und da ist mir die Kugel zum Kopfe geflogen, o weh! o weh!“

„Papa! eine alte Frau ging mit einem Hunde, ich wollte den Hund beim Schweif nehmen, er riß mir was von meiner Jacke ab, ich lief dann davon und fiel nieder, da habe ich mir die Hose zerrissen.“

„Nun, das ist schön! — Was wird eure Mama sagen? Ich kann die Satansbuben nie nach Hause bringen, wie ich sie ausgeführt habe.“

„Papa! ich bin müde, trage mich.“

„Mich auch tragen!“

„Nichts da, ich habe euch lange genug getragen, jetzt werdet ihr gehen.“

„Aber es ist noch weit.“ —

„Nein, höchstens ein Paar hundert Klafter.“

„Was ist das, eine Klafter, Papa?“

„Das ist eine Maß, ein hölzerner Stab, den man nehmen und euch durchprügeln soll, wenn ihr euch so zerren laßt.“

„Ich bin müde!“ — er heult.

„Mir thun die Füße weh!“ — er heult auch.

„Karl, Wilhelm! seid doch vernünftig, ihr seid ja schon junge Herren, schämt euch, euch tragen zu lassen, wie kleine Kinder.“

„Sing uns ein Lied, Papa!“

„Ja, Papa! das von der Schwagerin mit dem hobidibedi, Du hast versprochen, es uns zu lernen.“

„Nun, meinetwegen in Gottesnamen, aber ihr müßt mit mir singen und dabei recht frisch d'rauf losgehen.“

Der Papa fängt an zu singen und sucht die Kleinen dabei nach dem Takte vorwärts zu schleppen:

„Wenn ich in der Fruh aufsteh! Vorwärts, vorwärts.“

Beide Knaben schreien, was sie aus dem Halse bringen:

„Daidi Dadi — Daidideh.“

Der Papa fährt fort:

„Und zu meiner Schwag'rin geh'.“

„Papa, mich dürstet.“

„Papa, ich hab' Bauchweh!“

„Ihr könnt keinen Durst haben, — kommt nur, kommt.“

„Und zu meiner Schwagerin —“

„Papa, da sind Kastanien!“

„Still, Nimmersatt!“

Endlich stemmen sich die Knaben an, und sind nicht mehr weiter zu bringen. Den armen Ehemann ergreift die Verzweiflung, er faßt mit seiner letzten Kraft die beiden Schreihälse und trägt sie fort.

Endlich hat er seine Wohnung erreicht, die Frau geht ihm entgegen, schlägt die Hände über den Kopf zusammen, als sie die Knaben erblickt, schilt den Mann derb aus und bedauert die Kinder.

Es ist ganz natürlich, daß ein Vater seine Kinder liebt und sie spazieren führt, aber wenn ein Mann so ganz das Geschäft einer Kindsfrau verrichtet, so wird er lächerlich vor seiner Frau, und das ist sehr gefährlich; denn die meisten Frauen lieben ihre Männer nur so lange, als sie an ihnen ein Übergewicht an Geist und Körper über sich selbst fühlen, und ein lächerliches Benehmen tödtet dieses Übergewicht.

Inhalt.





